H. coll. 76 (18

Holzmindische
Schul = Leihbiblio-
thec.

Gymnasialbibliothek
XXXV, X

Aus den Beständen der Niedersächs. Staats- und Universitäts-Bibliothek ausgeschieden.
Göttingen, den 6. JULI 1963

<36626497370010

<36626497370010

Bayer. Staatsbibliothek

H. coll. 76 (18

Holzmindische

Schul= Librbliothec.

Gymnasialbibliothek

XXIV, X

Aus den Beständen der Niedersächs. Staats- und Universitäts-Bibliothek ausgeschieden.
Göttingen, den 6. JULI 1963.

<36626497370010

<36626497370010

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung
der besten und neuesten
Reisebeschreibungen
in einem ausführlichen Auszuge,
worinnen
eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, Naturgeschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird.

Aus verschiedenen Sprachen zusammengetragen.

Achtzehnter Band.
Mit vielen nützlichen Kupfern.

HERZOGL. GYMNASIUMS ZU HOLZMINDEN

Berlin,
verlegts August Mylius, 1778.

Wst 63 91

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Septentrio

Occidens

Oriens

Meridies

TABULA ITINERARIA
sistens illam partem
TERRÆ YEMEN
quam
Societas litteraria auspiciis et sumtibus
FRIDERICI V. ET CHRISTIANI VII.
Daniæ Regum
in orientem missa
peragravit
Ad observationes astronomicas et hodometricas
conformata; Auctore
C. Niebuhr.
MDCCLXIII.

SIGNORUM Explicatio

- URBS CAPITALIS
- Urbes Comunes
- Vicus
- Pagi
- Arx
- Hospitium
- Fluvius
- Torrens
- Iter Auctoris
- B. Beni i. e. filii
- M. Mons

Milliaria Germanica 15 in uno Gradu

Leucæ Gallicæ 20 in uno Gradu

Glassbach sculps: Berol.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Fortsetzung der Reisebeschreibung des Herrn Hauptmann Niebuhrs nach Arabien.

Reise von Taas nach Sana.

Am 28. Junius reiseten wir ab, und kamen am 30. bis zu der **Simsera Mharras.** Von **Tehama** bis hier nennet man die großen Herbergen, wo man des Nachts mit Kameelen einkehrt, **Mattrach.** Diese sind nur Privathäuser, daher wenden ihre Eigenthümer darauf keine großen Kosten; sie suchen nur ihre Gäste und die bey sich habenden Waaren unter Dach bringen zu können, es mag auch so schlecht seyn, als es will. Von **Mharras** bis **Sana** ist fast auf jeder Tagereise, und bisweilen auf halben Tagereisen eine große von Brandmauern gebauete **Simsera**, die so wie die **Chans**, oder **Karwanserojs** in der Türkey, von reichen Leuten zur Bequemlichkeit der Reisenden gebauet worden sind. Ein Reisender muß in Arabien, so wie in der Türkey, alles mitbringen, was er mehr verlangt, als Kaffee, Reis, Brodt und Butter. Dieß und weiter nichts kann er vor der Herberge zu Kauf erwarten. Aber man ist in

diesen Simsera vollkommen sicher. Es ist in solchem Gebäude nur eine Thüre; welche alle Abend geschlossen wird, und wenn sie des Morgens wieder geöffnet werden soll, so wird es in einigen denen Reisenden vorher angezeigt, damit jeder nachsehen könne, ob ihm etwas fehle.

Am 1. Julius giengen wir über den Berg Mharras, anderthalb Meilen von der Herberge an bis zu der Stadt Abb. Dieser Stadt Dola stehet unter dem von Dsjobla. Sie liegt oben auf der Spitze eines Berges, und ist mit einer Mauer und mit Thürmen umgeben. Die Straßen sind gepflastert, und die Häuser fast alle von Steinen. Die Araber rechnen 800 Häuser auf Abb, und 1200 auf Dsjobla. An der Ostseite der Stadt ist ein sehr hoher Berg Baadam, von welchem das Wasser über eine Mauer etwa hundert und funfzig doppelte Schritte lang, bis zu einer großen Mosque, und von da zu den übrigen Mosqueen und andern Häusern in der Stadt geleitet wird.

Am 2. Julius giengen wir von Abb bis Mechader etwa drittehalb Meilen. Unterwegens trafen wir acht Madsjil und sechs Regenhäuser am Wege. Mechader ist eine kleine Stadt oben auf einem Berge.

Am 3. Julius reiseten wir aufwärts des Berges Sumara, der so steil ist, daß er besonders für beladene Kameele unersteiglich seyn würde, wenn man den Weg nicht durch so viele Krümmungen geleitet, und an vielen Stellen gepflastert hätte. Wir kamen bis zu dem Dorfe Mensil, wo wir eine kostbare Simsera antrafen, woran alles, sogar die Balken und der Boden, der statt der Dielen darüber liegt, von gehauenen Steinen war. Hier blieben wir am 4. und wollten auch bis zur Besserung des Herrn Forskål

hier

hier bleiben, dessen Krankheit mehr zunahm. Allein unsre Kameele und Eseltreiber gaben vor, daß wir hier für so viele Menschen und Vieh keinen Unterhalt finden würden. Sie versicherten, die Stadt **Jerim** läge gleich hinter dem Gipfel von **Sumara**. Sie versprachen Leute zu bestellen, die unsere Kranken bis auf den Gipfel des Berges tragen sollten, und der kurze Weg von da bis **Jerim** würde ihm auf einem Kameele nicht beschwerlich fallen. Wir fanden aber nachher, daß von **Mensil** bis **Jerim** zwo bis drey Meilen war.

Herr **Cramer** war mit unsern europäischen Bedienten zurück geblieben, um die Leute zu erwarten, die unsere Kranken bis auf den Berg tragen sollten. Allein diese waren entweder gar nicht bestellt, oder die Araber hatten keinen Christen tragen wollen. Man hatte deswegen auf gut Arabisch das Bette auf ein Kameel, und unsern Kranken darauf gebunden. Aber ob man gleich sehr langsam mit ihm gereiset war, und ihm sonst alles so bequem als möglich gemacht hatte; so kam er doch gegen Abend sehr schwach und in einem elenden Zustande zu **Jerim** an. Wir waren zu **Jerim** in einer öffentlichen Herberge eingekehrt. Weil wir aber daselbst gar zu sehr von Zuschauern beunruhiget wurden, die alle begierig waren, Europäer zu sehen und sprechen zu hören, so mietheten wir ein Haus, um hieselbst einige Zeit zu bleiben, und unsers Kranken Besserung abzuwarten. Hier merkten wir, daß die Araber zu **Mensil** wohl nicht Lust gehabt haben mochten, Herrn **Forskål** auf den Berg zu tragen; denn zu **Jerim** wollten nicht einmal unsre arabischen Bedienten ihn von einem Hause ins andre bringen. Wir selbst mit unsern christlichen Bedienten mußten suchen, ihn dahin zu schaffen.

Jerim ist nur eine kleine Stadt, oder vielmehr ein großes Dorf. Hier wohnet der Dola von diesem Amte in einem kleinen Kastelle auf einem steilen Felsen mitten in diesem Flecken. Die Häuser sind zum Theil von Steinen, zum Theil aber auch nur von ungebrannten Ziegelsteinen, überschmiert mit Leimerde, die mit Kuhmist vermischt ist.

Wir fanden an der Ostseite des Berges Sumara ein ganz anderes Klima, als an der Westseite. Zu Taas, Abb, ja noch in dem hier nahe gelegenen Dorfe Mensil regnete es schon seit einiger Zeit alle Nachmittage. Wir sahen daselbst die schönsten Kornfelder, und überhaupt alles war grün und wohl bebauet. Dagegen war zu Jerim seit drey Monathen kein Regen gefallen, ob man gleich fast alle Abend ein Donnerwetter in der Ferne hörte. Die Heuschrecken hatten sich dergestalt vermehrt, daß sie fast alle Früchte auf dem Felde verzehrten. Die Einwohner zu Jerim beschlossen deswegen am 8. Julius des Nachmittags eine Procession zu einem zum öffentlichen Gebete bestimmten Platze außerhalb der Stadt anzustellen, um sich allda gemeinschaftlich den Regen von Gott zu erbitten. Die meisten von dieser Procession waren Geistliche, und alle sehr schlecht gekleidet, wie es sich an einem Bußtage schickte. Voran giengen zwey ehrwürdige Schechs, wovon jeder einen offenen Kasten mit Büchern auf dem Kopfe trug. Die übrigen Schechs und andre Leute, welche folgten, sangen und wiederholten beständig kleine Gebete, wovon ich weiter nichts verstehen konnte, als: La Allah, illah, allah! Alles geschah mit der größten Demuth. Ihre Wünsche wurden erfüllt. Kaum war die Procession wieder nach der Stadt zurückgekommen, so stieg ein Donner-

nerwetter auf, und wir hatten auch diesen Abend sehr starken Hagel und einen ziemlichen Regen.

Die Heuschrecken waren in dieser Jahreszeit auf allen Märkten in Jemen sehr wohlfeil. Nirgends habe ich sie in größerer Menge gesehen, als auf der dürren Ebene zwischen Sumara und Jerim; denn daselbst konnte man sie an einigen Stellen mit Händen greifen. Wir sahen einen Araber, der einen ganzen Sack voll davon gesammlet hatte, und sie dörren und zur Winterspeise aufheben wollte. Wenn es an der Westseite des Gebirges nur in einigen Stunden nicht regnete, so kamen sie in großen Heeren aus Osten, daß die Bauern zu Mensil genöthigt waren, mit grossen Tüchern an Stöcken gebunden, auf ihren Feldern herumzulaufen und zu schreyen, um sie zu verjagen, daß sie ihre Felder nicht ganz verzehrten. Dieß würde in der Gegend von Jerim wenig geholfen haben, weil sie hier, so lange es noch nicht regnete, gleichsam zu Hause waren.

Wir sahen zu Jerim einen Bräutigam, der nach dem Bade geführt ward. Voran giengen eine Menge Knaben, die nach dem Trommelschlage hüpften. Darauf folgte eine große Menge Junge und Alte, wovon einige ihr Handgewehr fleißig abfeuerten, und der Bräutigam mit einigen seiner Freunde machte den Schluß der Procession. Des Abends kam der Zug ganz langsam wieder zurück. Weil es dunkel war, so sahe man itzt eine Menge Fackeln, die, ob sie gleich schlecht waren, dennoch die Figur einer Fackel hatten, mehr als die gemeinen Fackeln bey Processionen in Aegypten. S. oben.

An einem andern Tage sahen wir zwey Klopffechter, die ihre Kunst für einige Stüber auf der Straße zeigten. Sie waren sehr dünne gekleidet. Ueber den

Kopf hatten sie eine große Larve (die erste, welche ich in den Morgenländern gesehen habe) mit einem langen Barte und hinten übergeschlagenen Haaren. In der rechten Hand hatten sie einen Dolch, und in der linken einen großen Schild. Wir glaubten, daß diese Leute etwan eine besondre Geschicklichkeit im Fechten zeigen würden. Ihre ganze Kunst aber bestand blos darinn, daß sie nach Trommeln hüpften und Possen machten.

Ich besuchte auch eines Tages den **Suck**, oder Marktplatz. Es hatten sich hier viele Leute aus den benachbarten Dörfern versammelt, zum Theil blos um Lebensmittel, und andre in der Haushaltung nöthige Sachen zu kaufen und zu verkaufen. Man sahe hier also keine reichen Kaufmannsladen, sondern Schneider, Schuster, Schmiede und andre Handwerksleute saßen an der Straße, oder auf einer Stelle, welche sie mit einer schlechten und niedrigen Mauer umgeben hatten, uud arbeiteten unter freyem Himmel. Hier waren auch einige Schröpfer, welche den Arabern die Haut mit einem schlechten Messer zerschnitten, und hernach abgesägte Bockshörner über die Wunden setzten.

Herr **Forskål** ward immer schlechter, und fiel am 10. Julius des Abends in einen tiefen Schlaf, an welchem er des andern Morgens starb. Der Tod unsers Reisegefährten mußte nunmehr der Obrigkeit angezeigt, und ein Platz zu seiner Beerdigung gekauft werden. Wir meldeten es also an den **Dola** und **Kadi**. Letzterer war so höflich uns einen Araber anzuzeigen, von dem er glaubte, daß er uns wohl eine Stelle verkaufen würde. Wir kauften sie auch wirklich, aber der Handel gieng wieder zurück. Der Platz war nahe an einer Rinne, worinn man das Wasser zu den umliegenden Feldern leitete, und die Nachbarn hatten dem Eigenthümer gedrohet, daß sie es ihm würden

entgel-

entgelten lassen, wenn das Wasser des Franken wegen künftig ausbleiben sollte. Weil der Mann lieber den kleinen Gewinnst verlieren, als sich den Unwillen seiner unwissenden Nachbarn zuziehen wollte; so mußten wir einen andern Platz suchen, der uns aber auch bald für dasselbe Geld angewiesen ward. Nachher foderte mich der Dola, und sagte, daß er als Gouverneur von diesem Amte allezeit Erbe wäre, wenn ein durchreisender Jude oder Banian in seinem Gebiete stürbe. Ich antwortete ihm, der Verstorbene sey weder ein Jude noch Banian gewesen, sondern ein Europäer, und daß der Dola zu Mocha nichts von dem Nachlasse eines unsrer Reisegefährten verlangt hätte, der zu Mocha verstorben wäre. Hierauf erklärte mir der Sohn des Dola die Meynung seines Vaters dahin, daß er wenigstens ein ansehnliches Geschenk von uns erwartete. Allein als ich ihm sagte, daß die Europäer ohne eine Quittung nichts bezahlten, und daß er uns deswegen schriftlich anzeigen möchte, wie viel er dafür verlangte, daß unser Gefährte in seinem Amte gestorben wäre, so ward nichts weiter von uns gefordert. Der Dola wuste, daß wir nach Sana reisen wollten. Er besorgte also vielleicht, daß wir ihn daselbst bey dem Staatsminister des Imams verklagen würden, wenn er etwas unbilliges von uns verlangt hätte.

Die größte Schwierigkeit war, daß wir keine Träger bekommen konnten, ob wir gleich versprachen, reichlich dafür zu bezahlen, und es uns gefallen lassen wollten, daß sie ihn des Nachts zum Grabe trügen. Endlich erboten sich dazu sechs Mann. Allein sie kamen nicht eher, als des Morgens zwischen drey und vier Uhr, da alles im tiefen Schlafe war, und eileten so sehr ihre Arbeit geschwinde und heimlich zu verrichten, daß wir bloß daraus schließen konnten, es werde für einen

Moham-

Mohammedaner nicht anständig gehalten, einen fremden Religionsverwandten zu tragen.

Wir glaubten der Pflicht gegen unsern Todten kein Genüge zu thun, wenn wir ihn nicht in einem Kasten begrüben. Wir hätten aber besser gethan, wenn wir ihn blos in schlechter Leinwand eingewickelt und so in die Erde gelegt hätten. Der Kasten gab dem arabischen Pöbel Gelegenheit zu glauben, daß die Europäer Schätze mit ihren Todten vergrüben. Man erzählte uns nachher zu **Sana**, daß man unsern Todten bald nach unsrer Abreise des Nachts ausgegraben, den Kasten erbrochen und die Leinwand weggenommen habe, worinn wir die Leiche eingewickelt hatten. Als der **Dola** davon unterrichtet worden sey, habe er die Juden genöthiget, den Todten wieder zu begraben, und ihnen, da sie für ihre Bemühung bezahlt seyn wollten, die Erlaubniß gegeben, den Kasten dafür zu nehmen.

Am 13. Julius reiseten wir von **Jerim** bis **Damar** vier deutsche Meilen in sechs Stunden. Der Weg ist steinigt, und die ganze Gegend scheint nicht sehr fruchtbar zu seyn. An verschiedenen Stellen trafen wir Leute, welche Kischer an die Reisenden verkauften. Ihr Verdienst war aber wahrscheinlich sehr geringe; denn sie hatten nicht einmal Hütten, sondern nur vier Wände zwey bis vier Fuß hoch, und ohne Dach.

Durch unsern langen Aufenthalt zu **Jerim** war es zu **Damar** bekannt geworden, daß wir daselbst durchkommen und nach **Sana** reisen würden. Weil nun in sehr vielen Jahren kein Europäer in diese Gegend gekommen war; so war der hiesige Pöbel sehr begierig uns zu sehen, und kam uns schon über eine Viertheilmeile außerhalb der Stadt entgegen. Der Zulauf

ward

ward immer größer. Wir befürchteten in einer öffentlichen Herberge gar zu sehr beunruhigt zu werden, und mietheten deshalb ein lediges Haus, um die folgende Nacht ruhig zubringen zu können; allein da wir deswegen noch länger als sonst auf der Straße bleiben mußten, so hatte fast aller Pöbel aus der Stadt sich um uns versammelt, und wir mußten uns durchdrängen, um nur ins Haus zu kommen. Herr **Cramer**, welcher den Maulesel ritte, den ihm der **Dola** zu **Mocha** geschenkt hatte, ließ sichs einfallen zwischen dem Pöbel herumzureiten und Platz zu machen. Bey dieser Gelegenheit mochten etwa einige fallen. Man fieng an, über die Insolenz der Ungläubigen zu murren. Wir eilten ins Haus zu kommen. Man warf einige Steine in unsre Thüre, und Fensteröffnungen, denn Glasscheiben hat man in dieser Gegend nicht. Wir schickten unsre Bedienten auf die Straße, um den Pöbel aus einander zu bringen. Aber dies half nur für eine kurze Zeit. Wir wollten zu dem **Dola** schicken, und eine Wache verlangen lassen; allein man sagte uns, daß er nicht mehr als dreyßig Soldaten hätte, und sich selbst vor dem Pöbel fürchtete. Man glaubte auch nicht, daß wir im geringsten in Gefahr wären. Es wären, sagte man uns, auf der Straße viele Studenten, die uns zu sehen verlangten, und dadurch uns ans Fenster locken wollten, daß sie Steine ins Haus würfen. Endlich hatten wir einen Besuch von dem **Schech el belled**, (Burgemeister des Orts) welcher Arzneyen verlangte, und wir hofften, daß man aus Höflichkeit für ihn aufhören würde, mit Steinen zu werfen. Dem ohnerachtet fuhr man damit fort, und weil er und unser Hauswirth glaubten, daß es am besten seyn würde, den jungen Leuten ihren Willen zu lassen; so hielten wir Thüre und Fenster geschlossen,

sen, und so wurden sie endlich ihres Spiels überdrüßig.

Damar liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend, welche in Jemen wegen der schönen Pferdezucht berühmt ist. Sie hat eine berühmte Akademie für die Sekte Mohammedaner, welche sich **Zeidi** nennet, auf welcher, wie man sagte, bey fünfhundert junge Leute studiren, d. i. den Koran lesen und verstehen lernen. Nahe bey der Stadt ist ein großes Kastell. Die Stadt selbst ist offen, sehr groß, und ziemlich wohl, aber weitläuftig gebauet. Ich zweifle, daß sie fünftausend Häuser hat, wie der **Schech el belled** behaupten wollte. Die hiesigen Juden leben nach der Gewohnheit des Landes in einem besondern Dorfe außerhalb der Stadt; einige Banianen aber wohnen so wohl hier, als in andern Städten in Jemen, unter den Mohammedanern. Nirgends ward unser Arzt von so viel Kranken beunruhiget, als hier. Da er nicht aus dem Hause gehen wollte, weil man bey unsrer Ankunft Steine in unsre Fenster geworfen hatte; so brachte man uns so gar einen Kranken in seinem Bette in unser Haus, und ein andrer reisete blos unsers Arztes wegen mit nach **Sana**.

Oestlich einige Meilen von **Damar** ist ein Berg **Issi**, wo Schwefel gegraben, und ein anderer **Hiran**, wo ein dunkelrother feiner Karneol, **Akik**, gefunden wird, liegt nach N. W. von der Stadt. S. unten!

Am 14. Julius giengen wir erst einen Weg, an dessen Ostseite eine große Ebene, und an der Westseite kahle und unfruchtbare Berge waren, bey der Stadt **Mauahheb** vorbey; von dem Dorfe **Sauad** eine Meile mehrentheils über morastig Wiesenland; alsdann

dann ward der Weg steinigt, und man sieht auf zwey Meilen bis Suradsje sehr wenig bebauete Felder. Aber von hier bis Sana findet man bey allen Dörfern viele Gärten mit vortrefflichen Weintrauben und andern Früchten, die Berge aber sind kahl und unfruchtbar. Bis Suradsje hatten wir fünf Meilen, und ein starkes Gewitter unterwegens, wir trafen aber keine Regenhäuser an.

Am 15. Julius reiseten wir über einen Berg mehr als eine Meile bis Audi; und legten heute überhaupt bis Seijan fünftehalb Meilen zurück. Weil es in dieser Gegend nicht so viel regnet, daß das Land blos dadurch gewässert werden kann, so hat man hin und wieder an den Seiten der Hügel große und schöne Wasserbehältnisse von verschiedener Figur gemauert. In dem flachen Felde siehet man große Bäume, über welchen bisweilen sechs Rollen neben einander liegen, um das Wasser durch Menschen Hände daraus zur Wässerung des Landes zu ziehen. Dieß macht den Ackerbau sehr beschwerlich und kostbar.

Von Sejan hatten wir nur noch drey Meilen bis Sana. Weil wir heute noch unsern Einzug zu halten dachten, und anständig in der Residenz des Imams erscheinen wollten, so legten wir unsre arabische ziemlich schlechte Kleidung ab, und unsere türkische an, die zwar etwas besser, aber auch nicht prächtig war. Hadde, ein Dorf, liegt auf dem Wege, wo der Imam ein Landhaus und einen Garten mit Weintrauben, Wallnüssen, Aprikosen, Birnen und andern Fruchtbäumen hat.

Heute frühe hatten wir schon den Brief an den Jakih Achmed durch einen Bedienten voraus gesandt, um diesem Staatsminister des Imams unsre Ankunft wissen zu lassen. Er war aber schon vorher

davon unterrichtet, und hatte uns einen seiner vornehmsten Schreiber eine halbe Meile weit entgegengesandt, um uns zu bewillkommen. Dieser sagte, daß man uns schon lange erwartet, und der Imam für uns ein bequemes Gartenhaus zu Bir el Assab auf einen ganzen Monat gemiethet hätte. Wir hörten, daß auch der Fakih ein Gartenhaus daselbst hätte. So bald wir zu den Gärten gekommen waren, verlangte der Schreiber, daß wir absteigen sollten. Wir meynten daher, daß wir gleich zu dem Fakih geführt werden sollten, und daß sein Haus in der Nähe wäre. Allein der Schreiber und alle unsre mohammedanische Bediente blieben auf ihren Eseln, und wir mußten noch weit gehen, bis wir zu dem Hause kamen, das zu unserer Wohnung bestimmt war. Dieß war also ein kahirischer und uns sehr unangenehmer Streich, den wir von denen sonst so höflichen Arabern nicht vermutheten. Auf unserm Gartenhause fanden wir nichts als ledige Zimmer. Mit Lebensmitteln hatten wir uns nicht versehen, weil wir noch heute in Sana zu kommen gedachten, und mußten daher lange warten, ehe wir Erfrischungen aus der Stadt erhalten konnten. Unter diesen waren die hiesigen Weintrauben vortrefflich. Das Haus hatte ziemlich gute Zimmer, und bey demselben war ein Garten, voll von allerley Fruchtbäumen, die alle wild aufgewachsen zu seyn schienen. Es war ein Garten nach arabischer Art, in welchem man Schatten und keine Spaziergänge sucht.

Am 17. Julius frühe schickte der Imam uns ein Geschenk von fünf Schafen, so viel Holz, als drey Kameele tragen können, eine gute Menge Wachslichter, Reis und allerley Gewürz. Der Ueberbringer des Geschenks entschuldigte es, daß der Imam uns weder diesen, noch den folgenden Tag sprechen könnte,

weil

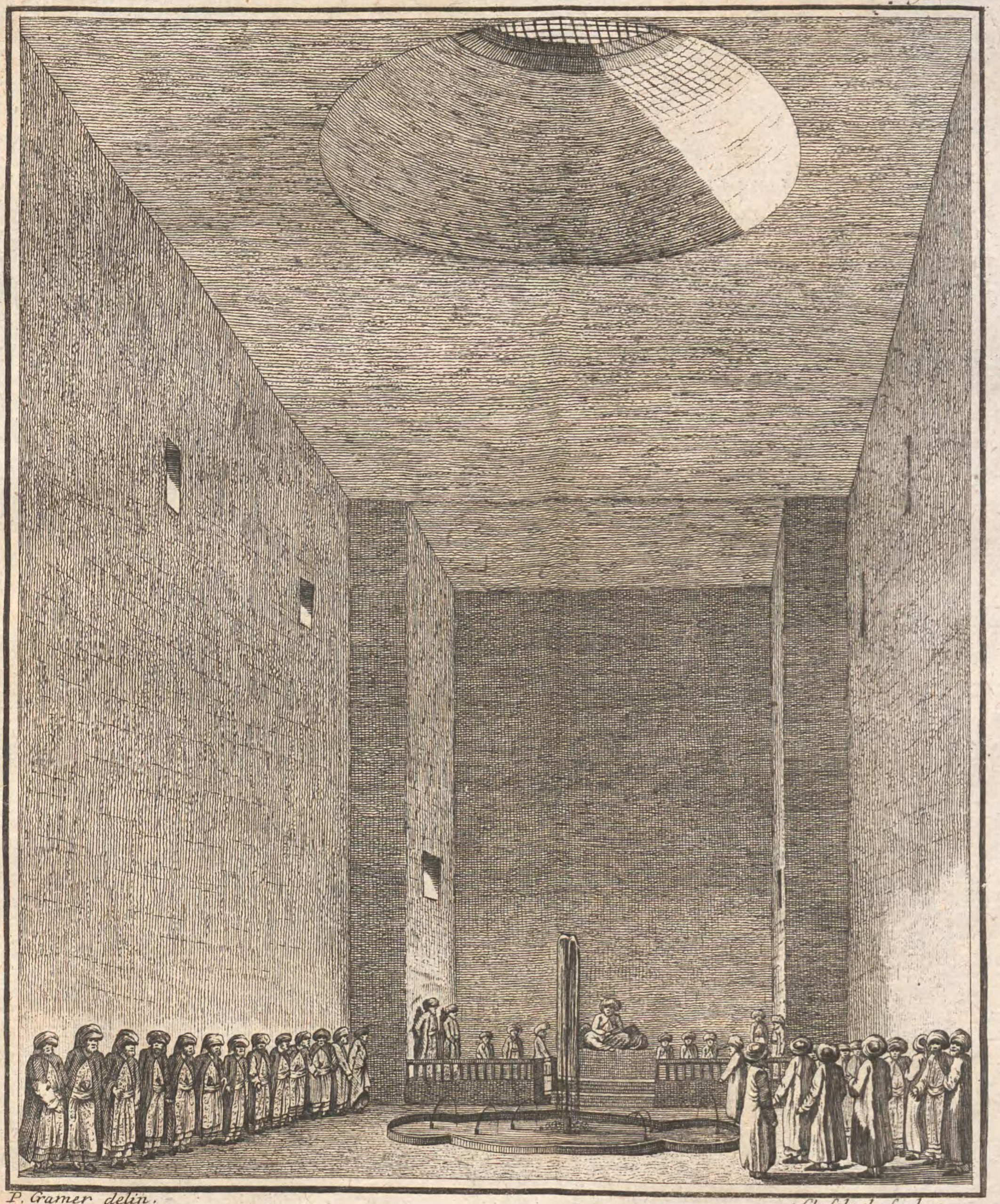
weil er mit der Bezahlung in Sold genommener Truppen beschäfftigt wäre. Wir waren dabey sehr gleichgültig, da wir nicht eigentlich um der unterthänigen Aufwartung willen bey dem Imam gekommen waren. Es ward uns aber auch zugleich angezeigt, daß wir nicht aus dem Hause gehen müßten, ehe wir Audienz bey dem Imam gehabt hätten. Dieß Verbot war uns unangenehm.

Man hatte vergessen uns zu sagen, daß es auch wider den schuldigen Respekt gegen den Imam wäre, wenn wir Eingebohrne zu uns ließen, ehe wir bey Hofe gewesen. Wir hatten schon einen Bekannten zu Sana, einen Juden, der mit uns von Kahira bis Loheia gereiset war. Er war von einer der vornehmsten und reichsten Familien der hiesigen Juden. Er war aber als Bedienter mit uns gegangen, theils um die Reisekosten zu ersparen, theils unter unserm Schutz und in unserer Gesellschaft bequemer zu reisen, weil die Juden von den Türken, die als Pilgrimme von Kahira bis Dsjdda gehen, sehr verachtet und ofte gemißhandelt werden. Dieser besuchte uns gleich nach unserer Ankunft mit einem jüdischen Gelehrten. Zu eben der Zeit kam der Schreiber des Fakih. Die Juden standen gleich auf; allein der Herr Sekretair war damit nicht zufrieden. Er war sehr böse, daß sie sich unterstanden hatten zu uns zu kommen, ehe wir Audienz bey dem Imam gehabt hatten. Er jagte sie nicht nur gleich aus unserm Hause hinaus, sondern befahl auch unsern mohammedanischen Bedienten, keinen Menschen zu uns zu lassen, bis wir bey seinem Herrn gewesen wären. Diese arabische Gewohnheit war uns gar nicht angenehm. Sie wird aber selbst von arabischen Gesandten an fremden Höfen beobachtet. Ein Gesandter des Pascha zu Tripolis wollte nach seiner

Ankunft zu Koppenhagen auch mit keinem reden, bis er Audienz bey dem Staatsminister gehabt hätte. Der erwähnte Sekretair glaubte vielleicht auch, daß uns die Gesellschaft der Juden nicht angenehmer sey, als ihm, und daß er uns also einen Dienst erzeigte, wenn er uns von denselben befreyete.

Am 19. Julius des Morgens ward uns angesagt, daß wir zu dem Imam kommen sollten. Der Sekretair des Fakih Achmed führte uns zu seinem Palast; und da wir nichts weniger erwarteten, als daß der Imam uns vielleicht in Gegenwart einiger seiner vornehmsten Bedienten sprechen würde, so erstaunten wir nicht wenig, als wir hier große Anstalten sahen. Der Hofplatz war so voller Pferde, Bedienten und anderer Araber, daß wir Mühe gehabt haben würden durchzukommen, wenn der Oberstallmeister des Imams nicht mit einem großen Knippel in der Hand gekommen wäre, und uns Platz gemacht hätte. Der Audienzsaal war ein großes viereckigtes Gebäude oben mit einem Gewölbe. In der Mitte desselben waren einige Springbrunnen in einem großen Wasserbehältniß, wodurch das Wasser ohngefähr auf vierzehn Fuß hoch getrieben ward. Hinter dem Baßin war eine Erhöhung von etwa anderthalb Fuß, und vier bis fünf Fuß breit, über den ganzen Saal. Hinter dieser stand noch eine andre kleine Erhöhung, wo gleich bey dem Auftritt der Thron des Imams stand. Der ganze Boden, so wohl um den Thron, als um das Baßin, war mit feinen persianischen Teppichen belegt. An dem Throne selbst sah ich weiter nichts, als eine viereckige Erhöhung mit Seidenzeug bekleidet, und oben auf demselben, rückwärts und an beyden Seiten, große Polster sehr kostbar überzogen. Der Imam saß auf dem Throne und zwischen den Polstern, nach

morgen-



P. Cramer delin.

Glaſsbach ſculps.

Vorstellung der Audienz beÿ dem Imam zu Saná.

I

A
er
er
di
ih
er

fa
C
ne
al
ge
er
fe
di
be
ſt
de
h
C
de
A
vi
w
bi
di
be
g
A
A
vi
ob
gr
ſa

morgenländischer Art mit untergeschlagenen Beinen, in einem hellgrünen Oberkleide mit weiten und langen arabischen Ermeln. Er hatte an jeder Seite auf der Brust, so wie die vornehmen Türken bisweilen auf ihren Reisemanteln, eine große goldene Schleife, und einen sehr großen weißen Turban auf dem Kopfe. Zu seiner Rechten stunden seine Söhne, und zur Linken seine Brüder. Vor ihm stand sein Minister, der **Fakih Achmed**, und wir auf der ersten Erhöhung, und also niedriger, als der **Fakih**. An beyden Seiten in dem Saale von den Söhnen und Brüdern des **Imams** an bis zu der Thüre standen eine Menge vornehmer Araber dicht an einander.

Wir wurden gleich gerade zu dem **Imam** geführt, um ihm die rechte Hand auswendig und inwendig, ingleichen das Kleid auf dem Knie zu küssen. Das erstere und letztere erlauben die mohammedanischen Prinzen sehr leicht. Es ist aber eine außerordentliche Gnade, wenn sie einem Fremden auch das Innere der Hand zum Küssen reichen. In dem ganzen Saale herrschte ein tiefes Stillschweigen. So bald aber einer von uns die Hand des **Imams** berührte, rief ein Herold einige Worte aus, welche so viel bedeuten sollten, als: **Gott erhalte den Imam** u. s. f. Als der Herold aufhörte, so wiederholten alle Anwesende zugleich dieselben Worte, und wie es mir schien, aus allen Kräften. Da ich der erste war, und nur darauf dachte, wie ich mein Kompliment so gut als möglich auf Arabisch machen, und die große Pracht, dergleichen ich in Arabien noch nicht gesehen hatte, betrachten wollte, so kann ich nicht läugnen, daß ich bey diesem großen Lärm etwas bestürzt ward, vornehmlich da man eben anfieng zu schreyen, als ich die Hand des **Imams** anrührte. Doch ich faßte mich bald, und

da man abermal rief, da meine Gefährten die Hand des Imams ergriffen, so fiel mir ein, daß es bey dieser Ceremonie eben so hergienge, als wenn die Studenten auf deutschen Universitäten jemanden hoch, und abermals hoch, und noch einmal hoch leben lassen.

Weil die Hofsprache zu Sana von der gemeinen Sprache in den bergigten Gegenden, und diese noch sehr viel von der Sprache in Tehama verschieden ist; wir aber nur die letztere, und noch dazu schlecht redeten; so machten wir unsern Bedienten aus Mocha, welcher zu unserer schlechten Aussprache gewohnt war, zu unserm Dollmetscher. Der Fakih Achmed, welcher lange in Tehama gewesen war, und die daselbst gewöhnliche Sprache gelernt hatte, war gleichsam der Dollmetscher des Imams. Denn wenn diese beyde unter sich redeten, so konnte ich kaum das vierte Wort verstehen, und unser Bedienter, welcher doch zu Mocha und also in diesem Königreiche geboren war, versicherte, daß er den Imam selten ganz hätte verstehen können. Da wir also durch Dollmetscher und in Gegenwart einer so großen Versammlung reden mußten, so war unsre Unterredung nur kurz. Wir hielten es nicht für nothwendig, zu erzählen, daß wir einen so weiten Weg nach Jemen gekommen wären, bloß um dieses Land genauer kennen zu lernen. Weil wir aber doch eine Ursache unserer Reise angeben mußten, so sagten wir zu dem Imam, daß wir über den arabischen Meerbusen gekommen wären, weil dieß der kürzeste Weg zu den dänischen Kolonien in Indien sey. Wir unterließen nicht zu rühmen, daß wir allenthalben von der Gerechtigkeit und Sicherheit, welche in dem Gebiete des Imams herrsche, gehöret, und daß dieses die Ursache wäre, warum wir gewünscht hätten,

noch

noch vor Abgang des letzten englischen Schiffes, dieses Reich näher kennen zu lernen, und es als Augenzeugen in unserm Vaterlande rühmen zu können. Der **Imam** antwortete, daß wir in seinen Ländern willkommen wären, und völlige Freyheit hätten, darinn so lange zu bleiben, als es uns selbst gefallen möchte, oder unsre Geschäffte erlauben würden. Nach einigen andern Fragen und Antworten nahmen wir mit dem Handkuß, und unter den Wünschen des Herolds und aller Anwesenden, daß Gott den **Imam** noch viele Jahre erhalten möge, Abschied, und giengen den langen Saal hinunter und zu der Thüre hinaus, ohne mehr Complimente zu machen.

Nach unsrer Zurückkunft schickte der **Imam** an uns eilf kleine Beutel, an unsern mochhaischen Bedienten einen, an die beyden Bedienten des **Dola** und **Kadi** zu Taäs auch einen solchen Beutel mit neun und neunzig **Komassi**, wovon zwey und dreyßig einen Speciesthaler ausmachen. Ein pro Cent hatte der Wechsler, es sey nach Landesgebrauch, oder ohne Vorwissen des **Imams**, für seine Mühe behalten. Es scheint besonders, daß der **Imam** uns ein Geschenk in einer Scheidemünze schickte; allein da man in diesen Ländern nicht auf Kredit und in einem Gasthofe leben kann, sondern alles für baar Geld auf dem Markte kaufen und selbst seine Küche halten muß, so ist es vielmehr eine Aufmerksamkeit der Araber für Fremde, daß diese bey den Wechslern der groben Münzsorten nicht hintergangen werden, noch deswegen Mühe haben mögen.

In der Türkey erhält niemand Audienz bey dem Sultan, der nicht zuvor bey dem Wisir gewesen ist. In Jemen ist es anders. Nachdem wir die Ehre gehabt hatten, den **Imam** des Vormittags zu sehen,

so ließ der Fakih Achmed uns des Nachmittags in seinem Gartenhause zu Bir el assab kommen, und wir mußten die curieusen Sachen mitbringen, welche wir dem Emir Farhan zu Loheia und den andern Städten gezeigt hatten. Diese Raritäten waren nichts weiter, als Vergrößerungs- Wetter- und Ferngläser, arabische gedruckte Bücher, allerley Kupferstiche, Land- und Seecharten, Magnetnadel u. d. gl. die wir zu unserm eigenen Gebrauch mit uns genommen, den Arabern aber zuweilen gezeigt und erklärt hatten. Wir wurden ungemein höflich von dem Fakih empfangen, und er war über alles, was wir ihm zeigten, sehr vergnügt. Er that viele Fragen an uns, welche zeigten, daß er sich mehr um die Wissenschaften bekümmert hatte, als seine Landsleute gemeiniglich zu thun pflegen, und daß er vielen Umgang mit Fremden, nemlich mit Türken, Persern und Indianern gehabt hatte. Bloß dadurch hatte er sich eine ziemliche Kenntniß in der Geographie erworben. Die meisten Araber glauben, daß Europa ihnen nach Süden liege, weil die europäischen Schiffer aus dieser Gegend nach Jemen kommen. Der Fakih Achmed wuste sogar die Lage verschiedener europäischer Staaten gegen einander, und welche von ihnen am stärksten zu Lande, oder zu Wasser sind. Mehr wird man wohl nicht erwarten können von einem arabischen Gelehrten, der niemals Landcharten gesehen hat.

Da wir mit so vieler Höflichkeit empfangen worden waren, vornehmlich aber weil wir in vielen Büchern gelesen hatten, daß kein Europäer ohne Geschenke vor einem Mohammedaner erscheinen dürfe; so glaubten wir, daß es der Gewohnheit des Landes gemäß wäre, wenn wir auch bey dieser Gelegenheit einige europäische Kunstsachen, als Uhren und einige physikalische Instrumente

strumente u. d. gl. die in Jemen selten sind, beydes für den Imam und Fakih Achmed, an letzteren überreichten. Wir hörten bald nachher, daß man dergleichen nicht von uns erwartet hatte, da wir keine Kaufleute waren, und auch nichts bey dem Imam suchten. Indessen ward alles sehr gnädig aufgenommen. Die Türken sehen die Geschenke der Europäer, so viel mir bekannt ist, als einen Tribut an, und sie glauben uns viele Ehre zu erzeigen, wenn sie uns für ein großes Geschenk einen schlechten Caftan, (Ehrenkleid) zustellen lassen. Nach dem, was uns zu Sana begegnete, sollte man schließen, daß der Imam und sein Minister von Fremden keine Geschenke umsonst haben wollen.

In dem Garten des Fakih Achmed waren viele Fruchtbäume. Das Gartenhaus war nur klein, und an der Südseite ganz offen, weil die Sonne unter dieser Polhöhe in den heißesten Monaten an der Nordseite des Scheitelpunkts steht. Mitten vor diesem Hause war eben eine solche Wasserkunst, wie die, welche wir in dem Audienzsaale des Imams gesehen hatten. Das Wasser war hier so in die Höhe gebracht, als zu Abb. An einem Brunnen war eine bis vier und zwanzig Fuß hohe Mauer, und hinter derselben eine abhängige Fläche, auf welcher ein Esel und sein Treiber immer auf und abgiengen, um das Wasser in die Höhe zu ziehen. Man kann nicht sagen, daß diese Wasserkunst dem Garten eine sonderliche Zierde gab. Aber sie machte die Luft in dem Gartenhause kühle, und war deswegen in dieser heißen Gegend sehr angenehm. Auch in andern Gärten der Vornehmen zu Sana sahen wir solche Einrichtungen.

Sana liegt an dem Fuße eines Berges, auf welchem man noch die Ruinen eines sehr alten Kastells

siehet, das, wie die Araber meynen, von Sem erbauet seyn soll. An der andern, nemlich westlichen Seite der Stadt ist ein kleiner Fluß. Nach der Seite des Berges liegt das itzige Kastell auf einem Hügel. Nach der Seite des Flusses ist ein großer Garten, oder vielmehr Vorstadt, die von dem itzigen Imam mit einem großen Pallast verschönert worden ist. Alles ist mit einer Mauer, oder vielmehr Wall von Erde umgeben, der mit ungebrannten Mauersteinen bekleidet ist, und in demselben siehet man eine Menge kleiner Thürme etwa dreyßig doppelte Schritte von einander. Uebrdem ist die Stadt von dem Kastelle und der Vorstadt durch Mauern abgesondert. Den Umfang der Stadt mit dem Kastelle kann man bequem in einer Stunde, acht Minuten umgehen. Sana scheint ziemlich volkreich zu seyn; aber auch in der Stadt sind viele Gärten, und daher ist der Platz innerhalb der Stadtmauer bey weitem nicht ganz mit Häusern angefüllet. Ich zähle nur neun bis zehn Thürme auf den Mosqueen. Der jetztregierende Imam hat auch eine schöne Mosque aufgeführet, und sie reichlich mit Wasser, sowohl für Menschen, als Vieh, versehen. Bey derselben hat er ein kleines Gebäude mit seinem Begräbniß bauen lassen. Große öffentliche Bäder sind in dieser Stadt nicht über zwölf. Man findet hier viele nach arabischer Art schöne Palläste und große Gebäude, welche den Vornehmen und der zahlreichen Familie des Imams gehören. Sie sind zwar nicht nach europäischem Geschmack, aber doch von gebrannten Mauer-, zum Theil auch von gehauenen Steinen gebauet, anstatt, daß die geringen Häuser größtentheils aus ungebrannten Mauersteinen bestehen. Ich glaube nur bloß in einem Paliast nahe bey dem Kastell Glasscheiben in denen Fensteröffnungen gesehen zu haben.

ben. Die übrigen großen Häuser haben Fensterthüren, welche bey gutem Wetter immer offen stehen, bey Regenwetter aber verschlossen werden. Alsdenn fällt ein wenig Licht durch kleine runde Fenster von dickem Marienglase, welche über den Fensterthüren sind, in das Zimmer. Die vornehmen Araber haben in ihren Gartenhäusern, anstatt der Fenster von Marienglase, bisweilen gefärbte Glasscheiben, welche sie von Venedig erhalten.

Uebrigens findet man zu **Sana**, so wie in allen großen morgenländischen Handelsstädten, auch große **Karwanserojs** (Simserâ, Ozâl) für Kaufleute und Reisende; ingleichen besondere Plätze und Gegenden der Stadt, wo Holz, Holzkohlen, Eisen, Weintrauben, Korn, Butter, Salz, oder Brodt verkauft wird. Auf dem Brodtmarkte sitzen lauter Weiber. Man findet allhier auch einen Markt, wo man alte Kleider gegen neue vertauschen kann. Diejenigen, welche mit indianischen, persischen, türkischen und andern Waaren handeln, also auch die, welche allerley Gewürz und Arzneywaaren, die Blätter **Kaad**, allerley frische und getrocknete Früchte, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen, Feigen u. d. gl. verkaufen; die Zimmerleute, Schmiede, Schuster, Sattler, Schneider, Mützenmäher, Steinhauer, Goldschmiede, Barbierer, Köche und Buchbinder, ja die Schreiber, welche für einige Stüber eine Bittschrift an den **Imam** oder einen andern vornehmen Herrn aufsetzen, sonst aber auch Kinder unterrichten und Bücher abschreiben, sitzen des Tages in einer gewissen Gegend der Stadt in ihren kleinen Buden. Das Bauholz ist in Jemen kostbar, und zu **Sana** auch das Brennholz; denn weil die Berge in dieser Gegend kahl und unfruchtbar sind, so muß das Brennholz zwey bis drey Tagereisen weit nach dieser Stadt

gebracht

gebracht werden, und daher kostet eine Kameelladung davon gemeiniglich zwey Speciesthaler. Doch wird der Mangel an Brennholze noch einigermaßen, wie man sagte, durch Steinkohlen ersetzt. Auch habe ich in diesen Gegenden Torf gesehen, aber er war so schlecht, daß Stroh dazwischen gelegt werden mußte, um ihn in Brand zu bringen. An allerley Gartenfrüchten ist hier ein großer Ueberfluß. Bloß von Weintrauben zählt man auf dem Markte zu Sana über zwanzig verschiedene Sorten, und weil alle nicht zu gleicher Zeit reif werden, so hat man allhier verschiedene Monate hindurch frische Weintrauben von den Stöcken. Nachher hängen die Araber, so wie die Türken in Natolien, die Trauben in einem Keller auf, und so isset man diese vortreffliche Frucht fast das ganze Jahr hindurch. Die hiesigen Juden pressen aus einigen Trauben Wein, ja sie könnten dieß Getränke in einem so großen Ueberfluß haben, daß sie einen großen Handel damit treiben könnten, so wie die Armenier zu Schiras. Allein die Araber scheinen größere Feinde von starken Getränken zu seyn, als die Perser. Deswegen müssen die hiesigen Juden sich wohl in Acht nehmen, wenn sie nur etwas weniges an ihre Glaubensgenossen in andere Städte schicken wollen; und wenn jemand angetroffen wird, der Wein nach dem Hause eines Arabers bringen will, so wird er dafür scharf bestraft. Dagegen werden hier viele Trauben getrocknet, und auswärts gesandt. Unter dieser ist auch diejenige Art kleiner weißer Trauben, die keinen Kern zu haben scheinen, bey denen man aber statt des harten Kerns einen weichen Samen findet, den man zwar beym Essen nicht bemerkt, wohl aber unterscheiden kann, wenn man die Beere zerschneidet.

In dem Kastelle findet man zwey große Palläste. Der Imam wohnet gemeiniglich in der Stadt, aber verschiedene von seiner Familie wohnen hier. Ueberdieß ist hier die Münze, und verschiedene große und kleine Gefängnisse für Personen von vornehmen oder geringern Stande. Man führte mich zu dem höchsten Orte dieses Kastells, nemlich zu einer Batterie, als zu einer sehr merkwürdigen Sache; und hier sah ich in der That auch etwas sehr unerwartetes, nemlich eine alte deutsche metallne Haubitze mit der Schrift: JORG SELOS GOS MICH. 1513. Auf derselben waren auch noch einige Reihen sogenannter alten Mönchsschrift, aber durch die Zeit sehr verderbet. Auf dieser Batterie lagen etwa noch sieben kleine eiserne Kanonen, die meisten im Sande, und die übrigen auf zerbrochenen Laretten. Auf einem jeden von dreyen Thoren waren sonst noch zwey Kanonen, welche bey Festivitäten gebraucht werden. Dieß ist alles grobe Geschütz in der Hauptstadt des Königreichs Jemen.

Die Häuser verschiedener Dörfer ohnweit der Stadt liegen zerstreut mitten zwischen Gärten und kleinen Flüssen. In die Stadt wird das Wasser, da der kleine Fluß zuweilen trocken ist, von dem Berge geleitet, eine Bequemlichkeit, welche man fast in allen morgenländischen Städten zu erhalten sucht, weil das Wasser bey den Mohammedanern das vornehmste Getränk ist, und ihre Religion sie verpflichtet, sich fleißig zu waschen.

Die Juden wohnen nicht in der Stadt, sondern in einem eigenen großen Dorfe südlich. Man rechnet ihre Anzahl auf zwey tausend. Man begegnet ihnen in Jemen verächtlicher, als in der Türkey. Indessen finden die Araber unter ihnen die besten Goldschmiede, Töpfer

und

und andre Handwerker, welche des Tages in ihren Buden in der Stadt arbeiten, und des Abends wieder nach ihren Wohnungen gehen. Unter den hiesigen Juden sind auch ansehnliche Kaufleute. Einer, Namens **Oräki**, hatte sich das Vertrauen zweyer **Imams** erworben. Er hatte unter der Regierung des **Mansor** dreyzehn, und unter dem itztregierenden **Mahhdi Abbas** funfzehn Jahre die Oberaufsicht über alle Zölle, Gebäude und Gärten des **Imams**, das ist eine der ansehnlichsten Bedienungen zu **Sana**. Aber zwey Jahre vor unserer Ankunft war er in Ungnade gefallen, und nicht nur ins Gefängniß geworfen, sondern auch, wie die Juden sagten, gezwungen worden, funfzigtausend Speciesthaler zu bezahlen. Zu eben der Zeit wurden den Juden von vierzehn Synagogen zwölf niedergerissen. Viele Häuser in diesem Dorfe waren so schön, als die Häuser der Vornehmen zu **Sana**, und von diesen wurden alle, welche über vierzehn Ellen hoch waren, bis auf diese Höhe abgetragen, und zugleich befohlen, daß kein Jude sein Haus höher als vierzehn Ellen bauen sollte. Alle starke Getränke werden sowohl hier als zu **Schiras** in Persien in großen steinernen Krügen aufbehalten. Diese wurden zerschlagen, und ihnen überdieß noch mehr Schaden zugefügt. Der erwähnte **Oräki** war vierzehn Tage vor unsrer Ankunft wieder auf freyen Fuß gestellet, und hatte, wie die Juden sagten, von dem **Imam** fünfhundert Speciesthaler geschenkt erhalten. Er war ein alter ehrwürdiger Greis, und hatte keinen **Sasch** oder **Turban** um seine Mütze; man sagte auch, daß er sich niemals anders gekleidet hätte, ob es ihm gleich, da er in Gnaden war, erlaubt geworden.

Zu **Sana** sind etwa hundert und fünf und zwanzig **Banianen**. Diese müssen monathlich dreyhundert

Species-

Speciesthaler an den Imam bezahlen, anstatt, daß das große Judendorf nicht mehr als etwa hundert und fünf und zwanzig Thaler giebt. Wenn ein Banian zu Sana stirbt, so müssen seine Erben zehn bis funfzig Speciesthaler dem Imam geben, und wenn der Verstorbene keine nahe Verwandten in Jemen hat, so fällt die ganze Erbschaft an den Imam. Die Banianen erzählten, daß vor einigen Monaten zwey von ihren Glaubensgenossen ins Gefängniß geworfen worden, und nicht eher losgelassen wären, bis sie von einer Erbschaft aus Indien, wovon doch gar kein Geld nach Jemen gekommen war, fünfhundert Speciesthaler an den Imam bezahlt hätten. Vielleicht hatte er dieß Geld aus andern Ursachen verlangt, wovon sie nichts gegen mich erwähnen wollten; denn in diesen Ländern bekennet man es eben so ungern, als in Europa, daß man es verdient hat, wenn man bestraft worden ist.

Es ist bekannt, daß der Sultan zu Konstantinopel alle Freytage die Mosque besucht, wenn seine Gesundheitsumstände es nur einigermaßen erlauben wollen. Eben dieß Gesetz beobachtet auch der Imam mit einem großen Gepränge. Wir sahen nur seine Zurückkunft, weil uns diese als das merkwürdigste beschrieben ward, indem er alsdann gemeiniglich einen weiten Umweg nimmt, und weil sich gegen die Zeit auch erst die meisten Leute versammeln, welche in den übrigen Mosqueen ihr Gebet gehalten haben. Voran giengen einige hundert Mann Soldaten. Der Imam und jeder von den Prinzen seiner zahlreichen Familie ließ eine Mdalla oder großen Sonnenschirm neben sich hertragen, ein Vorrecht, welches in diesem Gebiete nur blos den Prinzen von Geblüte gestattet wird; so wie der Sultan zu Konstantinopel niemand als seinem Wisir erlaubt, hinten über seinem kleinen Lustboote,

eine

eine Decke zu haben, um sich gegen die Hitze der Sonne zu schützen. Außer den Prinzen waren noch wenigstens sechs hundert von den Vornehmsten, so wohl aus dem geistlichen als weltlichen und Militairstande, zum Theil auf sehr prächtigen Pferden in diesem Gefolge, und eine gar große Menge begleitete den Imam zu Fuß. An jeder Seite des Imams ward eine Fahne getragen, die von den unsrigen darinn unterschieden war, daß sie oben eine silberne Kapsel hatte. Hierinn sollen Amuleta, oder Schriften seyn, wovon man glaubt, daß sie den Imam unüberwindlich machen. Verschiedene andre Fahnen mit ähnlichen Kapseln schienen keine angewiesene Stelle zu haben. Kurz, der ganze Aufzug war sehr zahlreich, zum Theil prächtig, aber, so weit ich ihn gesehen habe, äußerst unordentlich. Alles ritte und lief durch einander, ohne die geringste Ordnung zu beobachten. Nicht weit von dem Thore, in welches der Imam wieder hereinkommt, hielten zwey Paar Kameele mit Sänften, in welchen bisweilen bey dergleichen Proceßionen einige von den Frauenzimmern des Imams seyn sollten. Man sagte aber, daß sie jetzt leer und nur der Gewohnheit wegen aus der Stadt wären geführet worden. Hinter diesen stunden noch über ein Dutzend ledige Kameele, wovon jedes nichts mehr als einige kleine Fähnchen zur Zierde auf seinem Sattel zu tragen hatte. Vor dem Thore müssen die Soldaten einigemal feuern. Dieß war so schlecht, als ich es nur in Jemen gehöret habe. Die Soldaten mußten nachher noch einige Kriegesübungen vor dem Pallaste des Imams machen, und die Vornehmen zeigten ihre Geschicklichkeit im Reiten. Die Stadtthore waren während des Gottesdienstes alle geschlossen.

Da

Da zwey von unsern Gefährten gestorben waren, und ich schon den Grund zu einer neuen Specialcharte von Jemen gelegt hatte, weil wir manches von dem Geize des **Imams** hörten, und wir schon zu **Mochha** und **Taas** mit den **Dolas** Streitigkeiten gehabt hatten, dergleichen wir noch mehr besorgten; und weil wir von den beständigen Beschwerlichkeiten und der Veränderlichkeit der Luft und des Wassers auf dem platten Lande und in den Gebirgen einer um den andern unpäßlich wurden; so beschlossen wir nach **Mochha** und **Indien** zu gehen, um unser Leben und Papiere in Sicherheit zu bringen.

Wir wurden am 23. Julius zur Abschiedsaudienz gerufen, bey welcher wir zugleich dem **Imam** alles zeigen sollten, was der **Fakih Achmed** gesehen hatte. Dieß geschahe in eben dem Saale, wo wir das erste mal Audienz gehabt hatten, heute aber geschahe alles in der Stille. Der **Imam** saß auf der ersten Erhöhung, nicht vor dem Throne, sondern an der einen Seite in dem Saale, auf einem europäischen Lehnstuhle mit geflochtenem Rohr, der von einem Indianer zu **Sana** gemacht worden war. Wir küßten ihm nach arabischer Manier die Hand inwendig und auswendig, und das Kleid auf seinem Knie. Nur der **Fakih Achmed** und dessen Sekretair, der uns zur Audienz geholet hatte, und sechs oder sieben Sklaven und Bediente waren gegenwärtig. Alles, was wir dem **Imam** zeigten, schien ihm wohlzugefallen, und sowohl er, als sein Minister, thaten verschiedene Fragen wegen der Handlung, Künste und Wissenschaften der Europäer. Es ward ein kleiner Kasten mit Arzeney hervor gebracht, den der **Imam** von einem Engelländer erhalten hatte. Herr **Cramer** mußte die Namen eines jeden Stücks

und dessen Nutzen anzeigen, und der Imam ließ vieles davon auf Arabisch dazuschreiben.

Krank war ich aus dem Hause gegangen, und hier ward ich durch das lange Stehen so schwach, daß ich um Erlaubniß bitten mußte, aus dem Saale gehen zu dürfen. Ich fand vor der Thüre einige von den vornehmen Hofbedienten, welche alle auf zerstreueten Steinen im Schatten an der Mauer saßen. Unter diesen war auch der Nakib (General, oder vielmehr Oberstallmeister) den ich schon einigemal gesprochen hatte. Er überließ mir gleich seinen Platz, und schleppte selbst Steine herbey, um sich einen andern Sitz zu machen. Hier ward ich aufs neue mit Fragen überhäuft über die Sitten und Gewohnheiten der Europäer. Den Arabern gefiel es unter andern nicht, daß sich die Europäer des starken Getränks bedienen. Als ich versicherte, daß die Trunkenheit auch den Christen verboten sey, und bestraft werde, und daß jeder vernünftiger Europäer nicht mehr Wein trinke, als seine Gesundheit erfordere und erlaube; so gefiel ihm dieses Gesetz besser, als das ihrige, welches ihnen auch den geringsten Genuß des starken Getränks versagt, da sie selbige doch im Ueberfluß haben, und oft als eine Arzeney brauchen könnten. Ich gieng wieder in den Audienzsaal, und nach einigen Fragen und Antworten nahmen wir Abschied mit der erwähnten Ceremonie. Des Nachmittags beurlaubten wir uns bey dem Fakih Achmed und einigen andern vornehmen Arabern.

Am 25. Julius schickte der Imam an einen jeden von uns ein arabisches Ober- und Unterkleid, und überdem einen Brief an den Dola zu Mochha, wogegen dieser uns zweyhundert Speciesthaler als ein Abschiedsgeschenk bezahlen sollte. Wenn man sich erinnert, welche Verdrießlichkeiten wir zu Mochha gehabt

hatten,

hatten, und daß wir, um sie beyzulegen, funfzig venetianische Dukaten bezahlen mußten, so wird man sich leicht vorstellen, daß uns die Anweisung nicht ganz gleichgültig gewesen sey. Als wir sie nachher dem Dola zeigten, so wies er uns an einen Banianen, der uns auch die ganze Summe, obgleich ungerne, in verschiedenen Terminen auszahlete.

Der Fakih Achmed hatte gesagt, daß der Imam Kameele und Esel für uns bestellen lassen würde. Der Sekretair desselben erklärte uns die Worte seines Herrn so, daß nur unsere Bagage auf Kosten des Imams bis Mofhak gebracht werden sollte. Wir mietheten also selbst Esel für uns und unsere Bedienten, weil wir nicht versichert waren, ob wir gleich frische Kameele zu Mofhak würden finden können, und accordirten auch mit dem Kameelvermiether, daß er unsere Sachen ganz bis Beit el fakih sollte bringen lassen. Wir glaubten also am 26. zur Abreise fertig zu seyn. Allein an diesem Morgen sehr früh ließ uns der Sekretair wissen, daß wir über die accordirte Summe noch einen halben Speciesthaler bezahlen müßten. Wir ließen uns das gefallen, um nicht länger aufgehalten zu werden. Bald darauf kamen unsere Kameele, aber so schlechte, daß wir zweifelten, ob sie die Reise würden aushalten können; und die Kameeltreiber, die von den Intriguen ihres Herrn und des Sekretairs eben so wenig wußten, als wir, sagten uns, daß sie mit ihren Kameelen von Mofhak wieder zurückgehen würden. Das war also eine neue Verlegenheit, und wir konnten nicht eher aufladen, bis wir den Sekretair und den Kameelvermiether, oder arabischen Postmeister, gesprochen hatten. Keiner von ihnen war zu finden. Ob wir gleich ungerne den braven Fakih Achmed beunruhigten; so mußten wir ihm doch die Sache

vorstellen, und da kamen wir hinter das Geheimniß. Der Fakih hatte seinem Sekretair einen offenen Brief, von dem Imam eigenhändig über- (nicht unter-) schrieben, gegeben, nach welchem uns in jedem Amte, wo wir durchreisen mußten, frische Kameele, ingleichen ein Schaf (nach) arabischer Redensart ein Schafskopf) gegeben werden sollte. Ueberdem hatte der Sekretair noch einige Geschenke für uns und unsre Bedienten erhalten, und uns von dem allen nichts gesagt. Wahrscheinlich hatte er sich, weil wir so sehr eileten, wegen der Theilung der Miethe für die Kameele nicht so geschwinde mit dem Eigenthümer derselben vereinigen können. Itzt aber ward ihm angedeutet, daß er uns nicht länger aufhalten sollte, und also brachte er endlich den Brief des Imams, und einige Stücken Kleidung für alle unsre Bedienten, welche ziemlich zahlreich waren. Die noch für uns bestimmten Kleider versprach er binnen einigen Stunden zu bringen; allein wir baten, daß uns nicht möge übel genommen werden, wenn wir sogleich abreiseten.

Das Kleid, welches ich erhielte, war eben so gemacht, als die Kleider der vornehmen Araber in Jemen. Diese tragen das Hemde über ihre weiten Beinkleider von Leinwand. Sie haben eine Weste mit engen Ermeln, und einen weiten Oberrock. In ihrem großen Gürtel tragen sie ein großes Messer. Die einem Rosenkranze ähnliche über das Messer hängende Schnur dienet ihnen, um damit bey müßigen Stunden nur gleichsam zu spielen. Der jemenische Turban ist sehr groß, und hängt zwischen den Schultern herunter. Strümpfe kennt man hier nicht, sondern man geht mit bloßen Füßen in Pantoffeln, oder Stiefeln.

Die Türken scheinen die Freygebigkeit des Imams besser zu kennen und zu nutzen zu wissen, als

wir,

wir. Arme türkische Pilgrimme gehen zuweilen nach Sana, wo sie nicht nur bisweilen vier bis sechs Monate auf Kosten des Imams unterhalten werden, sondern auch noch eine Anweisung auf eine gewisse Summe bey dem Dola in einem Seehafen erhalten, damit sie wieder zurück kommen. Das letzte Reisegeld läßt man diesen Leuten vermuthlich erst auf der Gränze bezahlen, um versichert zu seyn, daß sie dem Lande nicht weiter beschwerlich fallen werden.

Reise von Sana bis Mochha.

Am 26. Julius reiseten wir von Sana, und legten beynahe drey Meilen bis zum Dorfe Möttene zurück. Der Weg war zum Theil schlecht und die Berge in dieser Gegend ganz kahl.

Am 27. hatten wir den schlimmsten Weg, den ich in ganz Jemen angetroffen habe, über lauter felsigte Berge, und der vielleicht in hundert Jahren nicht ausgebessert worden. Wir machten heute etwas über zwey Meilen bis Sukel Chamis.

Am 28. giengen wir sehr stark bergab, beynahe anderthalb Meilen bis Mofhak. Die Berge in dieser Gegend waren etwas grün, und es begegneten uns Kameele mit sehr schlechtem Brennholze beladen, daß nach Sana gebracht werden sollte. Um ein Uhr Nachmittags kam ein sehr großer Zug Heuschrecken, die aber bald von einem starken Donner- und Regenwetter verjagt wurden, welches bis in die Nacht dauerte.

Mofhak ist eine kleine Stadt oben auf einem steilen Berge. In der Stadt ist ein Dola, welcher die Einkünfte von diesem Amte an einen von den Söhnen des Imams berechnet, allein die Besatzung und

Gerichtsbarkeit gehöret dem Imam. Der hiesige Dola ließ uns nach der Anweisung des Imams ein Schaf, Futter für unsre Esel, Bezahlung unsers Quartiers und frische Kameele geben.

Am 29. giengen wir etwa drittehalb Meilen bis Sehan. An diesem Tage sahen wir eine herumwandernde Familie, und zwar die erste, welche ich in Jemen gesehen habe. Diese Leute hatten kein Zelt, sondern lagen unter einem Baume. Sie hatten Esel, Hunde, Schafe und Hüner bey sich. Ich vergaß, mich nach dem besondern Namen dieses Gesindels zu erkundigen, ihre Handthierung aber ist der Zigeuner ihrer völlig ähnlich. Sie liegen nicht lange an einem Orte still, sondern gehen von Dorf zu Dorf, betteln und stehlen, und die armen Bauern geben ihnen gerne etwas, damit sie sie nur bald aus ihrer Nachbarschaft los werden. Ein junges Mägdchen kam mit entblößtem Angesichte zu uns, und verlangte Allmosen. Am dreyßigsten Julius kamen wir nach einer Stunde zu einem so schmalen Wege, daß nicht mehr als ein beladenes Kameel dadurch paßieren kann. Steile Felsen waren an beyden Seiten des Weges, und die Gewalt des Wassers von einem Gewitter, daß gestern sehr stark gewesen war, hatte in diesem engen Paß eine Vertiefung von sieben bis acht Fuß, und denselben also gänzlich unbrauchbar für Kameele und Esel gemacht. Alle Araber in unsrer Gesellschaft verloren die Hoffnung, daß wir auf diesem Wege weiter kommen würden; und die meisten thaten schon den Ausspruch, daß wir nach Sana würden zurück gehen, und von da einen andern Weg nehmen müssen. Dazu hatten wir nicht Lust, auch nicht Zeit, und beschlossen also den Bruch zu dämmen. Den Arabern schien diese Entschließung Anfangs sehr besonders, weil sie glaubten,

es

es würde wenigstens eine Arbeit von zwey Tagen seyn. Als wir aber den Anfang machten und nicht aufhören wollten Steine zu schleppen, so ließen verschiedene von ihnen durch gute Worte und kleine Versprechungen sich bewegen uns zu helfen, und nach einer sehr beschwerlichen Arbeit brachten wir es endlich in drittehalb Stunden so weit, daß unsere Lastthiere paßiren konnten. Alle Araber in unserer Gesellschaft meynten, daß, wenn der große **Dola** in Jemen hier mit allen seinen Leuten gekommen wäre, er lieber nach **Sana** zurück gekehrt seyn, als eine solche Arbeit übernommen haben würde. Des Nachts blieben wir in einem schlechten Dorfe **Sanfur**, nachdem wir heute beynahe drey Meilen gemacht hatten. Die Wände der Häuser sind hier, wie in den andern schlechten bergigten Gegenden, von aufgehäuften Steinen, und die Dächer von Rohr, also nicht platt, sondern wie die europäischen.

Am 31. Julius reiseten wir bis **Sil**, ohngefähr zwo Meilen. An diesem Wege sahen wir viele Balsambäume, die wild wachsen, weil die jetzigen Einwohner von Jemen den Nutzen derselben nicht kennen. Von **Sil** bis **Hadsjir** hatten wir noch dreyviertel Meile.

Am 1. August machten wir etwa sieben Meilen bis **Beit el fakih**. Unterwegens trafen wir einen Bach, der seinen Lauf abwechselnd bald über bald unter der Erde fortsetzte. Wir trafen auch viele Felder mit **Durra**, dem sogenannten afrikanischen Hirse, bebauet; und in einer Gegend bestehen die Berge aus eben solchen fünfeckigten Steinen, als ich schon zweymal unterwegens gesehen hatte. Viele von diesen Steinen, die sich durch die Zeit von dem Felsen getrennet hatten, waren an dem steilen Berge herunter gerollt, und lagen an dem Fuße desselben.

Wegen der großen Hitze reiseten wir bey Nacht, und trafen in der Nacht vom zweyten bis dritten August auf dem Wege von **Beit el fakih** nach **Zebid** zwey Leute mit sechs Eseln an, die zum Theil mit Gelde beladen waren. Dieß kann zum Beweise dienen, daß man in dieser Gegend nicht viel von Räubern zu befürchten hat. Am dritten August reiseten wir von **Zebid**, und kamen am 5. des Morgens wieder nach **Mochha**.

Wir kamen noch viel zu früh in diese heiße Gegend, weil das Schiff, womit wir zu reisen gedachten, nicht so bald fertig werden konnte. Schon am achten August ward ich sehr krank, einige Tage nachher Herr **Baurenfeind**, hernach Herr **Cramer**, und endlich auch unser europäischer Bedienter. Zu unserm Glück trafen wir hier noch unsern Freund, den Herrn **Scott**, durch den wir allerley europäische Erfrischungen erhielten.

Die Stadt **Mochha** liegt in einer sehr dürren und unfruchtbaren Gegend wegen des Mangels an Regen. Sie ist mit einer Mauer umgeben. Die Häuser innerhalb der Mauer sind zum Theil von Steinen ziemlich gut gebauet, viele aber nicht besser, als die gewöhnlichen Hütten in **Tehama**. Außerhalb der Stadt sind viele Dattelbäume und zwischen denenselben viele hübsche Gärten. **Mochha** ist eine von den neuern Städten in **Tehama**, und wohl nicht über vierhundert Jahre alt. Ohngefehr um die Zeit soll ein berühmter Einsiedler **Schech Schädeli**, welcher durchgehends für den Stifter dieser Stadt gehalten wird, gelebt haben. Er erwarb sich durch seine einsame und fromme Lebensart einen so großen Namen, daß man aus entfernten Gegenden zu ihm kam, um seine Lehren zu hören. Man hat mir von ihm folgendes erzählet. Ein-

mal warf ein Schiff aus Indien nach Dsjidda bestimmt, in dieser Gegend Anker; die Neugierde trieb die Schiffsleute ans Land zu gehen, weil sie in dieser Einöde eine kleine Hütte sahen. Der Schech empfieng sie auf das freundlichste, und bewirthete sie mit Kaffee, einem Getränk, daß er sehr liebte, und dem er viele vortreffliche Eigenschaften beylegte. Die Indianer, denen der Kaffee noch gänzlich unbekannt war, hielten dieß warme Getränk für eine Arzeney. Sie glaubten, der Kaufmann auf ihrem Schiffe, der eben krank war, könnte dadurch vielleicht geheilet werden, und Schädeli versicherte, daß der Kranke durch Hülfe seines Gebets, und durch den Gebrauch dieses Getränks nicht nur wieder gesund werden, sondern daß er ihm auch großen Gewinnst verschaffen würde, wenn er seine Waaren zu Lande bringen wollte. Er prophezeyete so gleich, daß auf dieser Stelle dereinst eine berühmte Handelsstadt seyn, und die Indianer künftig einen großen Theil ihrer Waaren hier verkaufen würden. Der Kaufmann bekam Lust sich den folgenden Tag ans Land bringen zu lassen, um den außerordentlichen Mann selbst zu sehen und zu sprechen. Nun mußte auch an eben dem Tage eine große Menge Araber diesen Einsiedler besuchen, um seine Predigten zu hören. Der Kaufmann trank Kaffee und befand sich besser. Unter den Arabern waren viele Kaufleute, und diese kauften die ganze Ladung. Vergnügt kehrte also der Kaufmann nach Indien zurück, und die große Heiligkeit des Schechs ward unter seinen Landsleuten immer weiter bekannt. Um die kleine Hütte des Schädeli wurden immer mehrere gebauet. Die Anzahl der Schiffe, welche hier anlegten, vermehrete sich mit der Anzahl der Kaufleute, die zu Lande hieher kamen. So soll erst ein Dorf, und hernach die Handelstadt Moch-

ha entstanden seyn. Ueber dem Grabe des Schädeli außerhalb der Stadt ist eine große Mosque, die nach ihm benannt wird. Ein allgemeiner Brunnen und ein Stadtthor wird auch nach seinem Namen genennet. Seine Nachkommen werden noch jetzt seinetwegen geehrt und Schech genannt. Der gemeine Mann zu Mochha schwöret täglich bey seinem Namen, kurz der Name Schädeli wird nicht vergessen werden, so lange Mochha steht. Ein Kaufmann aus Mekke machte eine Anmerkung über diese Art von Heiligen, die ich nicht von einem Mohammedaner erwartete. Der Pöbel, sagte er, will immer etwas haben, was er verehrt, und wo vor er sich fürchtet. So wird z. E. zu Mekke und Medine alles bey dem Namen Mohammed betheuert, anstatt daß man sich Gottes erinnern sollte. Zu Mochha glaube ich einem nicht, der bey dem Namen Gottes etwas versichert; aber ich kann mich sicher auf ihn verlassen, wenn er bey dem Namen Schädeli schwöret, dessen Mosque und Begräbniß er vor sich siehet.

Schädeli ist nicht bloß der Patron der Stadt Mochha, sondern auch aller mohammedanischen Kaffeewirthe, die sich zu der Sekte Sunni bekennen, und man sagt, sie sollen alle Morgen in ihrem Fatha (Gebet) seiner erwähnen. Sie rufen ihn freylich nicht an, sondern danken Gott, daß er das menschliche Geschlecht durch den Schädeli den Gebrauch des Kaffee gelehret habe, und bitten ihn, daß er Schädeli und seinen Nachkommen gnädig seyn möge. Unter den Sunniten haben die Barbierer, Schmiede, Weber, Maurer, Köche, Schneider, Tischler, Kupferschmiede, Schuster, Schlächter u. s. w. ebenfalls ihre eigene Patrone. Mochha ist die letzte Stadt in Jemen,

men, über welche die Türken ihre Oberherrschaft behauptet haben, und sie soll endlich nicht von den Arabern erobert, sondern gekauft seyn. Nachher war sie beständig unter der Herrschaft des **Imams**. Ein **Dola**, der sich in diesem Amte große Reichthümer gesammlet hatte, ließ einen Graben um die Stadt ziehen, (der seitdem wieder zugeschüttet ist) er ließ die Stadt auch sonst befestigen, und bezeugete Lust, sich unabhängig zu machen, er ward aber ins Gefängniß geworfen. Seit der Zeit bleibt ein **Dola** selten länger als zwey bis drey Jahre in diesem einträglichen Amte. Er muß alle Jahre gleich nach dem **Mausim** (so nennet man die Zeit von den vier Monaten, April, May, Junius und Julius, in welchen nemlich die indianischen Schiffe wieder zurück zu gehen pflegen) Rechnung ablegen und dabey erwarten, ob er noch ein Jahr in seiner Bedienung bestätiget, oder gleich nach **Sana** zurück berufen wird. Der **Dola** nimmt für die Rechnung des **Imams** oft mehr ostindische Waaren von den hier ankommenden Kaufleuten, als der Zoll und die übrigen Abgaben betragen, die sie bezahlen müssen. Ob er gleich allezeit verspricht, daß es im folgenden Jahre auf dem Zolle abgekürzt werden soll, was der **Imam** schuldig bleibt; so werden doch die Schulden gemeiniglich immer größer. Die französische ostindische Handlungsgesellschaft hatte einmal dadurch eine Forderung von zwey und achtzig tausend Speciesthalern bekommen. Weil sie endlich bezahlt seyn, und doch nicht solche Mittel ergreifen wollte, wodurch sie ihren Handel nach **Mochha** gänzlich hätte verlieren können, so schickte sie ohngefähr vor 25 Jahren (also 1738) mit ihren Kaufmannsschiffen auch ein Kriegsschiff nach diesem Hafen. Der Befehlshaber ließ dem **Dola** bey

ihrer Ankunft wissen, daß sie gekommen wären, um ihre bey sich habenden Waaren zu verkaufen; sie würden aber nicht eher an Land gehen, bis ihre alte Forderung bezahlt wäre. Der Dola suchte sie mit guten Worten aufzuhalten, und zu überreden, erst die Waaren ans Land zu bringen. Die Franzosen zeigten aber so gleich, was sie zu thun im Stande wären, und machten das Kastell an der Nordseite des Hafens unbrauchbar, ehe die Araber einige Gewaltthätigkeiten im Ernste vermutheten. Darauf geschahen neue Unterhandlungen. Der Dola entschuldigte sich immer damit, daß er weder Geld noch Befehl von dem Imam hätte, diese Schulden zu bezahlen, und verlangte funfzehn Tage Zeit, um Antwort aus Sana erhalten zu können. Nach Verlauf dieser Zeit warfen die Franzosen eine Bombe nach dem Hause des Dola, und tödteten dadurch einen Araber. Als dieß noch nicht helfen wollte, so schickten sie auch am Freytage, als der Dola zur Mosque geritten war, einige Bomben nach diesen Tempel, und dadurch wurden abermals einige Araber getödtet. Hierauf wurden die Einwohner, wovon nunmehr schon verschiedene wegen der Schulden des Dola, oder vielmehr des Imams, ihr Leben verlohren hatten, ungeduldig, und nöthigten ihren Gouverneur, Anstalt zu machen, um den Feind zu befriedigen. Die Franzosen brachten gleich nach geschlossenem Vergleich ihre Waaren an Land, und trieben ihre Handlung, wie zuvor. Nur ein Schiffer ward getödtet. Dieser war auf einem Stuhle vor seiner Hausthüre eingeschlafen, und ein Soldat, dessen Anverwandter von einer Bombe erschlagen war, erstach ihn, in der Meynung, daß er das Blut seines Freundes rächen müßte.

Der Dola hatte gewiß allen Eifer im Dienste seines Herrn angewandt, da er doch außer Stande war, sich zu vertheidigen. Der Imam war aber damit nicht zufrieden, sondern confiscirte seinen Pallast, den er zu Sana hatte. Ein Kaufmann zu Mochha, welcher dem Imam eine große Summe vorschoß, um die Franzosen zu befriedigen, hatte sein Geld zu unserer Zeit noch nicht wieder.

Viele Araber erinnerten sich dieses Krieges noch mit Vergnügen, besonders, wie sie sagten, der großen feurigen Kessel, die ihren Dola allenthalben verfolgten. Seit dem haben die Araber große Gedanken von der Kunst der Europäer, Krieg zu führen. Hätte eine europäische Nation gegen eine türkische Stadt ähnliche Feindseligkeiten gezeigt; so würden die übrigen Europäer vor dem Pöbel nicht sicher gewesen seyn. Allein die Engelländer und Holländer, welche schon zu Mochha waren, als die Franzosen ankamen, hatten nichts zu fürchten.

Ich habe nicht gehört, daß sich zu Mochha, oder in irgend einer andern Stadt in Jemen, morgenländische Christen für beständig wohnhaft niedergelassen haben. Man findet hier zwar einige Juden, aber die wohnen, wie in andern jemenischen Städten, außerhalb der Stadt. Zu Mochha sind sechs bis siebenhundert Banianen, Rasbuten und andere Indianer, die theils Handlung treiben, theils von verschiedenen Handwerken und geringern Handthierungen leben. Einige davon bleiben viele Jahre in Jemen; allein da sie ihre Weiber nicht mitbringen dürfen, so denkt doch fast jeder darauf, nach seinem Vaterlande wieder zurückzugehen, wenn er sein Glück einigermaßen gemacht zu

haben

haben glaubt, und daher ist diese Nation in Jemen als fremd anzusehen. Die englische ostindische Handlungsgesellschaft hat zu Mochha und Beit el fakih für beständig Häuser gemiethet, ob sie gleich nur alle zwey Jahre ein Schiff nach Mochha zu senden pfleget, um Kaffeebohnen zu holen. Vielleicht gewinnt sie bey dem Handel nach dem arabischen Meerbusen nicht gar viel; allein englische Kaufleute in Ostindien gewinnen desto mehr. Für ihre Rechnung waren in diesem Jahre zu Mochha zwey Schiffe von Kattigand in Bengalen, ein Schiff von Bombay, eins von Surat, und noch eins, worauf der Kaufmann ein Mohammedaner war, ward durch einen englischen Schiffer von Surat nach Mochha gebracht. Auch giengen in diesem Jahre drey Schiffe der Engelländer aus Ostindien nach Dsjidda. Sie haben bisweilen das ganze Jahr durch einen Kaufmann zu Mochha gelassen. Nachdem aber dieser einmal in der Abwesenheit der Schiffe von den Einwohnern sehr übel behandelt ist; so gehen die englischen Kaufleute jetzt alle Jahre wieder nach Indien zurück, und lassen die nicht verkauften Waaren in den Händen ihres Mäklers. Die Franzosen waren in den letzten sieben Jahren, wegen des Krieges mit den Engelländern, nicht nach dem arabischen Meerbusen gekommen; indessen bezahlten sie noch beständig die Miethe für ihre Häuser zu Mochha und Beit el fakih. Die Portugiesen, welche ehemals auch einen starken Handel nach dem arabischen Meerbusen hatten, haben seit vielen Jahren kein Schiff mehr gesandt.

Die Handlung ist hier sehr groß, und daher der Zoll für den Imam sehr einträglich. Die Türken, Araber und Indianer müssen ihre Waaren gleich nach dem Zollhause bringen, sie daselbst visitiren lassen, und

acht

acht bis zehn pro Cent bezahlen von dem Werthe, den die Zollbedienten darauf setzen. Die Europäer geben von allen Waaren, die sie aus Europa, Bengalen, und China nach Mochha bringen, nur drey pro Cent; sie können ihre ganze Ladung gerade nach ihrem Magazin bringen, und sie da von den Zollbedienten nachsehen lassen. Seit dem die Macht der Engelländer auf der malabarischen Küste so groß geworden ist, daß ihre Kaufleute zu Bombay und Surat viele Waaren auf ihren Schiffen nach Mochha schicken, die sonst von den Indianern hieher gebracht wurden; so bezahlen sie zwar auch dafür nicht mehr als drey pro Cent; aber die Kaufleute zu Mochha müssen die übrigen fünf erlegen. Also beobachten die Araber ihre Tractaten mit den Europäern, ohne dabey zu verlieren, daß die Engelländer ihre Handlung ausbreiten. Für die Ausfuhr der Kaffeebohnen bezahlen die Europäer auch drey pro Cent nach der Einkaufs-Summe. Hier ankommende Schiffe müssen außer dem Zolle auch noch ein Ankergeld von einigen hundert Thalern bezahlen, und die Araber sehen dabey nicht so viel auf die Größe des Schiffes, als auf die Anzahl der Masten desselben. Von einem Schiffe mit drey Masten muß beynahe doppelt so viel bezahlt werden, als von einem andern mit zwey Masten, wenn auch ihre Größe nicht sehr verschieden ist. Dagegen bezahlt der Dola zu Mochha dem Kaufmanne, der hier ein großes europäisches Schiff mit Kaffeebohnen ladet, eine Prämie von vierhundert Speciesthalern.

Nach der allgemeinen Regel der Araber soll der Wind in dieser Gegend sechs Monate aus Süden und sechs aus Norden wehen; dieß leidet aber doch manche Ausnahme.

Die hiesigen Kaufleute warten mit der Absendung des Geldes für die indianischen Waaren gerne so lange, bis das letzte Schiff abgesegelt. Daher hatte das letzte Schiff, welches von **Dsjidda** zurück kam, eine Million dsjiddaischer Piaster baares Geld an Bord, und das Schiff, mit welchem wir nach Bombay abgesegelten, zwey hundert und funfzigtausend Speciesthaler. Diese Summen bezahlten eine sehr große Fracht.

Alles dieß Geld bestand fast in lauter venetianischen Dukaten und römisch-kaiserlichen Speciesthalern. Vermuthlich haben die übrigen Schiffe der Engelländer und Indianer ebenfalls große Summen von **Dsjidda** und **Mochha** mit zurückgenommen, und die Schiffe von **Basra** gehen meistentheils auch mit baarem Gelde nach Indien zurück, das vorher aus Europa nach der **Türkey** gebracht worden ist. Da überdem jährlich so viel Silber aus Europa gerade nach **Indien** und **China** gebracht wird; so muß man sich wundern, daß Europa, ohngeachtet der Schätze aus Amerika, nicht schon längst an Gold und Silber erschöpft ist.

Nationen, die keine Etablißements in Indien haben, würden bey einem Handel nach dem arabischen Meerbusen nicht viel gewinnen. Die Araber brauchen wenig europäische Waaren. Daher müssen die Europäer, welche nach **Mochha** handeln, fast lauter indianische Waaren mitbringen. Man braucht in Arabien viel Eisen. Dieß kaufen die Engländer von den Dänen, und bringen es dahin. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Dänen mit europäischem Eisen, Leinwand aus Bengalen und andern indianischen Waaren ebenfalls einen so vortheilhaften Handel von Tranque-

bar

bar aus dahin führen könnten, als die Engländer von ihren Kolonien.

Allein jeden Kaufmann, der nach **Mochha** kommt, will ich vor den dasigen mohammedanischen Mäklern warnen. Er kann sich, so wie die Engländer und Franzosen, an **Banianen** wenden; denn darunter findet man große und brave Kaufleute. Man kann in diesen Ländern auch ernsthafter mit einem Heyden, als mit einem Mohammedaner, reden. Die Niederträchtigen unter den mohammedanischen Kaufleuten in allen Gegenden suchen es gerne dahin zu bringen, daß die Christen, welche sie betrogen, und von welchen sie etwas zu fürchten haben, in Eifer gerathen und sie schimpfen. Dann machen sie ein großes Geschrey, als wenn man nachtheilig von der mohammedanischen Religion geredet hätte, und drohen, daß sie uns vor die Obrigkeit führen wollen. Und, um dieß zu verhüten, bezahlt mancher Christ große Summen.

Da mit dem Abgange der Gesellschaft aus **Mochha** die Reihe derselben durch **Arabien** selbst geendigt ist; so erhalten nunmehr die Leser die allgemeinern Nachrichten von der physikalischen Beschaffenheit, denen Gebräuchen und dem sittlichen Zustande, die der Verfasser theils über Arabien und seine Bewohner, theils über die übrigen auf dieser Reise berührten Morgenländer mitgetheilt hat.

Gränzen und Provinzen von Arabien.

Die Halbinsel **Arabien** gränzet nach Westen an den arabischen Meerbusen, oder das sogenannte rothe Meer, nach Süden und Osten an das Weltmeer, und gegen Nordost an den persischen Meerbusen. Eine

gerade Linie von hier nach dem äußersten Ende des arabischen Meerbusens machte vermuthlich in den uralten Zeiten die Gränze nach Norden. Jetzt aber kann man auch das ganze Aerak Arabi, ingleichen die Wüste von Syrien und Palästina, mit zu Arabien rechnen. Diese Landschaft gränzt nun also nach Norden an den Euphrat und Syrien, und nach Westen, auf der Erdenge, welche Afrika mit Asien verbindet, an Aegypten.

Arabien bestehet aus verschiedenen Provinzen, als: Jemen, Hadramaut, Oman, Lachsa, Nedsjed, Hedsjas und einigen kleinen daran gränzenden Landschaften. In einer jeden derselben sind viele kleine unabhängige Herrschaften.

Witterung und Luftbegebenheiten.

Die Witterung in Arabien ist nach der Lage der verschiedenen Gegenden dieser großen Halbinsel sehr verschieden. Man hat nemlich in der bergigten Gegend der Landschaft Jemen eine Regenzeit, welche ohngefähr von der Mitte des Junius bis gegen Ende des Septembers, und also in die heißesten Monate fällt, wenn Regen für das Land am nützlichsten, und für die Einwohner am angenehmsten ist. Der Himmel war in dieser Gegend während der Regenzeit bisweilen, jedoch selten, 24 Stunden lang beständig mit Wolken bedeckt. In der übrigen Zeit des Jahrs aber sieht man hier manchmal in einigen Monaten keine Wolken, und in Tehama hatten wir oft ganze Tage einen heitern Himmel, wenn es in der benachbarten bergigten Gegend fast täglich regnete. Man redet hier auch von einem Frühlingsregen, welcher aber nicht lange dauern soll. Indessen erwartet man eine um so viel fruchtbarere

Aerndte,

Aerndte, je stärker dieser Regen ist. So sagte man auch, daß der Frühlingsregen die Perlenmuschel fruchtbar mache. Diese Fabel würde ich nicht einmal anmerken, wenn ich nicht gefunden hätte, daß die Araber an dem persischen Meerbusen sie schon vor sechshundert Jahren geglaubt haben. Zu Maskat und in der bergigten Gegend auf der Ostseite von Arabien, ist die Regenzeit ohngefähr von dem 21. November bis den 18. Februar. Die heißesten Monate sind etwa von dem 20. April bis den 20. September.

Die Wärme in Arabien ist unter einerley Polhöhe bisweilen gar sehr verschieden; denn anstatt, daß man des Sommers in dem niedrigen **Tehama** eine fast unerträgliche Hitze ausstehen muß, weil es allda sehr selten, bisweilen, wie man mich versichert hat, in einem ganzen Jahre nicht regnet; so ist die Witterung zu der Zeit in den nahe dabey liegenden bergigten Gegenden nicht nur deswegen, weil die Wolken, welche über den arabischen Meerbusen und **Tehama** wegziehen, an den hohen und kalten Bergen im Regen herunter fallen; sondern auch, weil diese Gegenden höher liegen, und daher eine dünnere Luft haben, sehr gelinde. Schon die Einwohner der Landschaft Jemen wohnen also gleichsam unter verschiedenen Himmelsstrichen, und man trifft daher in dieser Provinz in einer kleinen Entfernung verschiedene Arten Thiere und Früchte einheimisch an, welche man in andern Ländern aus weit entlegenen Gegenden holet.

Man siehet in den heißen Ländern sehr oft **Sternputzen**, und bisweilen sehr groß. Das **Nordlicht** aber kannte man in Arabien, Indien, Persien und in Syrien nicht.

Die Wirkung des Windes ist in den arabischen Städten, nach der Beschaffenheit der umliegenden Ge-

genden, auch sehr verschieden. Zu Haleb ist der Westwind, welcher von der Seeseite kömmt, feucht, und der Ostwind von der Wüste her, trocken. Auf der Insel Charedsj, oder Karek, und zu Basra war bey dem Südost oder Seewinde gemeiniglich trübe Luft, und diese war so feucht, daß unser Tisch, wenn wir des Abends in freyer Luft aßen, in kurzer Zeit angefeuchtet ward. Er ward aber auch eben so geschwinde wieder trocken, wenn der Wind sich auf einmal nach Nordwest drehete. Bey dem feuchten Südostwinde ist auf der Insel Charedsj und zu Basra in der heissesten Jahrszeit gemeiniglich Windstille, und deswegen schwitzet man dann am meisten. Der trockene Nordwestwind hingegen ist nicht so unbequem, weil die Luft bey ihm mehr in Bewegung ist. Indessen scheinet er heißer zu seyn; denn er macht alle feste Körper, als Holz und Eisen, ob sie gleich im Schatten stehen, so heiß, als wenn sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt wären. So gar das Wasser in gläsernen, oder metallenen Töpfen wird dadurch warm. Dagegen ward das, welches in Töpfen von loser Thonerde in die freye Luft gestellet war, durch den Nordwestwind viel kälter, als durch den Südostwind. Ueberhaupt wird es in steinernen, nicht glasürten Töpfen der freyen Luft ausgesetzt, kälter, und also angenehmer. Selbst die Europäer trinken deswegen in einigen Gegenden des Morgenlandes bloß aus solchen Töpfen.

Weil die Sonne in ihrem Sommerstillstande fast mitten über Arabien steht; so ist es in den meisten Gegenden dieses Landes im Julius und August so heiß, daß sich fast niemand, der nicht dazu genöthiget ist, von Vormittags um 11. Uhr, bis Nachmittags um 3. Uhr auf den Weg begiebt. Die Araber arbeiten um diese Zeit nur selten, sondern halten ihren Mittagsschlaf,

schlaf, und bisweilen in einem Zimmer unter dem Hause, in welches sie durch eine Art Schorstein den Wind von oben herunterleiten, und die Luft dadurch in Bewegung bringen. Andere lassen sich in dieser Jahrszeit oft Wasser auf die Straße schütten, um die Luft dadurch abzukühlen. Einige verschließen nur Thüren und Fenster, um die heiße Luft abzuhalten. Diese heiße Jahrszeit nennen die Araber **Smum**, so wie wir selbige die **Hundstage** zu nennen pflegen. In diesen Monaten hat man, obgleich selten, Beyspiele, daß Leute auf der Straße, so wohl in der Stadt, als auf dem Wege, von der großen Hitze umgefallen, und verschmachtet sind, ja Maulesel sollen von der Hitze gestorben seyn.

Von dem giftigen Winde, **Sam, Smum, Samiel**, oder **Sameli**, nach der Aussprache der Araber, bey welchen ich mich deswegen erkundigte, hört man am meisten in der Wüste zwischen **Basra, Bagdad, Haleb** und **Mekke**. Er soll aber auch in einigen Gegenden von Persien und Indien, ja in Spanien nicht unbekannt seyn. Dieser Wind ist gleichfalls nur in den heißesten Sommermonaten zu fürchten. Er soll allezeit von der Seite der großen Wüste kommen, denn man sagte, daß der **Smum**, ich bin nicht versichert, ob man bloß den tödtlichen meynte, zu **Mekke** aus Osten, zu **Bagdad** aus Westen, zu **Basra** aus Nordwest, und zu **Surat** aus Norden komme. Zu **Kahira** kömmt der heißeste Wind über die lybische Wüste, und also aus Südwest. Weil die Araber in der Wüste einer reinen Luft gewohnt sind, so sollen einige unter ihnen einen so feinen Geruch haben, daß sie den tödtlichen **Smum** an dem schweflichen Geruch erkennen können. Ein anderes Kennzeichen dieses Windes soll seyn, daß die Luft in der Gegend, woher er

kömmt, ganz röthlich wird. Da aber ein gerade ausgehender Wind nahe an der Erde keine Macht hat, weil er vielleicht von den Hügeln, Steinen und Sträuchen gebrochen, und auch durch die Ausdünstung der Erde gehindert wird; so werfen die Menschen sich nieder, wenn sie den **Simum** in der Ferne sehen. Die Natur soll auch die Thiere gelehrt haben, den Kopf zur Erde zu halten, wenn dieser Wind sich nähert. Einer meiner Bedienten war in einer Karwane auf dem Wege von **Basra** nach **Haleb** von diesem Winde überfallen worden. Da einige Araber der Gesellschaft bey Zeiten zugerufen hatten, daß sie sich auf die Erde werfen möchte, so hatte keiner, der dieses gethan, Schaden genommen. Einige von der Karwane aber, und unter diesen auch ein französischer Wundarzt, welcher diese Erscheinung genau untersuchen wollte, waren zu sicher gewesen, und harten deswegen sterben müssen. Es sollen oft Jahre vergehen, daß man den giftigen **Simum** auf dem Wege von **Basra** nach **Haleb** nicht verspüret.

So wohl Menschen als Thiere ersticken, nach der Erzählung der Araber, durch diesen Wind auf eben die Art, wie von dem gewöhnlichen heißen Winde, dessen ich im vorhergehenden erwähnt habe. Denn bey einer außerordentlich großen Hitze kömmt bisweilen ein Lüftchen, welches noch heißer ist, und wenn die Menschen oder Thiere schon so matt geworden sind, daß sie fast vor Hitze verschmachten, so scheinet es, daß der kleine Zusatz von Hitze ihnen vollends alle Luft benimmt. Wenn nun ein Mensch von diesem Winde erstickt, oder, wie man auch sagt, wenn ihm das Herz geborsten ist, so soll dem Todten bisweilen zwey Stunden nachher das Blut aus der Nase und den Ohren stürzen. Der Körper soll auch lange warm bleiben, aufschwellen,

blau

blau und grün werden, und, wenn man ihn bey einem Arme oder Beine in die Höhe haben will, so soll sich dieses abtrennen. Man will bemerkt haben, daß diejenigen, welche vorher nicht so sehr abgemattet gewesen sind, nicht so viel gelitten haben, als die übrigen, und deswegen sollen von einer großen Karwane bisweilen nicht mehr als vier bis fünf Personen gestorben seyn. Andere sollen noch einige Stunden gelebt haben, und andere durch Erfrischungen wieder hergestellt worden seyn. Die Araber sollen auf ihren Reisen Knoblauch und Rosinen bey sich führen, und damit oftmals Leuten wieder geholfen haben, die beynahe erstickt gewesen. Der Thau fällt in den heißen Ländern und in den dürren Gegenden bisweilen sehr häufig. Auf der persischen Küste hatten wir ihn im Julius des Nachts, besonders mit einem schwachen Südostwinde so stark, daß die Betten des Morgens ganz angefeuchtet waren. Weil **Basra** etwas von der See entfernt ist, so hatten wir daselbst mit eben diesem Winde weniger Thau. Weil es auf der östlichen Küste des persischen Meerbusens in den Sommermonaten gar sehr heiß ist, und man gefunden hat, daß der Thau daselbst nicht schädlich ist, so schläft man in diesen Gegenden gemeiniglich unter freyem Himmel. Ich selbst habe nicht besser geschlafen, als in denen Nächten, in welchen mein Bette vom Thau ganz angefeuchtet ward. Zu **Merdin** ist die Luft so rein, daß man daselbst von der Mitte des May bis in den October die meiste Zeit in freyer Luft schläft. In einigen Gegenden aber wird dieses für sehr schädlich gehalten, und man schläft deswegen z. E. zu **Basra**, auch in den heißesten Sommermonaten, nicht gerne in freyer Luft, obgleich daselbst nicht so viel Thau fällt, als auf **Charedsj**. Die umher liegenden sumpfichten Gegenden machen vielleicht die Luft zu

Basra ungesund. Ueberdieß sind einige Winde den in der freyen Luft schlafenden, und besonders den Europäern, sehr schädlich, und der Wundarzt auf Charedsj meynete, dieses wäre die Ursache, warum so viele von den dasigen Soldaten des Morgens kaum gehen könnten, ja daß viele gar gelähmt würden. Die Morgenländer haben aber weder vom Thau, noch von schlimmen Winden, etwas zu befürchten; denn sie bedecken des Nachts nicht nur den ganzen Körper, sondern auch das Gesichte. Könnten die Europäer sich dazu gewöhnen, so würden sie eben so sicher seyn.

Beschreibung des Bodens, Metalle, Bäume, Ackerbau.

In allen den erwähnten großen Provinzen Arabiens sind hohe bergigte und fruchtbare Gegenden. Den großen Ebenen aber fehlet es an Regen, und also an Fruchtbarkeit. Indessen sammlen sich in den bergigten Gegenden während der Regenzeit viele Flüsse, welche einen beträchtlichen Theil der Ebenen fruchtbar machen, und sich nachher auf den Feldern, oder im Sande verlieren, oder sich, wenn die Berge nicht gar weit von der See entfernt, und die Flüsse groß sind, ins Meer stürzen. Thäler, in welchen sich während der Regenzeit das Wasser sammlet, und nach und nach ausdünstet, weil es keinen Abzug hat, sind wirklich nicht so viel in Arabien, als die Gelehrten vermuthen, wenigstens habe ich auf der Reise von Sues, nach dem Berge Sinai, und in ganz Jemen, keine gesehen. Das Gebirge, welches von Süden nach Norden durch ganz Arabien gehet, ist nach der Seite des arabischen Meerbusens von Tör bis zu dem Berge Sinai, und von Tehama nach Osten bis Sana, so sehr abhängig,

gig, daß das Wasser, welches sich nach einem starken Regen etwa zwischen den Bergen sammlet, und nicht gleich abfließen kann, doch bald Wege über oder unter der Erde findet. Von dem letztern Falle sah ich ein Beyspiel an dem hohen Berge **Sumara** in **Jemen**. Hier war nicht weit von unserm Wege ein tiefes Thal an einem steilen mit Erde bedeckten Felsen, und zwischen dieser Erde und dem Felsen war ein kleiner Fluß, welcher sich in die Tiefe herabstürzte, als wenn der Erde hier gleichsam eine Ader geöffnet worden wäre. In einer andern Gegend, wo das Wasser schräge bergab floß, nicht steil von einem Berge herunter stürzte, kam es aus einer Quelle, und machte einen Bach. Dieser floß nur eine gewisse Weite, verlor sich darauf im Sande, kam aber in einiger Entfernung als eine Quelle wieder zum Vorschein, vermuthlich weil der Felsen daselbst mit weniger lockerer Erde oder Sand bedeckt war. Nach einem starken Regen aber stürzt das Wasser hier in so großer Menge von den umherliegenden Bergen herab, daß der unterirdische Fluß nicht alles fassen kann, und dann siehet man, so lange dieser Vorrath an Wasser dauert, von der Quelle bis in das sandigte **Tehama** einen Fluß über der Erde.

Wenn den arabischen Gelehrten ein Buch von der Goldmacherkunst in die Hände fällt, so bekommen sie bisweilen Lust, dieses edle Metall, woran sie einen eben so großen Mangel haben, als die europäischen, selbst zu machen. Wir trafen zu **Beit el fakih** zwey von diesen Alchimisten an, von denen jeder ein besonderes Buch hatte, nach welchem er Gold machen wollte. Der eine, ein verständiger und sehr artiger Mann, glaubte seiner Kunst gewiß zu seyn, wenn er nur ein gewisses Kraut, welches seiner Meynung nach in der bergigten Gegend von **Jemen** wüchse, finden könnte. Man

hatte vielleicht bemerkt, daß die Zähne der Ziegen von einem gewissen Kraute goldgelb gefärbt werden, und daher geglaubt, daß es auch allerhand Metall in Gold verwandle. Ein Maronit erzählete, daß man auf dem Berge Libanon, zu der Zeit, wenn der Schnee aufthauet, ein Kraut findet, welches die Ziegen gerne fressen, und ihre Zähne goldgelb färbet. Er nahm einmal etwas davon mit zu Hause, und fand das Schnupftuch, in welchem er es getragen hatte, so mürbe, daß er es mit den Fingern zerreißen konnte. Er rieb mit dem Kraute das Silber an seinem Säbel, und es ward goldgelb, nach einigen Tagen aber ward es wieder weiß. In Jemen hat man vielleicht ähnliche Beobachtungen gemacht. Weil nun unser Freund zu **Beit el fakih** glaubte, daß wir nach Arabien gekommen wären, um dieses Kraut zu holen; denn es war einigen Arabern unbegreiflich, wodurch wir sonst Geld erhalten könnten, weil wir gar keine Handlung trieben; so suchte er die Bekanntschaft des Herrn **Forskäls**, und diesem leistete er beym Botanisieren große Dienste. Allein der gute Mann, der bereits sein ganzes Vermögen durch **Alchimie** verzehrt hatte, und zu seiner Zeit für einen reichen Herrn zu **Beit el fakih** in der Goldmacherkunst arbeitete; hatte nicht das Glück das Kraut zu finden. Der andere war gewiß versichert, daß er Gold machen könnte, wenn er nur noch die Erklärung von einem einzigen ihm unbekannten Worte erhielte. Und da er hörete, daß der Herr von Haven sich von uns allen am meisten auf Sprachen gelegt hätte, wandte er sich vornehmlich an ihn, um zu erfahren, was das Wort bedeuten sollte. Aber auch dieser war nicht im Stande seinem Verlangen eine Genüge zu thun. Dieser Araber war ein Arzt, und lebte in so großer Armuth, daß er nicht einmal eine gläserne Kolbe bezahlen

konnte,

konnte, sondern unsern Arzt ersuchte, eine zu Mochha zu kaufen, und sie ihm zu schenken.

Die Griechen mögen vormals in Arabien viel Gold gefunden haben; jetzt ist daselbst keines vorhanden, als was aus fremden Ländern dahin gebracht wird. Der Imam von Jemen ließ vor einigen Jahren eine kleine Goldmünze schlagen, und nicht einmal hierzu hatte man einheimisch Gold, sondern man schmelzte dazu fremde Münze ein. Doch wollte ein Fakih zu Loheia behaupten, daß ihm, und keinem andern, einige Stellen bekannt wären, wo man in den altern Zeiten Gold gegraben hätte. Kurz, man erhält jetzt in Arabien kein Gold, weder aus Flüssen, noch aus Bergwerken. In denen Städten aber, wo viel Handlung ist, findet man nicht nur Gold aus Habbesch, sondern es geht jährlich auch eine so große Menge venetianischer Dukaten über Syrien, und besonders über Aegypten, für Kaffee nach Jemen, und für Leinwand und Specereyen nach Indien, daß die Araber mich zu verschiedenen Malen gefragt haben: ob von allen Europäern bloß die Venetianer Goldgruben hätten? ja einige meyneten, daß die Venetianer den Stein der Weisen besäßen, welchen sie selbst noch jetzt so eifrig suchen.

Noch seltsamer sind die Nachrichten der ältern griechischen Schriftsteller, welche in dem von ihnen so genannten glücklichen Arabien einen so großen Mangel an Eisen gefunden haben. Denn noch bis auf diesen Tag sind Eisenbergwerke in dem Gebiete Saade im Gange. Und, weil man in dem Amte Rusma sogar Magnetsteine zu haben glaubet; so sollte man vermuthen, daß man auch daselbst und in andern Gegenden von Jemen Eisen würde finden können. Durch die Eisenbergwerke zu Saade aber kann nicht ganz Jemen

men mit Eisen versorgt werden, und das jemenische Eisen ist nicht nur schlechter, sondern aus Unwissenheit der Araber, und wegen Mangel am Holze, wird es auch theurer, als das, welches aus **Dännemark** über Aegypten oder Ostindien dahin gebracht wird. Von Bergwerken habe ich in Jemen nichts gehöret. In **Oman** findet man so ergiebige **Bleybergwerke**, daß von **Maskat** viel Bley ausgeführt wird.

Arabien ist auch nicht ganz arm an **Edelsteinen**. Denn man findet in dem Gebiete des **Imams** von **Jemen Onixe**, und den dunkelrothen, oder vielmehr hellbraunen **Akik Jemani**, welchen man auch wohl nur bloß **Jemani**, oder bloß **Akik** zu nennen pflegt. Den erstern Stein sahen wir häufig am Wege zwischen **Taäs** und dem Berge **Sumara**. Letztern, eine Art von Carniol, bekömmt man vornehmlich aus der Gegend der Stadt **Damar**, von einem Berge **Hirran**. Die Araber tragen ihn eingefaßt auf dem Finger, oder auf dem Arme über dem Ellenbogen, oder im Gürtel vor dem Leibe, und man glaubt, daß er das Blut stillet, wenn man ihn auf eine frische Wunde legt. Die Probe von der Güte dieses Steins soll seyn, daß man ihn in ein Papier wickelt, und daß das Papier nicht verbrennt, ob man gleich eine glüende Kohle darauf legt.

Ich habe nicht gehört, daß man **Smaragde** in Arabien findet. Man siehet aber das so genannte Smaragdgebirge auf der ägyptischen Küste, wenn man zur See von Sues nach Dsjidda reiset.

Der **Weihrauch** aus Arabien war in den ältern Zeiten nicht weniger berühmt, als das arabische Gold. Aber auch nicht aller Weihrauch, den die nördlichen Länder aus dem glücklichen Arabien erhielten, war in diesem Lande gewachsen. Jetzt bauet man nur auf der **Südostküste** von Arabien, besonders

in

in der bekannten Provinz **Schähhr**, diejenige Art davon, welche die Araber **Liban**, oder **Oliban**, und die Engländer **Incense**, oder **Frankincense** nennen, und diese ist sehr schlecht. Doch kann man in Arabien auch viele andere Sorten Räuchwerk aus Habbesch, von Sumatra, Siam und Java erhalten, und unter diesen eine Art, die die Araber **Bachor Java**, die Engländer aber Benzoin nennen, und die dem **Oliban** sehr ähnlich ist. Hievon wird eine große Menge über den arabischen und persischen Meerbusen nach der Türkey verlangt, und die schlechteste von drey Sorten, in welche die Kaufleute den Benzoin zu vertheilen pflegen, wird noch für besser gehalten, als der **Oliban** aus Arabien. Hieraus sollte man fast schließen, daß die Europäer den habbeßinischen und indianischen Weihrauch aus eben der Ursache arabischen Weihrauch genannt haben, warum man jetzt die jemenischen Caffeebohnen, levantische, und in der Levante die amerikanischen, europäische nennet. Es scheinet, daß selbst die Araber ihr eigenes Räuchwerk nicht hochschätzen; denn die Vornehmen in Jemen brauchen gemeiniglich indianisches Räuchwerk, ja eine große Menge **Mastix** von der Insel **Scio**.

Der **Caffeebaum** ist einer der merkwürdigsten in Arabien. Er wird vornehmlich an der westlichen Seite des hohen Gebirges, welches durch Jemen gehet, cultiviret. Man findet zwar auch in den Provinzen **Haschid** und **Bekil**, in **Kataba** und **Jafa** viel **Caffee**, doch scheinet das Klima in den Aemtern **Uedden**, **Kusma** und **Dsjebi** dieser Frucht am meisten gemäß zu seyn. Denn aus diesen Gegenden kommt der beste und meiste **Kaffee**. Die Araber sollen bey schwerer Strafe verboten haben, diesen

Baum

Baum auszuführen, die Holländer, Franzosen und Engländer aber doch Mittel gefunden haben, Pflanzen davon nach ihren Kolonien zu bringen. Indessen behält der Kaffee aus Jemen noch immer den Vorzug, vermuthlich deswegen, weil die Europäer den ihrigen nicht unter gleicher Polhöhe, und auf eben so hohen Bergen bauen, wo eine so regelmäßige Witterung herrscht, als in Jemen. Die Araber sagen, daß sie den **Kaffeebaum** aus Habbesch erhalten haben, und einige, welche in diesem Lande gewesen waren, versicherten nicht nur, daß man daselbst noch viele Kaffeebäume antreffe, sondern auch, daß der **Kaffee** in einigen Gegenden von **Habbesch** eben so gut sey, als der in Jemen. Der Baum **Kaad** soll ebenfalls von Habbesch nach Jemen verpflanzt seyn. Dieser aber wird das Land nicht mit fremden Gelde bereichern. Die Araber essen davon nur die jungen Sprossen zum Zeitvertreib, und als ein Leckerbissen. Wir, die wir nicht darzu gewohnt waren, fanden gar keinen Geschmack daran. Der so genannte **Mekke-Balsambaum**, welchen die Araber **Abu scham** nennen, d. i. einen Baum, welcher einen angenehmen Geruch hat, wächst in verschiedenen Gegenden von Jemen. Herr Forskal fand ihn auf einer Nebenreise, welche wir beyde von **Beit el Fakih** aus in die bergigte Gegend machten. Weil aber die hiesigen Einwohner den Nutzen dieses Baums vielleicht nicht kennen, so schicken selbst Kaufleute zu **Mochha** Töpfe nach der Gegend von **Medina**, woselbst er in Menge gesammlet, und unverfälscht abgeschickt wird. Der **Balsam**, den man zu **Dsjidda** kauft, ist oft schon verfälscht.

Man findet noch jetzt in verschiednen Gegenden des Morgenlandes **Manna**: ich muß aber bekennen, daß

daß ich an dem merkwürdigsten Orte, nämlich in der Gegend des Berges Sinai, die wegen des **Manna** der Israeliten berühmt ist, versäumt habe, mich darnach zu erkundigen. Zu **Merdin** setzt es sich, wie Mehl, auf die Blätter der Bäume, welche man **Ballot** und **Afs** nennet, und die ich für Eichbäume halte. Einige wollten zwischen **Merdin** und **Diarbekir** bisweilen auch **Manna** auf gewissen andern Bäumen gefunden haben. Andere aber, bey denen ich mich deswegen nachher erkundigt habe, hatten es auf diesen Bäumen niemals gesehen. Eben so erinnerte man sich auch nicht zu **Haleb Manna** auf der Staude **Elhadsje** gefunden zu haben. Alle aber stimmten darin überein, daß man das **Manna** zwischen **Merdin** und **Diarbekir** vornämlich von den Bäumen, von denen man die Galläpfel sammlet, und also von Eichbäumen, erhalte. Die **Mannaerndte** fällt zu **Merdin** in den Monat August, oder, wie ein anderer sagte, in den Julius. Man will nach einem gewissen starken Nebel, und wenn sich sonst viele Feuchtigkeiten in der Luft aufhalten, eine größere Menge davon auf den Blättern der Bäume bemerkt haben, als wenn die Luft heiter ist.

Diese Bäume werden in der Gegend von **Merdin** nicht besonders gewartet, sondern wenn das **Manna** fällt, so kann jeder, der Lust hat, in den Wald gehen, und sich so viel davon sammlen, als er will, ohne dazu besondre Erlaubniß von der Regierung zu verlangen, oder zu erkaufen. Es wird auf dreyerley Art gesammlet, und ist also auch von verschiedener Güte. Einige gehen zu der Zeit, da sie wissen, daß **Manna** gefallen ist, des Morgens vor Sonnenaufgang in den Wald, und schütteln es von den Blättern auf ein Tuch. Dann bleibt es ganz

weiß,

weiß, und dieß **Manna** ist das schönste. Wenn es nicht des Morgens frühe abgeschüttelt wird, und ein heißer Tag folgt, so schmelzet es von der Hitze der Sonne. Deswegen verdirbt es aber nicht, sondern häuft sich auf den Blättern immer mehr an, daß sie täglich dicker werden. Um nun auch dieses **Manna** zu bekommen, schafft man so viele Blätter nach Hause, als man will, oder fortbringen kann, wirft sie in Wasser, oder, wie ein andrer sagte, in kochendes, und sammlet das **Manna**, welches sich wie Oel auf der Oberfläche des Wassers setzet. Einige aber machen sich nicht einmal so viel Mühe und Kosten, sondern stoßen Blätter und **Manna** durch einander, und dieses ist die schlechteste Sorte. Diese Art nennet man das **Himmelsmanna**. Doch glauben die Morgenländer des Namens wegen nicht, daß es aus der Luft falle; denn so würde man es wahrscheinlich auf mehrern Arten Bäumen finden. Man sammlet selbiges auch in Persien, am allermeisten aber in **Kiurdestan**.

Zu **Basra** versicherte man, daß die Sorte **Manna**, welche man **Tarandsjubin**, oder **Tarandsjubil** nennet, in großer Menge in der Gegend von **Isfahan**, von einer kleinen stachlichten Staude gesammlet werde. Ich ließ mir zu **Basra** etwas von diesem **Manna** zeigen, und fand es in lauter kleinen runden gelblichen Körnern bestehend, und also von eben der Figur, wie das Manna der Israeliten, 2. Buch Mosis 16, 14. 31. und 4. Buch Mosis 2, 7. beschrieben wird. Dieses ist also vielleicht das Manna, womit die Juden auf ihrer Reise gespeiset wurden: denn man findet auch in der Wüste des Berges **Sinai** viele stachlichte Büsche, und diese Gegend liegt mit **Isfahan** ohngefähr unter einer Polhöhe. Wenn

aber

aber die Israeliten das ganze Jahr durch, ausgenommen am Sabbat, Manna gesammlet haben, so ist dieß nicht bloß natürlicher Weise geschehen: denn auch der **Tarandsjubin** wird nur in wenigen Monaten geerndtet. Ich weis nicht, ob man in andern Gegenden von Arabien Zucker bauet, als in Jemen. Wenn aber die Israeliten anstatt dieser ägyptischen Waare in der Gegend des Berges Sinai auch nur bloß natürlichen **Tarandsjubin** gefunden hätten, so hätte ihnen schon dieses angenehm seyn müssen. In **Kiurdestan**, zu **Mosul**, **Merdin**, **Diarbekir**, **Isfahan**, und vermuthlich auch in andern Städten, braucht man wenig oder gar keinen Zucker zum Backwerk und andern Speisen, sondern bloß **Manna**. Man soll daselbst sehr viel davon essen können, ohne daß dadurch der Leib geöffnet werde. Doch meinte jemand, mit dem ich zu Basra darüber sprach, daß beyde erwähnte Sorten **Manna** purgiren. Vielleicht also nur, wenn es alt geworden ist.

Obgleich die Mohammedaner keinen Wein trinken, so cultiviren sie doch die **Trauben** mit großem Fleiß. Man siehet deswegen in einigen Gegenden viele verschiedene Sorten. Man findet zwar eine Art **Weintrauben**, die keinen Kern zu haben scheinet, sehr häufig in Jemen, in Persien, und wie ich glaube auch auf der Insel Cypern. Nach einer genauern Untersuchung aber habe ich allezeit bemerkt, daß sie anstatt eines harten Kerns einen weichen Saamen hat, welchen man beym Essen nicht fühlt, aber deutlich siehet, wenn man sie durchschneidet. Diese **Weintraube** ist klein, sehr süß, und wird in großer Menge aus Jemen, als Rosinen, ausgeführt. Ein Araber zu Basra erzählte auch, daß diese **Rosinen** keinen Kern haben, und als ich ihn versicherte, daß ich einen wei-

chen Saamen in denselben gesehen hätte, antwortete er, daß man verschiedene Sorten davon habe, und daß die ohne Kern die allerkleinste sey. Er konnte mir aber keine von diesen **Trauben** zeigen, und also weis ich nicht, ob er seine Beobachtung mit gehöriger Behutsamkeit angestellt habe. In den Gegenden, wo viele Weintrauben wachsen, macht man auch **Syrup** daraus, so wie in **Aegypten, Oman** und zu **Basra**, und gar **Branntewein** aus **Datteln**.

Es giebt in Arabien außer den vorerwähnten noch viele andere Fruchtbäume, als: **Cocusnüsse, Granatäpfel, Apricosen, Pfirsichen, Mandeln, Nüsse, Birnen, Musa**, oder die so genannte Feige Adams, **Ambk**, oder **Mang**, eine bekannte indianische Frucht, **Myrrhe, Aloe**, jedoch letztere ist schlechter, als die aus **Habbesch** und von **Socotra, Tammerinden** und allerhand Arten der schönsten Gartenfrüchte.

Das Gewächs **Elcherroa** sah ich zum ersten mal zu Basra. Es hat die Figur eines Baumes. Der Stamm schien mir aber mehr Blätter, als Holz, zu seyn, doch ist er härter, als das Gewächs, welches die so genannte Feige Adams trägt. Jeder Zweig von dem **Elcherroa** hat nur ein großes Blatt, mit sechs, sieben, oder acht Ecken. Es stund an einer Wasserrinne, wo es also gut gewässert ward. Es war am Ende des Octobers 1765 in fünf Monaten etwa acht Fuß hoch gewachsen, und hatte zugleich Blüten, grüne und reife Früchte. Ein anderer Baum von eben dieser Art, welcher nicht so viel Wasser gehabt hatte, war in zwölf Monaten nicht höher geworden. Einige Blätter und Blüten, die ich davon abbrach, verwelkten in wenigen Minuten, wie alle geschwind wachsende Kräuter zu thun pflegen. Dieser

ser Baum ist den Kräuterkennern wahrscheinlich schon lange bekannt: denn zu Haleb nennet man die Elcherroa Palma Christi. Man macht aus derselben ein Oel, welches man Oleum de Kervva, Oleum Cicinum, oder Oleum ficus infernalis nennet. Die Christen und Juden zu Mosul und Haleb wollen behaupten, daß Elcherroa nicht das Gewächse sey, welches dem Jonas Schatten gab, sondern eine Art Kürbisse Elkerra, die nicht nur sehr große Blätter, sondern auch eine sehr große Frucht trägt, und nicht länger als etwa vier Monate dauert.

Zu Basra und Haleb nannte man gewisse kleine Zahnbürsten, welche in großer Menge aus Jemen nach diesen und andern Städten gebracht werden, Erak. Eine solche Zahnbürste ist nichts weiter, als ein kleiner dünner Stock. Von diesem wird das äussere dünne Holz abgeschnitten, und ein dickes fäserichtes weiches Mark in demselben ist die Bürste. Wenn eine solche Bürste abgenutzt ist, so wird sie, wie eine Bleyfeder, nachgeschnitten. Die Nuß, welche die Portugiesen Arak nennen, heißt bey den Indianern zu Bombay, Supari, und bey den Arabern Saufel. Diejenigen, welche ich gesehen habe, waren rund, unten platt, und oben ein wenig spitzig, ohngefähr von der Figur und Größe einer kleinen Kastanie, oder eines Rockknopfs. Diese Nuß in Stücken geschnitten, und mit Kalk in ein grünes Blatt gewickelt, nennen die Europäer in Indien Betel Nuß. Die Weiber in Indien und Oman kauen es fast beständig, so wohl zum Zeitvertreib, als weil sie glauben, daß es die Zähne reinige, und einen angenehmen Othem verursache.

Das Pappel- und Tannenholz wird zu Haleb vorzüglich bequem zum bauen gehalten. Das

letztere, welches man **Aers** nennet, kömmt von **Marasch**, **Aintab** und aus andern Gegenden nach dieser Stadt. Verschiedene Maroniten, bey welchen ich mich wegen dieses Holzes erkundigte, meineten, daß **Aers** und **Aers Libnan** einerley, und daß die Bäume nur in der Größe verschieden wären. Doct. Rüssel zu Haleb sagte, der eigentliche Name der Cedern sey **Scherbin**. Von **Abud ibn Schedid** hörte ich hier zu Koppenhagen, daß der Baum **Aers** große, der Baum **Scherbin** aber, so wie ein anderer, der **Zenobar** heißt, kleine Früchte trage. Bey dem erstern sind die Aeste nur klein, und machen mit dem Stamme einen rechten Winkel. Letzterer hat große schräg aufgehende Aeste. Er nannte die großen Cedern, so wohl **Aers**, als **Aers Libnan**, und meinete, daß die Aeste bey diesen im Verhältniß mit dem Stamme, nur deswegen dicker sind, als bey den kleinern, weil der Stamm bey den ältern schon vor vielen Jahren seine größte Höhe erreicht hat. Er hatte sehr viel **Scherbin** im Hannöverischen gesehen. So wohl **Aers** als **Scherbin** wird in der ganzen Gegend des Berges Libanon zum bauen gebraucht; ersteres aber ist am dauerhaftesten.

Ich glaube von Herr **Forskal** gehört zu haben, er habe das Holz, welches die Araber in Jemen **March** nennen, sehr häufig in **Tehama** gefunden. Auch in **Oman** kennet man das leicht feuerfangende Holz **March**, und zu Haleb nennet man gutes Kienholz, (**Aers**) in welchem viel Harz ist, gleichfalls **March**. Die Manier durch Reiben des Holzes Feuer zu machen, ist den Arabern zwar nicht unbekannt, ich habe aber nicht gehört, daß sie sich dieses Mittels noch bedienen; sondern fast alle gemeine Araber haben Stahl, Feuerstein und Schwamm in einem kleinen ledernen

Beutel

Beutel an ihrem Gürtel hangen, um eine Pfeife Taback oder die Lunte auf ihrer Flinte anzünden zu können. In Jemen verfertigt man von gewissen Kräutern, welche wild wachsen, kleine **Stricke**. Die Aegypter brauchen das Netz, welches man zwischen der Rinde und dem Stamme der Dattelbäume findet, zu allerhand groben Stricken. Ich zweifele nicht, daß die Araber davon eben den Gebrauch machen.

Man findet übrigens in Jemen, und andern fruchtbaren Provinzen von Arabien, sehr schönen **Waizen-Mais**, oder den so genannten türkischen Waizen, **Durra**, oder kleinen Mais, **Gersten**, **Bohnen**, **Linsen**, **Rübsaamen**, **Zuckerröhre**, **Taback**, **Baumwolle**, **Uars**, ein Kraut, welches gelb färbet, und viel von Mochha nach Oman verfahren wird, **Fua**, ein Kraut, mit dessen Wurzeln man roth färbet, **Indigo**, **Senesblätter**, **Salz** u. s. w. Ich habe nicht gehört, daß man in Jemen **Reis** baue. **Hafer** habe ich auch nicht in Arabien angetroffen. Man giebt hier den Pferden **Gerste**, und den Eseln **Bohnen**. Der **Salpeter** von **Patua** wird jetzt noch für den besten gehalten. Doch ist der **Salpeter** aus **Scindi** seit 1760, in welchem Jahre die Engländer selbst einige Salpetersiedereyen am Indus angelegt haben, auch besser, als vorher. **Tinkar**, oder, wie ein Indianer sagte, **Tinkal**, kömmt von **Ballagad**, einer Stadt in **Schiterpor** in Indien. Ein Banian meinete, dieses sey bloß ein Geschenk eines ihrer Götzen, welchem sie bey der erwähnten Stadt einen Tempel auf einem Berge gebauet haben, und dem die von seiner Nation sehr viel Oel schicken.

Es ist für einen Reisenden sehr schwer genaue Nachrichten von der Fruchtbarkeit eines Landes zu er-

halten, wenn er die Arten Früchte, welche in jeder Gegend gebräuchlich sind, nicht genau kennet. Noch weniger aber kann er sich einen deutlichen Begriff von der Manier machen, wie der Acker bestellt wird, da er sich gemeiniglich die mehreste Zeit in den Städten aufhält, und die Arbeit der Bauren gleichsam nur im Vorbeygehen siehet. Ich habe indessen nicht versäumt, mich darnach fleißig zu erkundigen, und selten von einer unglaublichen Fruchtbarkeit eines Landes gehört. So hat man mich versichert, daß das durch die Ueberschwemmung des Nils fruchtbar gemachte Erdreich nicht mehr, als **zehnfältig**, Waizen gebe. Bey **Helle** und **Bagdad**, also in der babylonischen Landschaft, ingleichen zu **Basra**, wo der Acker aus den Flüssen Euphrat und Tiger getränkt wird, hält man eine **zwanzigfältige** Vermehrung des Waizens für eine große Fruchtbarkeit des Landes, und niemand erinnerte sich, daß in diesen Gegenden mehr, als **dreyßigfältige** Frucht, wäre geerndtet worden. Zu **Erbil** wird das Land bloß durch den Regen getränkt, und giebt nur **zehn** bis **funfzehn** fältig. Weil aber der Waizen, der allein durch Regen gewässert wird, nicht nur kräftiger ist, sondern auch mehr Mehl giebt, als wenn der Acker durch die Kunst befeuchtet worden ist, so hält man eine **funfzehnfältige** Erndte bey **Erbil** eben so gut, als eine **zwanzigfältige** in der Gegend von Bagdad. Zu **Kermelis**, in der Nähe von **Mosul**, trägt der Waizen auch nur das **zehnte**, oder **funfzehnte** Korn, und niemals mehr, als das **zwanzigste**. Auch hier bekommt das Land keine andere Feuchtigkeit, als vom Regen, und man wollte gleichfalls bemerkt haben, daß der Waizen hier besser sey, als in der Gegend von **Bagdad**. Bey **Merdin** wässert auch nur der Regen die Felder. Jemand

mand aus dieser Stadt hatte einmal von neun Maas Waizen hundert fünf und achtzig, also zwanzig und ein halbfältig, und von einem Maas Gersten funfzig Maas geerndtet. Er hielt dieses aber auch für eine außerordentlich fruchtbare Erndte, weil eine funfzehnfältige schon für groß angesehen wird, und der Landmann größtentheils mit der Hälfte zufrieden seyn muß. Zwischen **Merdin** und **Diarbekir** bemerkte ich einen sehr schönen Acker mit Waizen in Aehren, und ein **Kiurd** aus dieser Gegend meinte, daß dieser nicht über zehn bis zwölffältig geben würde. Zu **Söwerek**, disseits **Diarbekir**, giebt der Waizen von vier bis funfzehnfältig; man wollte aber auch gehört haben, daß jemand von drey Maas Saamen hundert Maas Frucht erhalten hätte.

Eine funfzigfältige Vermehrung der Gerste zu **Merdin** schien mir sehr groß zu seyn. Ich erkundigte mich deswegen näher, und erfuhr, daß man in dieser Gegend zweyerley Arten Gerste habe, nämlich die allgemein bekannte, und eine schwarze. Diese letztere soll nicht nur für das Vieh besser seyn, sondern auch in dem Acker, wo die erstere das funfzehnte Korn giebt, wohl funfzigfältig tragen. Jene reiche Erndte war also wohl von dieser schwarzen Gerste zu verstehen. Man soll in dieser Gegend auch zweyerley Arten Waizen haben, wovon die eine reichlicher trägt, als die andere. Der Landmann muß aber seine Ursachen haben, warum er nicht allezeit die Sorte säet, wovon er die größte Erndte erwarten kann. Vielleicht weil sie besseres Land erfordert, oder weil sie beym Messen nicht so dicht zusammenfällt, und deswegen wohlfeiler ist. Das Erdreich ist in dieser Gegend auch sehr verschieden. Nach Süden von **Merdin** ist das Land niedrig und eben, nach Norden aber bergigt,

und also wächst die eine Sorte Früchte in gewissen Gegenden vielleicht besser, als die andere.

Ich fragte einen Kaufmann zu **Merdin**, welches die größte Fruchtbarkeit sey, von der er gehört habe? Er antwortete, das Land bey **Kälebin** gebe noch **fünf hundertfältig**, ehemals aber habe es **tausendfältig** getragen, und dieses Dorf sey daher **Kälebin**, d. i. tausend Maas genannt worden. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß nur ein einziges Dorf ein so außerordentlich gesegnetes Erdreich habe, und also ist es, vielleicht weil es tausend Maas Korn an die Regierung liefern muste, oder aus andern Ursachen **Kälebin** genannt worden.

Zu **Haleb** erinnerte man sich nicht von einer fruchtbarern, als **zwanzigfältigen** Erndte gehört zu haben. Die Bauern am Wege zwischen **Seyde** und **Damask** hatten in den besten Jahren niemals mehr, als **zwölffältig**, geerndtet, und ein Bauer aus **Bellehem** nicht mehr, als **zwölf** bis **sechszehnfältig**. Ein anderer hergegen wollte gehört haben, daß einer in der Gegend von Jerusalem **hundert** Maas Waizen, und **vierhundert** Maas Durra, für ein Maas Saamen von jeder Art, wieder bekommen habe. Allein er hatte es nur gehört, und redete also nicht aus gewisser Erfahrung. Nach dem Berichte eines Arabers zu **Maskat**, trägt der beste Waizen in **Oman** in einem Jahre, da es nicht am Regen fehlet, nicht über das **zehnte**, und der Durra nicht über das **zwölfte** Korn. Dieser war aber von dem Ackerbau nicht hinlänglich überzeugt; denn in andern Gegenden sagte man durchgehends, daß der Durra in Vergleichung mit den übrigen Früchten sehr reichlich gebe. Der Ackerbau scheinet in der bergigten Gegend von Jemen sehr hoch getrieben zu seyn: denn daselbst

hörte ich in dem fruchtbarsten Kornamte Dsjöbla, ingleichen in der Gegend von Sana, daß der Waizen bisweilen funfzigfältig, selten aber unter zehnfältig gebe. Der Durra soll sich in der bergigten Gegend nur hundert und funfzigfältig, in Tehama aber, wie mich verschiedene Personen versichert haben, zweyhundert, und bisweilen vierhundertfältig vermehren. Diese letztere Frucht soll auch in Tehama, nachdem sie einmal geschnitten ist, noch zum zweyten, ja gar zum dritten mal wieder ausschießen, und reif werden. Wenn also der Durra nach einer Saat dreymal geschnitten werden kann; so ist eine vierhundertfältige Vermehrung desselben wohl nicht ganz unwahrscheinlich.

Das fruchtbareste Erdreich, wovon ich jemals habe reden hören, ist die Gegend um Alexandrien in Aegypten. Hier soll der Waizen, nach dem Berichte der in dieser Stadt wohnhaften europäischen Kaufleute hundertfältige Frucht bringen, und eben dieses ist auch schon von alten Schriftstellern bemerkt worden. Wenn also das Erdreich um Alexandrien noch jetzt hundertfältig Waizen giebt, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß es in einigen Gegenden des gelobten Landes habe geschehen können. Vielleicht aber redet die heilige Schrift in den Stellen, wo einer hundertfältigen Vermehrung erwähnt wird, nicht einmal von der Vermehrung des Waizens, sondern des Durra. Die gemeinen Araber schmecken fast kein anderes Brod, als das von Durra. Man hat mich auch versichert, daß die gemeinen Leute in der Gegend von Tripolis, und also in der Nähe des an Waizen fruchtbaren Berges Libanon, fast nichts, als Durrabrod, essen, und ihren Waizen verkaufen. Es ist daher zu vermuthen, daß auch der

große Haufen in Palästina sich damit begnügt, und Isaac, welcher nach 1 Buch Mosis 26, 12. hundertfältig erndtete, **Durra** gesäet haben kann.

Weil der Boden in den verschiedenen Gegenden des Morgenlandes nicht gleich fruchtbar, und die Witterung oft sehr verschieden ist, so wird das Land auch verschiedentlich bearbeitet. In Aegypten, in der babylonischen Landschaft, in Mesopotamien, Syrien und dem gelobten Lande scheinet man nicht viel Fleiß auf den Ackerbau zu wenden, und es sind daselbst jetzt auch so wenige Einwohner, daß noch viele der schönsten Felder unbebauet liegen. Das Werkzeug der Ackerleute so wohl in den erwähnten Ländern, als in Arabien und Indien, ist sehr schlecht. Das Land wird mit einem schlechten **Pfluge**, bald in der Länge, bald in der Quere umgewühlt, bis es locker genug ist. Der Pflug wird nicht durch Pferde, sondern durch Ochsen gezogen, ja ich habe in der Gegend von **Bagdad** zweymal sogar einen Esel neben Ochsen, und in der Gegend von **Mosul**, zwey Maulesel vor dem Pfluge gesehen. Anstatt des **Spatens** bedienen die Araber in Jemen sich eines eisernen Hakens, womit sie ihre Gärten, und die schmalen Felder an den Bergen, wo der Pflug nicht gebraucht werden kann, umreißen. Sie haben aber einen großen Spaten um die Rinnen auf den Aeckern und in den Gärten zu machen, mit welchem zwey Leute zugleich arbeiten. Der eine druckt ihn in die Erde, und der andere muß ihn bey den an dem Eisen befestigten Stricken nach sich ziehen.

Es scheinet, daß der Acker in Jemen ziemlich gut, und in einigen Gegenden sogar gartenmäßig bestellt werde. Die Arbeit ist daselbst auch sehr mühsam, weil das Land mit großem Fleiß gewässert werden muß. Die Araber an sehr vielen Stellen in der bergigten

Gegend müssen Dämme um ihre Aecker machen, damit das auf sie geleitete Wasser einige Zeit stehen, und das Land düngen könne. Um diese Dämme zu machen, spannen sie, wenn das Land wohl gepflügt und locker ist, zwey Ochsen vor ein breites Bret mit drey Stricken, oder eisernen Ketten. Wenn dieses Bret so lange in der lockern Erde herumgeschleppt worden, daß es damit angefüllt ist, so ziehen sie es nach dem erwähnten Damme. Eine Arbeit, welche man wohl nicht leicht in Europa nachahmen wird, vornehmlich da wir selten überflüßig Bauerde auf unsern Aeckern haben. Die Felder an den Bergen sind zum theil, wie die Stufen in den Kaffeegärten, mit Mauern unterstützt, um sie horizontal machen zu können. Ueber dieser Mauer ist gemeiniglich ein Damm von Erde, weit um das Wasser aufzuhalten. Wenn die Aecker nicht von Quellen liegen, so wird das Wasser von diesen dahin geleitet. Diejenigen aber, welche den Vortheil nicht haben, müssen gegen die Regenzeit einen Damm von Steinen und Sträuchen in einem Wege bergan machen, nicht quer über den Weg: denn so würde er von der Gewalt des Wassers weggerissen werden, damit sie so viel Wasser, als nöthig ist, auf ihren Acker leiten können. Wenn der vorderste Acker genug Wasser erhalten hat, so wird es auf den dabey liegenden geleitet. Das übrige thun die kleinen Flüsse, welche sich zum theil wieder verlieren, ehe sie aus der bergigten Gegend kommen, und die größern, welche sich nach einem lange anhaltenden Regen in die See ergießen. Man siehet hin und wieder in den bergigten Gegenden auch große und schön gemauerte Behältnisse, um darinn Wasser zu sammlen, und die unten liegenden Felder nach und nach zu wässern. In der Ebene von **Damar**, ingleichen in einer andern nicht

weit

weit von Sana wird das Wasser bey trockener Zeit aus tiefen Brunnen durch Ochsen, Esel, oder Menschen heraufgezogen. Es ist sehr mühsam das Land also zu wässern: denn die Araber haben bisweilen sechs bis sieben Rollen neben einander über einen Brunnen, und können durch alle zusammen kaum so viel Wasser heraufbringen, als ein einziges Paternosterwerk thun würde. Es ist besonders, daß diese Maschiene in Arabien nicht Mode geworden ist, da man doch sowohl die, welche durch Ochsen, als die, welche durch Menschen getrieben werden, nicht nur in Aegypten, sondern auch in der Türkey, in Persien und Indien siehet. Letztere, welche durch Füße getreten wird, findet man oben bey Aegypten beschrieben.

Ich habe in der bergigten Gegend von Jemen nur einmal Gelegenheit gehabt zu sehen, wie man daselbst säet. Der Bauer hatte einen kleinen Beutel mit Linsen, und streuete diesen Saamen sehr dünne zwischen die Furchen, so wie wir die Erbsen in einem Garten. Er stieß während dem Gehen die Erde von beyden Seiten der Furche mit den Füßen über die Saat. In andern Gegenden gieng der Säemann hinter dem, welcher pflügte, und streuete die Frucht in die Furche, welche der andere bald nachher mit seinem Pfluge bedeckte. Beyde Manieren zu säen sind sehr mühsam, weil der Säemann eben so vielmal um den Acker gehen muß, als Furchen sind. Es bleiben alsdann aber nicht so viele Körner über der Erde, welche verdorren, oder von den Vögeln weggetragen werden, und die Araber brauchen überdieß auch deswegen weniger Saamen, als die Europäer, weil die Witterung in ihrem Lande mehr regulär ist, und der Ackermann gewiß seyn kann, daß sein Saame nicht in der Erde verfaulen, oder verdorren werde. Der so genannte türkische Wai-

zen und der Durra schienen in einigen Gegenden von Jemen einzeln gepflanzt zu seyn. Ich sah auch einige wenige Aecker, auf welchen die Pflanzen sogar nach der Linie, so wie der weiße Kohl in Europa, gesteckt zu seyn schienen. Diese waren aber auch die besten Aecker, die ich jemals gesehen habe. Alle Halmen schienen gleich hoch zu seyn, und zwischen denselben war gar kein Unkraut zu sehen. Eben dieselbe Frucht stund auf nahe dabey liegenden Aeckern sehr schlecht, ein gewisses Zeichen, daß auch in Arabien nicht alle Bauern gleich fleißig sind. Ich bemerkte einmal, daß ein Bauer mit seinem Pfluge zwischen dem Korne, welches in Reihen gepflanzt, oder gesäet, und neun bis zehn Zoll hoch war, wühlte, und seine Ochsen waren so abgerichtet, daß sie zwischen den Reihen giengen, ohne auf die Frucht zu treten. Der Nutzen von dieser Arbeit soll seyn, daß das Unkraut gestöret, das Korn um die Wurzel besser bedeckt, und das Land lockerer wird, um den Regen, oder das Wasser, welches auf den Acker geleitet werden soll, in sich zu ziehen. Das Unkraut, welches nachher wieder zum Vorschein kömmt, wird mit den Händen ausgerauft, und als Futter für das Vieh gebraucht. So viele Mühe aber geben sich nur die fleißigsten Hausväter. Die Durrafelder in der Gegend von Beit el fakih waren voller Unkraut, und nicht in Linien gesäet. In der bergigten Gegend von Jemen sah ich hin und wieder gleichsam Nester auf den Bäumen, in welche die Araber sich setzen, um ihre Kornfelder zu bewachen. In Tehama, wo die Bäume seltener sind, bauet man in dieser Absicht ein hohes leichtes Gerüst.

Wenn die Kornfrüchte zur Reife gekommen sind, so raufen die Araber sie mit der Wurzel aus der Erde, wenigstens habe ich in Jemen auf diese Art Gersten ein-

einärndten gesehen. Grünes Korn, Gras und was sonst zum Futter für das Vieh bestimmt ist, wird mit einem krummen Messer geschnitten. Die Indianer bedienen sich auch eines solchen krummen Messers, so wohl um damit ihren Reis vom Felde zu schneiden, als zu ihren Cocosnußbäumen. Um dieses Messer zu schärfen, braucht der Indianer, und vielleicht auch der Araber, weder Stein, oder Stahl, noch ein mit Pech und Sand bestrichenes Stück Holz. Er setzet sich mit einem Knie im Sande, mit ein wenig Wasser zur Seite, womit er sein Messer anfeuchtet. Dann kratzet er so lange mit dem andern Fuße auf das im Sande gelegte Messer, bis er glaubt, daß es zu seinem Gebrauch scharf genug ist.

Wenn das Korn gedroschen werden soll, so legen es die Araber in Jemen in zwey Reihen, mit den Aehren gegen einander, und lassen zwey Ochsen einen grossen Stein, der forne schlittenförmig ist, darüber schleppen. Die Dreschmaschiene in Syrien besteht aus einigen Bretern, in welchen auf der untern Seite eine Menge Feuersteine sind.

Ich erkundigte mich wegen des **Aussuchens der Saat** bey einem Juden zu **Maskat**, der selbst Ackerbau hatte. Er sagte mir, daß so wenig er, als die Mohammedaner in **Oman**, sich ein Gewissen daraus machen, zweyerley Früchte zusammen vermischt, in einen Acker zu streuen, wenn sie glaubten ihren Vortheil dabey zu finden. Es sey ihm aber verboten einen Baum zu inoculieren. Seine Worte waren, einen Reben, welcher schwarze Trauben giebet, auf einen weißen zu binden. Auch dürfe er kein Kleid tragen, wovon der Grund von Haaren, der Einschlag aber von Baumwolle, und das andere von Seide sey. Man lieset im dritten Buche Mosis 19, 19. daß kein Jude

ein

ein Kleid tragen soll, welches mit Wolle und Leinen gemengt ist. Eben da aber stehet auch, daß niemand sein Feld mit mancherley Saamen besäen soll. Also schien der Jude dieses sein Gesetz nicht zu wissen, wenigstens nicht zu beobachten. Er sagte auch, daß, wenn sein Schaf zum erstenmal geworfen, und es sich zugetragen hätte, daß das Lamm ein männliches gewesen, so habe er es verschenkt. Die Früchte der ersten drey Jahre von seinen Feigen- und Granatäpfelbäumen, und von seinen Weinreben hätte er den Armen gegeben. Die Früchte von seinen Dattelbäumen aber wendete er auch in dem ersten Jahre zu seinem eigenen Nutzen an, weil Moses nicht befohlen hätte, daß die Juden den Armen davon etwas geben sollen. Ich habe niemal einen Acker gesehen, der von einem Juden war bestellet worden: denn diese Nation lebet in Aegypten, in Jemen, Persien und in den türkischen Ländern fast allein von der Handlung und von Handwerken. Ich habe aber auch nicht bemerkt, daß die Mohammedaner eine Art religieusen Abscheus vor einem unreinen Acker hätten; sondern sie bezeigen vielmehr Verachtung gegen denjenigen, welcher seinen Acker nicht gut bearbeitet.

Die Zeit, wenn die Früchte reif werden, ist nicht bloß nach der mehr nördlichen, oder südlichen Lage der Länder verschieden; sondern auch nachdem sie auf Bergen, oder in niedrigen Ebenen liegen; ingleichen, nachdem sie früh, oder spät gewässert werden können. Also ist diese Zeit bloß in dem kleinen Gebiete des Imams von Jemen, und eben sowohl in den verschiedenen andern Provinzen von Arabien, sehr von einander abweichend. Z. E. die Gerste ward in der Gegend von Sana schon den 15. Julius vom Felde genommen, und am 28. dieses Monats wurden bey Chamis erst

Linsen

Linsen gesäet. Der Durra war in den ersten Tagen des Augusts in der Ebene bey Beit el fakih schon über sieben Fuß hoch, und zu derselben Zeit wurden die Aecker nicht weit davon schon wieder zur Saat gepflügt, und zur Wässerung zubereitet. Man sagte zu Jerusalem, daß die Gerste in dieser Gegend am Ende des März reif sey, und bey Orfa ärndtete man diese Frucht erst beym Ausgange des Monat May. Am Nil säet man im October und November, und die Aerndte fällt daselbst in den Monat May. Zu Mosul kann die Gerste gemeiniglich am 6. May gemähet werden, und die Waizenärndte wird in dieser Gegend vierzig Tage später erwartet. Zu Bagdad werden alle Früchte ohngefähr zwanzig Tage früher reif, als bey Mosul. Zu Maskat wird Waizen und Gerste im December gesäet, und im März geärndtet. Durra aber wird am Ende des Augusts und im Anfange des Septembers gesäet, und gegen das Ende des Novembers geschnitten. Zu Maskal begattet man die Dattelbäume, und da man von dieser Frucht viele verschiedene Arten hat, wovon die eine nach der andern reif wird; so hat man in Oman während drey Monaten reife Datteln, nemlich in den Monaten Februar, März und April.

Thiere, Insekten.

Es giebt in Arabien Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Dromedarien, Kühe, Schafe, Ziegen und anderes zahmes Vieh im Ueberfluß, ingleichen Löwen, Ghasellen, Füchse, Affen, u. s. w. Die Araber halten, wie bekannt ist, sehr viel auf ihre Pferde. Sie theilen sie gleichsam in zwo Arten.

Die

Die eine nennen sie Kadischi, d. i. Pferde von unbekannter Abkunft. Diese werden in Arabien nicht höher geschätzt, als die Pferde in Europa, und man braucht sie Lasten zu tragen, und zu allen andern gemeinen Arbeiten. Die andere Art heißt Köchlani, d. i. Pferde, deren Abkunft man bereits von zwey tausend Jahren her aufgeschrieben hat. Sie sollen ursprünglich von der Stuterey des Königes Salomon abstammen, und werden gemeiniglich um sehr hohe Preise verkauft. Man hält besonders die Köchlani für geschickt, große Fatiguen auszuhalten, sie sollen Tage lang ohne die geringste Nahrung, oder, wie man sagt, vom Winde leben können. Man glaubt von ihnen, daß sie muthig auf den Feind losgehen, und daß einige Familien unter diesem adelichen Pferdegeschlechte so viel Verstand haben, wenn sie in einer Schlacht verwundet, und also untüchtig werden, ihren Reuter länger zu tragen, sich sogleich zurück zu begeben, und ihren Herrn in Sicherheit zu bringen. Fällt der Reuter zur Erde, so bleiben sie bey ihm stehen, und wiehern, bis Hülfe kommt. Schläft er bey ihnen im freyen Felde, so wiehern sie, wenn sich in der Ferne Räuber zeigen, u. s. w. Sie sind weder schön, noch groß, aber behend zu laufen, und werden also bloß ihrer Tugenden, und ihres Geschlechts, nicht ihres äußerlichen Ansehens wegen, von den Arabern so hoch geschätzt. Sie werden auch gar nicht zu gemeinen Arbeiten, sondern bloß zum Reiten gebraucht.

Die Köchlani werden vornehmlich von den Beduinen zwischen Basra, Merdin und Syrien erzogen, und man findet in allen, in dieser Gegend liegenden Städten, fast keinen vornehmen Herrn, der ein anderes Pferd reite. Das ganze Geschlecht wird wieder in verschiedene Familien abgetheilet. Ich habe zwar auf der Westseite von Arabien nichts von diesen

Köchlani gehört, vermuthe aber, daß man sie auch daselbst, und vornehmlich in Hedsjas antreffe. Einige von den Familien werden auch höher geschätzt, als andere. Und ob man gleich versichert ist, daß die Köchlani bisweilen nicht so gut sind, als einige Kadischi, so macht man doch aus jenen, vornehmlich aus den Stuten, allemal weit mehr, in der Hoffnung, daß ihre Füllen gut einschlagen.

Die Araber haben von ihren Köchlani zwar kein Geschlechtsregister von einigen hundert Jahren, sie können aber dennoch von ihrer Abkunft ziemlich gewiß seyn, weil die Stuten immer in Gegenwart von Zeugen, und zwar von arabischen Zeugen, belegt werden. Denn obgleich viele Araber sich bisweilen kein Gewissen daraus machen, einen solchen Eid zu thun, so soll man doch kein Beyspiel haben, daß jemals ein Araber ein falsches Zeugniß von der Geburt eines Pferdes unterschrieben habe; weil sie gewiß glauben, daß ihre ganze Familie ausgerottet werden würde, wenn sie in diesem Stücke wider die Wahrheit redeten. Wenn also ein Christ eine Stute von dem Geschlechte Köchlani besitzt, oder für einen Araber unterhält, und sie von einem Köchlani belegen lassen will; so muß er dazu einen Araber als Zeugen rufen. Dieser bleibt zwanzig Tage bey der Stute, um gewiß zu seyn, daß kein gemeiner Hengst sie verunehret hat. Ja sie muß in dieser Zeit keinen Hengst, oder Esel, nur in der Ferne sehen. Bey der Geburt des Füllen muß der erwähnte Zeuge wieder gegenwärtig seyn, und der Geburtsbrief wird in den ersten sieben Tagen gerichtlich abgefaßt. Ein solcher Zeuge bekömmt für seine Mühe ein Kleid. Keine Stute von dem Geschlechte Köchlani wird vorsetzlich von einem gemeinen Hengste belegt, und wenn es etwa aus Versehen geschehen sollte, so wird das Füllen als ein Kadisch angesehen. Indessen machen die Araber

sich

sich kein Gewissen daraus, einen Hengst von dieser adelichen Art mit einer Stute von unbekannter Abkunft zu vermischen; das Füllen von dieser Stute wird aber auch als ein Radisch angesehen.

Die Araber verkaufen die Hengste von ihren **Röchlani**, so wie ihre gemeinen Pferde, unter allerhand beliebigen Bedingungen. Die Stuten aber verkaufen sie nicht gerne für baares Geld; sondern, wenn der Eigenthümer sie nicht wohl verpflegen kann, so giebt er sie einem andern unter der Bedingung, daß er an ihrem Füllen Theil habe, oder daß er sie nach einer gewissen Zeit wieder zurück fodern könne. Ich glaube, daß auch der Eigenthümer des Hengstes einen Anspruch auf einen gewissen Theil von dem Werthe des Füllens machen könne. Es scheint indessen, daß es mit diesen **Röchlani** eben so geht, als wie mit dem alten arabischen Adel des **Schechs**, nemlich, daß man ihren Werth nur in ihrem Vaterlande erkennt. Die Türken bekümmern sich nicht viel um sie, außer wenn sie etwa eins von diesen edlen Pferden umsonst erhalten können. Weil sie ein fruchtbares und wasserreiches Land, und mehr bergigte Gegenden haben, als die Araber, so sind ihnen die Pferdewindspiele auch nicht so nöthig. Die großen schweren Pferde, welche unter dem großen und prächtigen Geschirr, das sie ihnen aufzulegen gewohnt sind, eine weit bessere Parade machen, sind ihnen weit angenehmer. Ich vermuthe, daß man auch in einer Provinz von Jemen **Röchlani** antreffe. Ich zweifle aber, ob man sich darum in dem Gebiete des Imams viel daraus mache: denn die Pferde der Vornehmen in diesem Königreiche scheinen mir für **Röchlani** zu schön und zu schwer zu seyn. Die Engländer hingegen kaufen bisweilen zu **Mochha** Pferde zu acht hundert, bis tausend Speciesthalern. Ein Kaufmann versicherte mich, daß einer seiner Lands-

leute in dem vorhergehenden Jahre zu Mochha ein solches Pferd gekauft hätte, daß ihm dafür in Bengalen die Summe doppelt geboten worden, daß er es aber nach England abgesandt hätte, in der Hoffnung seine Kaufsumme vierfach wieder zu erhalten.

Man findet in Arabien zweyerley Arten Esel. Die kleinen trägen Esel sind in den Morgenländern eben so wenig geachtet, als bey uns. Man hat aber daselbst eine große und muthige Art, welche ich auf Reisen bequemer gefunden habe, als Pferde, und die auch theuer bezahlt werden. Man trifft in Arabien vermuthlich auch verschiedene Arten Kameele an. Ich erinnere mich wenigstens, daß die meisten Kameele in dem Gebiete des Imams nur mittelmäßig groß waren, und eine hellbraune Farbe hatten. Ich sahe aber auch daselbst Kameele aus Nedsjeran, welche groß und schwer, und von dunkelbrauner Farbe waren. Die Dromedarien, die ich so wohl in Arabien, als Aegypten, gesehen habe, hatten alle nur eine Erhöhung auf dem Rücken, und konnten von einem, der nicht gewohnt ist dergleichen Thiere zu sehen, nicht anders von Kameelen unterschieden werden, als dadurch, daß sie leichter, und also besser zum Laufen gebauet zu seyn scheinen. Von den sogenannten Dromedarien mit zwey Erhöhungen auf dem Rücken habe ich nur drey in einer Stadt in Natolien gesehen, welche aus der Crimm dahin gebracht waren. Diese waren so groß und schwer, daß man sie wohl besser eine besondere Art von Kameelen, als Dromedarien, nennen kann. Da ich nicht weis, ob es bereits in Europa bekannt ist, in welcher Stellung sich die Kameele begatten, so will ich dieses beyläufig bemerken. Ich sah es in Aegypten. Die Kameelkuh lag auf der Erde, und man hatte ihr die Forderbeine gebunden, damit sie nicht aufspringen sollte. Das Kameel saß hinter derselben, wie ein

Hund

Hund auf dem Hintern. Es stand nemlich auf den Förderfüßen. Es war bey seiner Liebesverrichtung so kaltsinnig, als ich niemals ein Thier gesehen habe, und der Bauer mußte es lange Zeit vorher mit der Hand kützeln, bevor es seine Pflicht erfüllen konnte. Nach verrichteter Arbeit stieß der Bauer es von der Kameelkuh. Er ließ sie geschwinde aufspringen, und schlug ihr mit seinem Pantoffel brav auf den Hintern, indem ein anderer sie herumführete. Man soll in **Mesopotamien** und **Natolien**, und also vermuthlich in allen Gegenden, die Kameele in eben dieser Stellung sich begatten lassen.

Die **Ochsen** und **Kühe** in Arabien haben auf der Schulter über den Forderbeinen eine Erhöhung von Fett; welche, so wie bey den Kameelen, größer ist, je fetter diese Thiere sind. Wenn es wahr ist, daß die Ochsen der Hottentotten sich gewöhnen lassen, sich des Nachts in einer Reihe dicht an einander zu stellen, um den ankommenden wilden Thieren eine ganze Linie von Hörnern entgegen zu setzen, so müssen die arabischen Ochsen wohl dümmer seyn: denn dergleichen Tugenden habe ich niemals von ihnen gehört. Die **Büffelochsen** findet man in den Morgenländern fast in allen sumpfigen Gegenden, und bey großen Flüssen, und daselbst gemeiniglich in größerer Menge, als das gemeine Hornvieh. Die Büffelkühe geben mehr Milch, und die Büffelochsen sind zur Arbeit wenigstens eben so geschickt, als die gemeinen. Ich sahe Büffel in **Aegypten**, auf der Insel **Bombay**, bey **Surat**, am **Euphrat**, **Tiger**, **Orontes**, zu **Scanderone** u. s. w. Ich erinnere mich aber nicht, sie in Arabien gefunden zu haben, und da ist für dieses Thier auch wohl zu wenig Wasser. Das Fleisch der Büffelochsen schmeckte mir nicht so gut, als anderes Ochsenfleisch. Es ist härter

und grobfäsrigter. Doch habe ich vielleicht oft junges Büffelfleisch anstatt Ochsenfleisch gegessen. Es wird in den Ländern, wo dieses Thier häufig ist, sehr viel, sowohl von Vornehmen, als Geringen, und auch wohl von europäischen Kaufleuten, gegessen. Zu **Basra** hörte ich, und sahe es einmal selbst, daß, wenn ein Araber eine Büffelkuh melket, ein anderer ihr die Hand fast bis an den Ellenbogen in die Vulva steckt, weil man aus der Erfahrung gefunden haben will, daß sie mehr Milch geben, wenn sie auf diese Art gekützelt werden. Diese Gewohnheit hat viel ähnliches mit der Scythen ihrer, welche Röhre in ihre Pferde stecken, und in selbige mit dem Munde bliesen, wenn andere melkten.

Der **Jakkal**, oder **Tschakkal**, ist eine bekannte Art **Füchse**, oder **wilder Hunde**, die sich in **Indien**, **Persien**, **Arrak**, **Syrien**, bey **Constantinopel** und in andern Gegenden mehr, in großer Menge hören lassen. Es scheint aber, daß man sie in der Gegend von **Mekke** nicht häufig antreffe. Ein Kaufmann aus dieser Stadt, welcher von dem Scherif an den Mogol gesandt war, hatte ihre Stimme nicht gekannt, sondern anfänglich ihr Geschrey für ein Geschrey der Kinder gehalten. Hierzu aber wird wohl eine ziemlich starke Einbildung erfordert. Ich habe das Geschrey dieser Thiere des Nachts bey stillem Wetter in den vorhererwähnten Gegenden sehr oft gehöret, es aber anfänglich für ein Geheule einer Menge Hunde gehalten. Diese Thiere sind oft so dreist, des Nachts einzeln in die Häuser zu kommen: und mein Bedienter zu **Bombay**, welcher außerhalb der Stadt wohnete, hatte sie selbst aus seiner Küche verjagt. Er erinnerte sich aber nicht, daß sie sich durch ein Geschrey verrathen hätten, wenn andere **Tschakkallen** geschrien. Indessen antworten sie gemeiniglich, wenn

sie

sie des Nachts die Stimme von ihres gleichen hören, so wie die Hunde, die Esel und die Hähne. Der Tschakkal ist beißig, wie das Geschlecht der Hunde und der Füchse zu seyn pfleget, man giebt sich aber keine Mühe, ihn zu fangen, weil sein Fell nicht gesucht wird. Der Name Tschakkal soll türkisch seyn. Der gemeine Araber nennet dieses Thier Waui, oder Benat el Waui. Man verwechselt es sehr oft mit dem Fuchs. Dieser heißt Taleb, oder Abulhösni.

Die Hyaena trifft man häufig in Persien an. Ein Engländer, welcher sie oft zu Gambron, oder Bender Abbas gesehen und gehöret hatte, meynete in ihrer Stimme etwas ähnliches mit der menschlichen bemerkt zu haben. Ein anderer hingegen, der auch einige Jahre an eben diesem Orte gewesen war, hatte nichts menschliches in dem Geheule der Hyaena gefunden. Beyde aber stimmten darinn überein, daß die Hyaena des Nachts ausgehet, und zu der Jahrszeit, wenn alle Einwohner zu Gambron unter freyem Himmel schlafen, bisweilen die Kinder von der Seite ihrer Aeltern wegholet. Weil die Hunde, Esel, Küe u. s. w. auf der Küste des persischen Meerbusens und in Oman, aus Mangel anderer Nahrungsmittel, Fische fressen, so vermuthete man, daß sowohl die Hyaena, als der Tschakkal, welche sich in dieser Gegend aufhalten, auch bisweilen genöthigt sind, dadurch ihren Hunger zu stillen. Bey unserer Abreise war eine lebendige Hyaena in der königlichen Menagerie auf Friederichsberg, und da sie seitdem gestorben ist, so siehet man jetzt ihr ausgestopftes Fell auf der königlichen Kunstkammer zu Kopenhagen.

Affen sah ich in den Waldungen von Jemen bisweilen mehr als hundert bey einander. Vertuman, der viele wunderbare Sachen in Jemen gesehen

zu haben vorgiebt, sagt, daß er auf seiner Reise von Aden nach Sana über zehn tausend Affen bey einander gesehen habe. Die Besitzer der Kaffee- und anderer Fruchtbäume müssen ihrentwegen fleißig Wache halten. Die jemenischen Affen haben ein rothes und nacktes Hintertheil, und sind besonders geschickt allerley Künste zu lernen. Sie müssen deswegen außerhalb ihrem Vaterlande, z. E. in Aegypten, manchen armen Menschen ernähren.

Die Jarboa, oder die so genannte Ratze Pharaonis, findet man in Aegypten, in Nedjed, an beyden Seiten des persischen Meerbusens, in der Wüste zwischen Basra und Haleb, und in andern Gegenden mehr. Ich erinnere mich nicht nur gute Zeichnungen, sondern auch das Thier selbst in Naturaliencabinettern gesehen zu haben. Man versicherte, daß die Araber sie gerne essen. In den verschiedenen Gegenden aber, wo ich mich nach diesem Thiere erkundigt habe, glaubte man nicht, daß es Steine durchgrabe. Man findet in Arabien auch Chamäleonten, und viele andre Arten Eidexen.

An zahmen Federvieh ist in den fruchtbaren Gegenden von Arabien ein so großer Ueberfluß, daß man die Hüner daselbst eben so wohlfeil, als in Europa, kaufen kann. Perlhüner sind daselbst zwar wild, aber in Tehama an der bergigten Gegend so häufig, daß die Knaben sie mit Steinen werfen, und nach der Stadt zum Verkauf bringen. Turteltauben siehet man in allen waldichten Gegenden. Auch giebt es in der arabischen Wüste Strauße, ich weis aber nicht, ob die Araber sich die Mühe geben sie zu fangen, und von Jugend auf zu erziehen. Ich sah einen Strauß zu Loheia, der aus Habbesch gekommen war, und nach Sana gebracht werden sollte. Ich glaube,

daß

daß die Araber den Strauß den Kameelvogel nennen.

Man findet in dem arabischen Meerbusen eine große Menge Fische. Ich erinnere mich von Herr Forskål gehört zu haben, daß er auf unserer Reise von Suez bis Mochha bey hundert verschiedene Sorten angetroffen habe. Viele darunter sind sehr wohlschmeckend. Unter den hiesigen Muschelarten ist besonders diejenige merkwürdig, welche Linnäus Strombus fusus nennet. Diese trafen wir zu Loheia an. Sie liegt immer tief auf dem Grunde der See, und ist deswegen schwer zu erhalten. Indessen ließen wir davon eine Menge fischen, und schickten sie nach Europa. In der Gegend von Loheia werden auch Perlmuscheln gefischt. Sie sollen aber in diesem Meere nirgends so häufig seyn, als bey Dachlak, einer Insel auf der afrikanischen Küste. An Schildkröten und andern Seethieren fehlet es gleichfalls nicht in dem arabischen Meerbusen.

Die Heuschrecken sind in den Morgenländern sehr häufig, vielleicht aber doch nicht so sehr, als man in Europa glaubet. Wir sahen den ersten Zug davon gegen das Ende des Decembers 1761. zu Kahira, und am 9. Januar 1762. in eben dieser Stadt, einen noch fürchterlichern, welcher mit einem Südwestwinde, und also wahrscheinlich über die lybische Wüste kam. An diesem letzten Tage fiel eine gar große Menge von ihnen auf die Dächer der Häuser, und die Straßen nieder, vielleicht weil sie von der Reise ermüdet, vielleicht aber auch, weil sie in ihrem Vaterlande nicht gewohnt waren Städte zu sehen, und von Menschen beunruhiget zu werden, oder weil sie hier, so wie auf dem freyen Felde, ihre Nahrung suchen wollten. Nachher sah ich keine Heuschrecken wieder in Menge, als nach unserer

Ankunft zu Dsjidda. Ein großer Zug kam in der Nacht von dem 10. bis auf den 11. November 1762. nach dieser Stadt mit einem westlichen Winde, und also über den arabischen Meerbusen, welcher hier sehr breit ist. Es hatten aber auch viele ihr Grab im Wasser gefunden. Am siebenzehnten eben dieses Monats kam ein anderes Heer nach Dsjidda, es war aber nicht so zahlreich, als das vorher erwähnte. Im May, als die Datteln in Tehama anfiengen reif zu werden, langten einigemal sehr große Züge aus Westen, oder Süden, folglich über den arabischen Meerbusen in Mochha an. Sie kehreten gemeiniglich den folgenden Tag wieder zurück, oder setzten ihre Reise weiter östlich nach den bergigten Gegenden fort. Am 31. May 1763 gieng eine große Menge die Stadt von Süden nach Norden vorbey, und am 1. Junius wiederum von Norden nach Süden. Vielleicht war dieß derselbe Zug. Der Meerbusen bey Mochha ist, wie bekannt, nicht breit. Das Ufer war bisweilen dennoch mit todten Heuschrecken angefüllet. Vielleicht, weil diese eben so wenig die Beschaffenheit der See kannten, als diejenigen, welche nach Kahira kamen, die Gefahr, die ihnen in einer Stadt drohete. Im Anfang des Julius 1763 sahen wir eine ungeheure Menge Heuschrecken an dem Berge Sumara, und auf dem Wege von hier nach Jerim. Auch kam den 28. dieses Monats ein großer Zug nach Möshak. In Persien sah ich einige zwischen Schiras und Abuschähhe. Am 17. April 1766. traf ich, so zu reden, ein Nest mit Heuschrecken an. Ein großes Fleck Landes bey Tel el Haua, auf dem Wege von Mosul nach Nissebin, war gänzlich wie mit jungen Heuschrecken bedeckt, die noch nicht viel größer, als eine gemeine Fliege, waren. Die Flügel an diesen kleinen Insekten waren noch kaum

zu

zu sehen, und von den Springfüßen schienen sie nur die oberste Hälfte zu haben. Vermuthlich waren aber doch die Springfüße schon vollständig, nemlich zusammen gebogen, und nur noch mit einer Haut überwachsen. Diese Heuschrecken sollen ihre natürliche Größe in einer erstaunlichen Geschwindigkeit erhalten. Wäre eine gute Policey in diesem Lande, so hätten auf dieser Stelle viele tausend, von welchen doch gewiß sehr grosser Schaden zu befürchten war, mit leichter Mühe gleichsam in ihrer Geburt erstickt werden können. Allein die mit mir Reisenden schienen sich nicht darum zu bekümmern, sondern sich bloß auf die Vorsehung und den **Samarmog**, oder den Heuschreckenfresser, zu verlassen. Ein starker Regen würde diesen jungen Heuschrecken auch vielleicht haben schaden können: denn, wo ich auch diese Insekten gesehen habe, da hatte es in einiger Zeit nicht geregnet, und sie zogen weg, wenn Regenwetter einfiel.

Auf dem Wege von **Diarbekr** nach **Orfa** sah ich verschiedene große und kleine Grillen und Heuschreckenarten. Sie hatten alle zwey große Springfüße, die bey einigen weich und biegsam waren. Eine kleine Art hatte einen harten Kamm auf dem Kopfe. Zwey sehr große hatten Springfüße, aber keine Flügel, und waren also noch wohl Larven. Andere hatten völlig die Figur der Heuschrecken, sie waren aber kleiner. Auch fand ich im Anfang des Monats October die sogenannte **Gottesanbeterin**, welche auch in Naturaliensammlungen in Europa nicht mehr selten ist. Wegen dieses Insekts habe ich mich bey verschiedenen Mohammedanern, und unter andern auch bey einem Kaufmanne aus **Mekke** erkundiget: ob sie es für heilig halten, und ob sie glauben, daß es ihnen den Weg nach **Mekke** mit ausgestreckten Armen zeige? Aber keiner hatte jemals

von

von einer so außerordentlichen Eigenschaft dieser Gattung Heuschrecken etwas gehört. Ein Christ zu Haleb nannte dieß Insekt Darnuch. In Italien und Frankreich nennet man es die Gottesanbeterin. Also haben vielleicht die Christen, und nicht die Mohammedaner, sich zuerst eingebildet, daß es betete.

Wenn ich die Zugheuschrecken noch in andern, als den vorerwähnten Gegenden gesehen habe, so sind sie in so geringer Anzahl gewesen, daß ich es nicht der Mühe werth geachtet habe, sie zu bemerken. Die Zugheuschrecke ist eben diejenige, welche die Araber essen, und eben dieselbe, welche man in Deutschland gesehen hat. Ein Araber, mit dem ich in Persien reisete, nannte mir folgende unter den Heuschrecken, welche sein Vaterland besuchen: Dsjerad achmar, oder die rothe Heuschrecke. Diese ist bey ihrer Ankunft sehr mager. Nachdem sie sich aber zum großen Schaden der Einwohner erholet hat, so wird sie Dsjerad-Mücke genannt, und dann ist sie ein Leckerbissen für die Araber. Auf diese folgt Dsjerad cheifan, d. i. die leichte Heuschrecke. Auch diese kömmt mager nach Lachsa, und wird, nachdem sie eine Zeitlang gute Nahrung gehabt hat, Dsjerad seman, oder die fette Heuschrecke, genannt, und dient den Arabern auch zur Speise. Zu Basra nannte man die Heuschrecke, welche die Araber am liebsten essen, Muke. Man setzte noch hinzu, daß dieses das Weibchen, und sehr fett, oder voller Eyer, und daß sie für Männer eine stärkende Speise sey. Dsjerad asfur ist das Männchen von Muke, aber mager, und wird deswegen zu Basra nicht viel zum Essen gesucht.

Es ist zwar den Europäern eben so unbegreiflich, daß die Araber Heuschrecken mit Vergnügen essen, als es den Arabern, die niemals Umgang mit Christen

gehabt

gehabt haben, unglaublich ist, wenn man ihnen erzählt, daß die Christen Austern, Krabben, Krebse u. d. gl. als eine angenehme Speise genießen. Indessen ist das eine so gewiß, als das andere. Die Heuschrecken werden in allen arabischen Städten von Bab el mandeb an bis Basra auf Schnuren gezogen zu Markt gebracht. Auf dem Berge Sumara sah ich einen Araber, der sich einen ganzen Sack voll gesammlet hatte. Man hat verschiedene Manieren sie zuzubereiten. Ein Araber in Aegypten, von dem wir verlangten, daß er gleich in unserer Gegenwart Heuschrecken essen sollte, warf sie auf eine glüende Kohle, und nachdem er sie hinlänglich gebraten zu haben glaubte, faßte er sie bey den Springfüßen und dem Kopfe, und verzehrte den Rest auf einen Biß. Wenn die Araber eine große Menge Heuschrecken haben, so braten, oder dörren sie sie in einem Ofen, oder kochen und essen sie mit Salz. Ich habe selbst niemals versucht Heuschrecken zu essen. Aber der Consul Lucas, welcher sich einige Jahre zu Sale aufgehalten, und daselbst den Versuch gemacht hatte, hat dem Herrn Conferenzrath Wascherslebe versichert, daß sie ohngefähr eben so schmecken, als unsere kleinen geräucherten Bretlinger, welche von Eckernförde aus Holstein kommen. Die Araber in dem Königreiche Marocco kochen die Heuschrecken, und dörren sie auf den Dächern ihrer Häuser. Man siehet daselbst große Körbe voll davon auf dem Markte. Weder Herr Lucas hat in Sale, noch ich in Aegypten, oder Arabien gehört, daß das Essen der Heuschrecken ungesund sey, und Hundsmücken, oder geflügelte Hundsläuse, zuwege bringe. Die Juden in Jemen essen die Heuschrecken eben so gerne, als die mohammedanischen Araber, und wollen daher behaupten: daß die Vögel, welche Gott den Kindern Israel in der Wüste gesandt

habe,

habe, nichts anders, als Heuschrecken, gewesen wären. Die italiänischen Juden zu Haleb aber meyneten, daß Gott ihre Vorfahren in der Wüste mit Rebhünern gespeiset habe. Doch ist die Meynung der arabischen Juden hierüber wohl die wahrscheinlichste. Die Türken scheinen noch keinen Geschmack an Heuschrecken gefunden zu haben. Sie werden deswegen schon in Bagdad, Mosul, Diarbekr und andern Gränzstädten von Arabien allein von gebornen Arabern, oder gar nicht genossen. Die Hüner, Schweine, und besonders die Affen, sind große Liebhaber von Heuschrecken.

Die Heuschrecke Dübbe ist in Oman, Lachsa und zu Basra bekannt, sie wird aber nirgends gegessen. Man sagte zu Basra, daß sie Durchlauf und Reißen im Leibe verursache. Diese Art ist viel kleiner, als die vorher erwähnten eßbaren Arten. Wenn sie sich in einer Gegend von Oman niedergelassen hat, so brütet sie in der Erde, und bleibt gemeiniglich drey bis vier Jahre. Sie hatte erst kurz vorher, als ich zu Maskat war, die Gegend von Sohar verlassen, nachdem sie in den nächst vorhergehenden Jahren grossen Schaden an den Datteln, der vornehmsten Nahrung der hiesigen Einwohner, verursacht hatte. In der Gegend von Basra aber hält sich keine Art Heuschrecken länger auf, als sieben bis acht Tage. Vielleicht weil ihnen das feuchte Erdreich nicht gefällt.

Die Araber konnten mir von den verschiedenen Häutungen der Heuschrecken nichts berichten. Vielleicht, weil ich ihnen keinen deutlichen Begriff davon machen konnte, da ich selbst auf die Verwandlung der Insekten nur wenig Achtung gegeben hatte, und weil mir überdieß die Wörter davon in der arabischen Sprache unbekannt waren.

Es ist gewiß, daß die Heuschrecken in ihrem Zuge sehr gemeinschaftlich, und gleichsam nach Kommando handeln. Es bleiben aber auch oftmals sehr viele, es sey, weil sie ermüdet sind, oder aus andern Ursachen, zurück. Wenn man sie gleich oft an dem Orte, wo sie sich niedergelassen haben, mit Händen greifen kann: so lassen sie sich doch wohl nicht allezeit lieber todt schlagen, als abhalten, sich auf der Stelle, die sie einmal gewählt haben, zu lagern. Denn so bald die Einwohner in dem Dorfe **Mensil** an dem Berge **Sumara** einen Zug Heuschrecken sahen, machten sie ein Geschrey, und liefen mit einem großen Tuche an einem Stock gebunden, auf ihren Feldern herum, um zu verhüten, daß die Heuschrecken sich nicht setzten, oder um diejenigen zu verjagen, welche sich bereits gesetzt hatten. Ich hörte auch zu **Basra**, daß man daselbst sucht die Heuschrecken von den Dattelbäumen zu vertreiben.

Ich habe zu **Mosul** und **Haleb** vieles von dem **Heuschreckenfresser** gehört, aber niemals selbst einen gesehen. Man nennet diesen Vogel in den erwähnten Gegenden **Samarmar**, oder, nach der Aussprache anderer, **Samarmog**. Er soll schwarz, und größer, als ein Sperling, seyn, aber nicht angenehm zu essen. Er soll täglich eine unglaubliche Anzahl Heuschrecken vertilgen können. Man wollte aber auch behaupten, daß die Heuschrecken sich bisweilen zur Wehr setzen, und ihn, wenn sie ihn durch die Menge überwinden, mit den Federn verzehren. Wenn die Kinder in den Städten auf der Gränze von Arabien eine lebendige Heuschrecke in die Hände bekommen, so setzen sie sie vor sich, und rufen: Samarmog; und, weil die Heuschrecke sich alsdann vor dem Laute, oder der Bewegung des Knabens niederbückt, oder sich fest an dem Orte anhält, auf welchem sie sitzt; so hat man den

Kindern

Kindern eingebildet, daß sie sich sogar vor dem Namen ihres Feindes fürchte, und sich vor ihm verkriechen, oder einen Stein gegen ihn werfen wolle.

Der Samarmog ist zu Mosul und Haleb nicht einheimisch, sondern man holet ihn aus Chorasan, und zwar mit einer großen Ceremonie. Wenn die Heuschrecken überhand nehmen, so schickt die Regierung einige glaubwürdige Männer zu einer Quelle nahe bey einem Dorfe Samarun, welches in einer Ebene zwischen vier Bergen nicht weit von Mesched, oder Musa erridda, in der erwähnten persischen Provinz liegt. Die Abgesandten füllen da einen Kasten mit Wasser aus der Quelle selbst, mit der zu dieser Handlung vorgeschriebenen Ceremonie. Sie verpichen den Kasten aufs beste, damit das Wasser nicht ausdünsten, oder gar verschüttet werden möge, ehe sie wieder nach Hause kommen. Der Kasten muß ferner von der Quelle an, bis zu der Stadt, die es holen läßt, weder auf die bloße Erde gesetzt werden, noch unter Dach kommen; sondern beständig zwischen Himmel und Erde bleiben, wenn das Wasser seine Kraft nicht verlieren soll. Da Mosul mit einer Mauer umgeben ist, so darf dieses Wasser nicht einmal durch das Stadtthor getragen werden, sondern man ziehet es über die Mauer, und befestiget den Kasten oben auf der Mosque Nebbi Gurgis, welche ehemals eine Kirche war, und von undenklichen Jahren her die besondere Ehre vor allen andern Plätzen in der Stadt gehabt hat, daß der Kasten mit diesem Wasser auf derselben ausgestellt worden ist. Wenn das Wasser also mit aller gehöriger Sorgfalt aus Chorasan geholt worden ist; so glauben die gemeinen Mohammedaner, Christen und Juden zu Mosul, daß der Samarmog dem Wasser folge, und so lange in der Gegend bleibe, als noch ein

Tropfen

Tropfen davon in dem Kasten auf Nebbi Gurgis übrig ist. Ich sah auf diesem Kasten ein großes Storchnest, und bezeigte deswegen, gegen einen der angesehensten Christen dieser Stadt, meine große Verwunderung über den feinen Geruch des Samarmog, welcher aller der auf dem Kasten liegenden Unreinigkeiten ungeachtet, dennoch das Wasser riechen könnte. Er antwortete darauf nicht, war aber gar nicht damit zufrieden, daß die Regierung dem Storche erlaubt hätte, sein Nest auf einem so großen Schatz zu bauen, und noch weniger, daß man in den letzten acht bis neun Jahren kein frisches Wasser geholet hatte.

Man will bemerkt haben, daß die Heuschrecken in der Gegend von Mosul in dem ersten Jahre keinen großen Schaden thun, daß sie sich aber in die Erde verkriechen und sich in dem folgenden unendlich vermehren. Vielleicht ist dieses die Art Heuschrecke, welche im vorhergehenden Dübbe genannt worden ist. Wenn die Heuschrecken sich nun in einiger Menge zeigen, so ist der Pascha wahrscheinlich genöthigt, das Wasser mit großen Kosten aus Chorasan kommen zu laßen, wofern er von dem Pöbel nicht die Klagen hören will, daß er daran Ursache sey, wenn die Heuschrecken die Früchte in seinem Gebiete verzehren. Sind aber die Heuschrecken die beste Nahrung des Samarmog, und hat er einen starken natürlichen Trieb, auch alle diejenigen zu erwürgen, welche er nicht selbst verzehren kann; so wird er sie wohl von selbst aufsuchen, und die Herren zu Mosul könnten ohne Zweifel die Mühe und die Kosten ersparen, das Wasser aus Chorasan zu holen. In dem Castelle zu Haleb soll gleichfalls etwas von dem Wasser aus der erwähnten Quelle in Chorasan aufbehalten werden, um den Samarmog nach dem Gebiete dieser

Stadt zu locken. Ich habe Leute gesprochen, die zwar den Kasten, worinn dieses Wasser gewesen war, gesehen hatten, keiner aber erinnerte sich, daß zu seiner Zeit frisches Wasser geholt worden wäre.

In Arabien und Persien soll ein Vogel seyn, welchen man **Sumana** nennet. Er soll kleiner, als eine Taube, und schwarz seyn, sehr fett werden, einen langen Schnabel, und übrigens Nerven, Knochen und Adern haben, wie andere Vögel.

Fliegende Fische habe ich auf dem arabischen Meerbusen, zwischen **Dsjidda** und **Loheia** aber nur in geringer Anzahl wahrgenommen. Sie flogen nur einige hundert Schritte weit. Ein Kaufmann aus **Mochha** sagte mir, daß die Araber die fliegenden Fische mit Safran und Specereyen ausstopfen, sie vierzig Tage in der freyen Luft trocknen lassen, und hernach als ein Stärkungsmittel genießen. Vielleicht thun die Ingredienzen bisweilen diese Wirkung.

Zu **Basra** ist eine Art **Schlangen**, die sich viel auf Dattelbäumen aufhalten. Weil es ihnen zu mühsam ist, einen hohen Baum herunter, und einen andern nahe dabey stehenden wieder hinaufzukriechen; so halten sie sich mit dem Schwanze an einen Zweig, bringen denselben in einen Schwung, und springen so auf einen andern Baum. Die jetzigen Araber nennen sie davon fliegende Schlangen. Ich weis nicht, ob die alten Araber andere fliegende Schlangen gesehen haben.

Die allgemeine Regel der Mohammedaner ist: kein Thier zu essen, welches Menschen frißt, oder wel=

welches von Natur sucht, Menschen zu zerreißen. Sie dürfen auch kein Thier essen, welches von einem andern Thiere zerrissen worden ist. Z. E. wenn ein Hund nur das Blut von einem Wildprete geschmeckt hat, so ist es halal, nicht verboten. Die Mohammedaner dürfen ferner kein bloß erschlagenes Thier zur Speise brauchen. Z. E. ein eßbares Thier, oder ein Vogel, der mit der Spitze eines Pfeils, oder mit einer Kugel erschoßen worden, ist halal. Drehet sich aber der Pfeil, nachdem er abgeschoßen ist, und schlägt das Thier, oder wird es mit einem Stock oder Stein so geworfen, daß es davon stirbt, so ist es Haram. Ingleichen, wenn ein angeschoßener Vogel auf ein Haus, oder Felsen, fällt, und noch so viele Kräfte hat, daß er sucht, mit Flattern davon zu kommen, aber herunter fällt, und durch den Fall stirbt, so ist es haram. Die Mohammedaner dürfen überhaupt kein Thier, und keinen Vogel essen, der beym Sterben nicht Blut vergoßen hat. Wenn also ein reines Thier mit einem scharfen Stein so geworfen seyn sollte, daß es geblutet hat, oder wenn es geworfen worden, oder gefallen ist, und nur so lange lebt, daß der Jäger ihm die Kehle abschneiden kann, so ist es nicht verboten, zu essen. Da aber ein wahrer Mohammedaner nicht das geringste unternehmen soll, ohne die Worte **Bism allah akbar** zu sagen; so muß auch ein Jäger allezeit diese Worte sprechen, oder wenigstens denken, so oft er ein Wild anschießt, oder seine Hunde und Falken es erwischen. Weil endlich ein eifriger Mohammedaner nicht allezeit versichert seyn kann, daß das Thier nach allen Regeln der Religion getödtet worden ist, so ist dieses vielleicht die Ursache, warum die in den Städten wohnenden Araber und Türken

nicht so große Liebhaber von Wildpret sind, als die Europäer.

Zu den erlaubten Speisen rechnet man eine Krähe mit einigen weißen Federn, den Storch, die Heuschrecke. Ueberhaupt ist zwar den Mohammedanern verboten, Blut zu genießen; allein die Leber und die Milz ist erlaubt, doch essen sie solche überaus selten. Zu den unreinen Thieren rechnet man den Löwen und alle Thiere vom Katzengeschlechte, den Tiger und alle Raubvögel. Denen Hanefiten ist auch der Fuchs, eine Art großer Ratzen, und ein großer Vogel, welcher Aas sucht, verboten; ingleichen der Frosch, Stacheligel, die Schildkröten, die Wespen, die Schlange, den Skorpion. Denen Hanefiten soll auch der Genuß des Pferdefleisches untersaget seyn; so wie es den Schafeiten erlaubt seyn soll.

Von allen Thieren, welche im Wasser leben, essen die Mohammedaner bloß Fische, und nicht einmal, wie leicht zu vermuthen, von allen Sorten. Diejenigen, welche für rein oder eßbar gehalten werden, sollen nach den Büchern der ältern mohammedanischen Gottesgelehrten mit dem Netze gefangen, oder wenn sie mit hohem Wasser ans Land getrieben, und zurückgeblieben sind, lebendig mit Händen gegriffen werden. Indessen fangen die Mohammedaner sie auch jetzt, wenigstens auf dem Euphrat, mit Angeln, und mit dem Saamen, welcher die Fische betäubet. Die größten mohammedanischen Gelehrten sind bisweilen nicht einig, wie die eßbaren Fische beschaffen seyn sollen. Denn Schafei und Maleki sollen erlauben, die todtgefundenen, aber nicht verdorbenen Fische zu essen, Hanefi und Hanbali aber sollen es

verbie-

verbieten. Einige haben auch untersucht, ob ein Stück von einem Fische, das auf dem Wasser schwimmet, gegessen werden könne? und man ist der Meinung, daß dieses erlaubt sey, wenn man Zeichen findet, daß der Fisch durch ein Messer, oder Schwerdt, getödtet worden sey, weil man alsdann vermuthet, daß die Worte **Bism allah akbar** über ihn gesprochen worden. Lebendige Fische erinnere ich mich nicht bey den mohammedanischen Fischern gesehen zu haben; die Fischer zu **Dsjidda** und **Lohaia** brachten die ihrigen immer todt ans Land. Sie hatten sie also vermuthlich gleich über die Kehle geschnitten, ehe sie von selbst starben, und dadurch unbrauchbar werden konnten. Indessen sind Mohammedaner nicht so eifrige Anhänger ihrer Religion, daß sie lieber hungern, oder gar sterben, als von einem unreinen Thiere essen sollten.

Adel und Geschlechtregister der Araber.

Da die Araber in Städten und Dörfern nicht nur, sondern auch in abgesonderten Familien, unter Gezelten leben; so haben sie auch eine große Anzahl von Regenten. Die meisten davon sind sehr stolz auf ihren **Adel**, und scheinen dazu einige Ursachen zu haben, weil ihre Familien seit einigen Jahrhunderten unabhängig regieret haben, nicht aber weil sie ihren **Adel** durch ein von einem mächtigen Chalifen, oder Sultan, erhaltenes Diplom beweisen können. Denn einen solchen Adel kennen die Araber nicht. Unter allen arabischen Familien sind jetzt diejenigen, welche vom Mohammed abstammen, die berühmtesten. Hierüber wird man sich auch nicht ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

wundern, da ihr Stammvater nicht nur von einer der berühmtesten Familien abstammte, sondern selbst ein mächtiger Regent ward, und noch jetzt von einem großen Theile des Orients als ein Prophet erkannt wird. Die Anhänger der mohammedanischen Religion gaben den Nachkommen ihres Propheten besondere Ehrentitel, um sie von dem übrigen arabischen Adel zu unterscheiden. Die **Sunniten**, und vermuthlich auch die Anhänger anderer Sekten, wollen sogar behaupten, daß diese Familie allen übrigen in der Welt vorzuziehen sey, weil der Engel Gabriel, ihrem Vorgeben nach, ein Tuch über **Mohammed**, seinen Schwiegersohn **Ali**, seine Tochter **Fortima**, und seine beyden Enkel **Haßan** und **Hößein** gehalten, und den Segen über sie gesprochen haben soll.

Die Ehrentitel, welche man dieser Familie beygelegt hat, sind verschieden. In Arabien heißt man sie: **Scherif** und **Sejid**; in den nordlichen mohammedanischen Ländern **Scherif** und **Emir**; in den arabischen Kolonien auf der südöstlichen Küste von Afrika, in Indien und Persien, zu Basra und Bagdad werden sie bloß **Sejid** genannt. Zu **Hawisa**, einem kleinen Distrikte, nicht weit von Basra, wird der regierende Herr, welcher gleichfalls einer von denen Nachkommen Mohammeds ist, **Maula** genannt, und eben dieses Titels bedienet sich auch, wenn ich nicht irre, der **Sidi**, d. i. Herr, oder, wie die Europäer zu sagen pflegen, der Kaiser von **Marokko**. Sie haben in einigen Ländern ein gewisses Zeichen zur Unterscheidung von den übrigen Mohammedanern. So tragen die **Scherifs**, oder **Emirs**, in den türkischen Städten beständig einen grünen Turban, und sogar die Schiffe auf dem persischen Meerbusen, welche einem **Sejid** gehören, führen eine grüne Flagge.

Doch

Doch erkennet man sie in andern Ländern nicht allezeit an der grünen Farbe des Tuches, das sie auf dem Kopfe tragen.

Die Scherifs in Hedsjas werden für die edelsten unter allen Nachkommen Mohammeds gehalten, weil sie sich nicht so viel mit Fremden vermischt haben, als die in entfernten Ländern. Die Araber dieser Gegend sollen auch eine unglaubliche Ehrfurcht vor ihnen haben. So soll sich ein solcher Scherif in einer Schlacht mitten unter die Feinde wagen dürfen, ohne zu befürchten, daß man ihm vorsetzlich das Leben nehme, oder nur eine Hand gegen seine Person ausstrecke. Er soll so sicher vor Räubern seyn, daß er keiner Thüre vor seinem Hause bedarf. Auch soll der Sultan keinen Scherif aus Hedsjas zum Tode verurtheilen; sondern wenn einer gar zu viel Unruhe unter seinen Landsleuten macht, so lässet er ihn nach Konstantinopel kommen, und höchstens im Gefängniße bewahren.

Weil man in Hedsjas einen Unterschied zwischen einem Scherif und Sejid machte, so erkundigte ich mich deswegen zu Dsjidda etwas genauer, und hörte, daß die Scherifs dieser Gegend von Haßan abstammen, und sich von Anfang an dem Soldatenstande gewidmet haben. Die Sejids aber sollen ihre Abkunft von Hößejn herleiten, und sich anfangs bloß auf Wissenschaften und die Handlung gelegt haben. Aber auch diese scheinen die Last der Regierung nicht zu scheuen; denn sonst würden sie nicht eine so lange Zeit sowohl in, als außerhalb Arabien geherrschet haben.

Der allgemeine und vielleicht der älteste Ehrentitel des arabischen Adels, sowohl desjenigen, welcher in bergigten Gegenden in Städten und Dörfern, als des andern, welcher in Wüsten unter Gezelten

wohnet, ist Schech, oder nach der Aussprache der Araber Schächh. Die wortreiche arabische Sprache scheinet an besondern Namen für Ehrenstellen in Vergleichung mit jeder europäischen Sprache sehr arm zu seyn. Die Professores bey einer Akademie, gewiße Bediente bey den Mosqueen und niedrigen Schulen, die Nachkommen eines prätendirten Heiligen, einige närrische Leute, wovon man glaubt, daß sie göttliche Eingebungen haben, die Bürgermeister, Dorfschulzen u. s. w. ja sogar die Vorsteher der Juden zu Sana und Maskat, welche selbst Juden sind, werden Schech genannt. Der Name aber macht diese Leute eben so wenig zu edlen Arabern, als das Wort von einen deutschen Edelmann macht.

Wenn man sagt, daß die Araber sehr eifrig über ihre Geschlechtregister halten, so ist dieses vornämlich von denen vornehmen Schechs, denen Sejids und Scherifs zu verstehen. Aber auch bey diesen findet man wohl nur selten ein vollständiges Geschlechtregister von vielen hundert Jahren. Die arabischen Schechs suchen wahrscheinlich nur ihre Absicht von solchen Personen beweisen zu können, die sich besonders hervorgethan haben, und von welchen allgemein bekannt ist, daß sie schon Nachkommen von einer alten berühmten Familie sind. Verschiedene alte Häuser unter den Bedouinen wollen behaupten, und bey einigen zweifelt man gar nicht daran, daß ihre Vorfahren schon zu der Zeit Mohammeds und der ersten Chalifen regierende Schechs gewesen sind. Da aber nicht alle arabische Familien gleich groß und berühmt sind, so haben sie auch nicht Ursache sich wegen ihres Geschlechtregisters gleiche Mühe zu geben. Der gemeine Araber bekümmert sich selten um den Namen seines Großvaters,

ters, und würde oft nicht einmal seinen Vater zu nennen wissen, wenn die Morgenländer nicht gewohnt wären, den väterlichen Namen dem ihrigen beyzufügen. Einige nehmen darüber auch noch wohl gar den Namen ihrer Geburtsstadt an; inige, besonders diejenigen, so in ihrer Jugend als Sklaven bey den Mohammedanern verkauft sind, und den Namen ihres Vaters oft gar nicht wissen, nennen sich nach ihrem ältesten Sohne. Die Gelehrten erwähnen überdem zuweilen bey ihrem Namen der Sekte, zu welcher sie sich bekennen. Wenn nun hiezu noch die Ehrentitel kommen, die ein Mann wegen der Bedienung führet, welche er bekleidet, oder die man ihm wegen seiner vornehmsten Tugenden beylegt, so wird man sich gar nicht wundern, daß die arabischen Namen, welche man in Büchern findet, oft sehr lang sind. Die Namen berühmter Araber werden aber gemeiniglich erst nach ihrem Tode von Schriftstellern so verlängert. Ich habe niemals gehört, daß ein Araber den Namen seiner Tochter angenommen hätte, indessen nennet die Mutter sich oft nach ihrem ältesten Sohne. Ein Türke, der ein Maulesel = Vermiether war, hieß **Salech**, und ließ sich fast beständig **Fatime Ugli**, d. i. Sohn der **Fatime** nennen. Ich erkundigte mich, ob viele Türken den Namen ihrer Mutter annähmen? und erhielte zur Antwort, daß man davon mehrere Beyspiele hätte, daß aber kein verständiger Mann sich nach einem Weibe nennen würde. Die Mutter desselben war vielleicht in dem Dorfe, darinn er erzogen war, berühmt, und der Vater gar nicht bekannt.

Nicht allein die arabischen Regenten halten eifrig über ihr Geschlechtregister, sondern man findet auch zu Mekke, außer denen **Scherifs**, noch einige Häuser, die wirklich von den Koraischiten abstammen, und

denen daran gelegen ist, dieses beweisen zu können, weil gewisse Bedienungen in dieser Stadt in ihren Familien erblich geworden sind.

Erziehung und Charakter der Araber, verschiedene Sitten und Gebräuche derselben.

Die Erziehung der Araber ist von der unsrigen so sehr verschieden, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn man auch ihren Charakter sehr abweichend von dem Charakter der Europäer findet. Sie laßen ihre Söhne vier bis fünf Jahre in dem Harem, d. i. bey dem Frauenzimmer, und da belustigen sie sich während dieser Zeit eben so, wie die Kinder der Europäer. Sobald sie aber aus dem Harem kommen, müßen sie sich gewöhnen, ernsthaft zu denken und zu reden, und wohl ganze Tage bey dem Vater sitzen, wenn dieser nicht so begütert ist, daß er ihnen besondere Lehrmeister halten kann. Weil die Musik und Tanzkunst bey den Arabern für unanständig gehalten wird; weil das schöne Geschlecht bey ihnen von allen öffentlichen Gesellschaften ausgeschlossen ist; weil sie gar keine starken Getränke trinken dürfen, u. s. w. so lernen die jungen Araber die meisten Vergnügungen gar nicht einmal kennen, sondern werden auch in ihrer Jugend schon unvermerkt ernsthaft, so wie sie unter der beständigen Aufsicht alter Leute erwachsen.

Die Araber lieben bey aller ihrer Ernsthaftigkeit große Gesellschaften, und versammeln sich deswegen nicht nur in ihren Kaffeehäusern, sondern auch auf den Märkten. Man findet vielleicht kein Land, wo mehrere Märkte gehalten werden, als in Jemen. Hier ist fast kein großes Dorf, wo nicht alle Wochen Markttag ist. Wenn die Dörfer etwas weit von ein-

ander

ander entfernt liegen, so versammeln sich die Einwohner an einem bestimmten Tage auf freyem Felde. Einige kommen dahin um Waaren zu kaufen, oder zu verkaufen, andere, nämlich, allerley Handwerksleute, welche bisweilen die ganze Woche durch von einem Dorfe zum andern wandern, um selbst auf dem Markte zu arbeiten. Viele endlich, um die Zeit angenehmer zuzubringen, als in ihren Häusern. Aus dieser Neigung der Araber, und besonders der Einwohner Jemens, zum gesellschaftlichen Leben, kann man schon schließen, daß sie nicht so ungesittet sind, als man vielleicht geglaubt hat.

Andre europäische Reisende wollen die Araber als Heuchler, Betrüger und Räuber gefunden haben. Ich habe aber keine Ursache, mich darüber zu beschweren. Mir sind zwar auch einige von diesem Charakter bekannt geworden, aber ich kann nicht aus der schlechten Aufführung einiger wenigen Personen auf die Gesinnung der ganzen Nation schließen. Die Araber selbst wissen, daß nicht alle ihre Landsleute gleich gut denken. Weil sie hin und wieder in den Seestädten, mit einigen wenigen, und, wie es scheinet, lauter rechtschaffenen europäischen Kaufleuten zu thun haben, so habe ich sie unter sich erzählen hören, daß kein Europäer jemals verspreche etwas zu bezahlen, ohne sein Wort genau zu halten. Sie hielten es für eine Schande, daß die Muslemirs (Rechtgläubige) nicht gleiche Redlichkeit im Handel und Wandel beobachteten. Würde aber ein arabischer Kaufmann nach Europa kommen, und sich dem ersten, der sich zu seinem Dienste anböte, anvertrauen, so könnte er auch wohl große Ursache finden, sich über die Europäer zu beschweren. Man trifft in Arabien schlechte Leute, aber auch hier, so wie in Europa und

andern Gegenden der Welt, viele rechtschaffene brave Männer an.

Die Araber scheinen gar nicht zanksüchtig zu seyn. Wenn sie aber anfangen zu hadern, so machen sie viel Geschrey. Bey dem allen sind sie bald wieder zum Frieden geneigt. Denn wenn der eine nur nicht so hitzig ist, als der andere, oder wenn nur ein unbekannter Kaltsinniger dazu kommt, und einigemal sagt: Gedenket an Gott, und seinen Propheten! so vertragen sie sich gemeiniglich entweder auf der Stelle, oder sie erwählen einen Schiedsrichter, um sich gütlich mit einander zu vergleichen. Der Capit. Hamilton in seinem Account of the East Indies Vol. I. p. 71. erzählt ein Beyspiel von der Art der Araber streitige Partheyen mit einander zu vergleichen. Ein Schiffer beschwerete sich einigemal mit Ungestüm bey dem Gouverneur zu Maskat, daß ein Kaufmann dieser Stadt ihm nicht seine Fracht bezahlen wolle. Der Gouverneur bat ihn allezeit zu einer andern Zeit wieder zu kommen, bis der Schiffer ihn endlich ganz kaltsinnig ersuchte, ihm Recht zu verschaffen, welches er auch sogleich erhielte. Der Schiffer frug nachher den Gouverneur, warum er sich dieser Sache nicht eher angenommen hätte? Dieser antwortete: Weil er ihn vorher immer trunken gesehen hätte. Als jener hierauf versicherte, daß er in vielen Jahren nicht betrunken gewesen wäre, antwortete der Richter, daß er ihn doch in der allergefährlichsten Art von Trunkenheit gesehen habe, nämlich im Zorn.

Die Araber haben vielleicht nicht so viele Schimpfwörter, als der europäische Pöbel; sie sind deswegen aber nicht weniger empfindlich, und bisweilen rachgieriger. Wenn einer im Zorn vor dem andern auf die Erde speyet, so verhält sich der Leidende dabey eben

so,

so, als bey uns. Nämlich er erträgt den Schimpf geduldig, wenn er sich nicht vertheidigen kann, sonst läßt er den andern seinen Unwillen gewiß empfinden. Der Araber kann es also, wie man leicht glauben wird, noch weniger vertragen, daß man ihm ins Angesicht, oder, wie man dort sagt, auf den Bart speyet, vornehmlich wenn er dem andern gewachsen zu seyn glaubet. Ich erinnere mich, einmal in einer Karavane gesehen zu haben, daß jemand zur Seite ausspie, und einem Mohammedaner ein wenig auf den Bart traf, dieser aber darüber sehr entrüstet ward. Der Beleidiger bat aber sogleich um Entschuldigung, küßete dem andern seinen Bart, und so ward dieser wieder befriedigt. Man würde einen Mohammedaner auch sehr beleidigen, wenn man zu ihm sagte: Dreck auf deinen Bart! Ein Schimpfwort, welches unter dem Pöbel sehr gebräuchlich ist. Ueberhaupt werden die meisten Beschimpfungen bey dem arabischen, so wie bey dem europäischen Pöbel, zu gewissen Zeiten als witzige Einfälle angesehen, da hingegen ehrliebende Männer sich dadurch aufs höchste beleidigt finden würden.

Wenn aber ein **Schech** unter **Bedouinen** mit einer ernsthaften Miene zu dem andern sagt: Deine Mütze (Turban) ist unrein! oder sitzet schief! oder setze deine Mütze besser! u. d. gl. so glaubet der Beleidigte, daß er eben sowohl, als ein europäischer Kavalier, der einen andern wegen eines unbedachtsamen Worts erwürgen will, ehrenhalber verpflichtet sey, nicht nur dem Beleidiger, sondern auch seinen männlichen Anverwandten, nach dem Leben zu trachten. Man erzählte mir hievon zu Basra folgende Geschichte, die sich vor etwa zehn Jahren in der Nähe dieser Stadt zugetragen haben soll.

Ein

Ein angesehener Mann von dem Stamme **Montefidsj** hatte seine Tochter an einen Araber zu Korne verheirathet. Nicht lange nach der Hochzeit frug ihn ein Araber von einem andern Stamme, welcher gleichfalls unter dem großen Stamme **Montefidsj** stehet, in einem Kaffeehause etwas spöttisch: Ob er der Vater der jungen und schönen Frau des N. N. wäre? Dieser vermuthete, daß man die Ehre seiner Tochter im Verdacht hätte, und verließ sogleich die Gesellschaft um den Kopf seiner Tochter zu holen. Bey seiner Zurückkunft hatte sich der andre aus Furcht vor der Rache bereits entfernet. Der Beleidigte suchte nachher nichts so sehr, als das Unrecht, welches ihm und seiner Tochter widerfahren war, zu rächen. Er bemühete sich lange Zeit vergebens, den Beleidiger selbst zu finden, indessen tödtete er verschiedene Anverwandten seines Feindes, und legte auch sogar Hand an seine Bedienten und an sein Vieh. Weil der Beleidiger endlich seinen Untergang unvermeidlich sahe, und kein Mittel wuste, sich zu retten; so bot er dem Oberhaupt der Janitscharen und Gouverneur zu Korne, eine große Summe, wenn er seinen Feind anhalten, und ihm das Leben nehmen wollte. Der **Aga** forderte diesen vor sich, und verlangte, daß er sich versöhnen möchte. Er wollte aber nichts von einem Vergleiche hören, sondern bestund darauf, seinen Feind zu tödten. Der Aga drohete ihm selbst das Leben zu nehmen, und ließ dazu, um ihn zu schrecken, einige Anstalten machen. Weil er aber so standhaft war, daß er den Tod für nichts gegen die erlittene Schande und den Verlust seiner Tochter achtete; so entschloß sich der Aga mit einigen vornehmen Arabern, aus Achtung gegen die ehrliebende Gesinnung dieses Mannes, ihm Genugthuung zu verschaffen, so gut es möglich war. Man ward einig, daß der Beleidiger dem Beleidigten seine

eigene Tochter mit einer bestimmten Aussteuer an Geld, Pferden, Waffen, u. d. gl. geben sollte. Dieser hörte zwar nachher auf, weiter Rache zu suchen, aber der Beleidiger durfte doch niemals wieder vor den Augen seines neuen Schwiegersohns erscheinen.

Der **Todtschlag** wird nicht einmal in dem kleinen Gebiete des **Imams** von Jemen, geschweige in ganz Arabien, auf einerley Art bestraft. Man hat mir berichtet, daß in der bergigten Gegend, wenigstens zu Sana, ein Mörder mit dem Leben büßen müße, und von dem höchsten Gerichte zu Sana dazu verurtheilet werde. In dem Theile von Tehama aber, welcher unter eben diesem Imam stehet, haben die Anverwandten des Ermordeten die Wahl: Ob sie sich mit den Angehörigen des Mörders vor der Obrigkeit vergleichen, oder ihn ausgeliefert haben wollen, um ihn mit eigener Hand zu tödten. Es stehet ihnen endlich auch frey, sich selbst in einem Zweykampfe an dem Todtschläger, oder seinen Freunden, zu rächen. Bey den Arabern dieser Gegend wird es für schimpflich gehalten, für das Blut eines Erschlagenen Geld zu nehmen; weil es scheinen könnte, als hätte man dem Mörder Anlaß gegeben ihn zu tödten. Sie wollen auch selten den Mörder weder von der Obrigkeit erschlagen sehen, noch selbst ihm das Leben nehmen, weil sie die Familien desselben dadurch von einem schlechten Mitgliede, und also einer großen Bürde, befreyen würden. Gemeiniglich behält es sich daher die Familie des Ermordeten vor, dem Mörder und seinen Angehörigen gleichsam einen Krieg anzukündigen, und wiederum denjenigen von ihnen zu erschlagen, welchen sie selbst für gut befinden. Ein ehrliebender Araber muß aber ohngefähr eine Gleichheit der Kräfte beobachten, und es würde für schändlich gehalten werden, wenn eine starke Person einen Alten oder Kranken, oder

wenn

wenn viele einen einzigen überfallen wollten. Doch ist es ihnen erlaubt selbst den Vornehmsten, und gleichsam die Stütze der Familie wieder zu erschlagen; indem sie verlangen, daß besonders derjenige, welcher als der Vornehmste von derselben angesehen wird, und sich selbst dafür erkennet, ein wachsames Auge auf die Aufführung aller ihrer Mitglieder haben müße. Der Mörder wird indessen von der Obrigkeit angehalten und wieder freygelassen, nachdem er ihr eine gewisse Summe, man sagte zweyhundert Speciesthaler, bezahlt hat. Dieß ist vielleicht die Ursache, warum dieses Gesetz nicht abgeschafft worden ist. Nachher muß jeder von den angehörigen beyder Familien beständig in Furcht leben, seinen Feind irgendwo anzutreffen, bis endlich einer von der Seite des Mörders wieder erschlagen ist. Man soll Beyspiele haben, daß dergleichen Familienkriege funfzig und mehr Jahre gedauert haben; denn sie fodern sich nicht zum Zweykampf heraus, sondern schlagen sich nur bey Gelegenheit. Wenn unglücklicher Weise in einem solchen Zweykampf noch einer von der Seite des zuerst Ermordeten erschlagen ist; so ist nicht eher Friede zu hoffen, als bis auch zwey von der gegenseitigen Parthey dieß Schicksal gehabt haben, wenn sich nicht etwan die Anverwandten von beyden Seiten gütlich vergleichen, und sich nicht aus einem falschen Grundsatze der Ehre noch ferner verleiten lassen, noch länger ein so unruhiges Leben zu führen.

Diese höchst ungerechte Gewohnheit ist nicht nur im Koran ausdrücklich verboten, sondern der menschlichen Natur so sehr zuwider, daß ich diese Nachrichten nicht würde geglaubt haben, wenn ich nicht selbst Araber gekannt und gesprochen hätte, die in einen Familienkrieg verwickelt waren. Ein angesehener

Mann

Mann zu Loheia, welcher uns fleißig besuchte, trug außer dem gewöhnlichen arabischen Gewehr, nämlich einem breiten spitz zulaufenden Messer vor dem Leibe, immer eine kleine Lanze, ohne sie fast jemals aus der Hand zu lassen, wenn er auch in der Gesellschaft seiner Freunde war. Da wir nicht gewohnt waren, ein solches Gewehr bey den übrigen Arabern zu sehen, und uns deswegen genauer erkundigten, so beklagte er sich, er hätte vor einigen Jahren das Unglück gehabt, daß einer von seiner Familie wäre erschlagen worden. Die Beleidigten hatten es sich damals vorbehalten, sich selbst an dem Mörder, oder seinen Anverwandten, in einem Zweykampf zu rächen. Einer seiner Feinde, und zwar der, welchen er vornämlich fürchtete, war auch in dieser Stadt. Er traf selbigen einmal bey uns, gleichfalls mit einer Lanze bewaffnet, an. Sie hätten hier ihren Streit gleich ausmachen können; aber sie redeten kein Wort mit einander, und es kam noch viel weniger zu einem Zweykampf. Unser Freund versicherte nachher, daß, wenn er seinen Feind auf freyem Felde antreffen sollte, er sich nothwendig schlagen müßte. Er bekannte aber auch zugleich, daß er diese Gelegenheit zu vermeiden suchte, und daß er aus Furcht überfallen zu werden nicht ruhig schlafen könnte.

Auch bey den Bedouinen auf der Ostseite von Arabien sucht eine jede Familie selbst Rache, wenn sie sich nicht mit dem Mörder, oder dessen Familie, vergleichen kann. Sind beyde Theile von zwey großen Stämmen, so entstehet deswegen bisweilen ein förmlicher Krieg. Sind sie von zwey kleinen Stämmen, die sich einem größerm unterworfen, oder sich vielmehr verbunden haben, das Ihrige gemeinschaftlich zu vertheidigen, so suchen sie auch selbst Rache,

ohne daß dieses den Frieden unter den übrigen störet. Wenn sie aber unter einem Schech stehen, und also gleichsam als von einer Familie angesehen werden können; so bemühen sich die übrigen, die Familie des Ermordeten zu befriedigen, und den Mörder selbst zu bestrafen.

Die verschiedenen seefahrenden arabischen Stämme in Oman, und am persischen Meerbusen, haben unter sich auch ähnliche Kriege, und bey diesen ist die schwächere Parthey noch unglücklicher. Denn einige von ihnen leben bloß von dem Transport des Kaffee von Jemen nach dem persischen Meerbusen, oder auch von der Perlfischerey, und haben also oft Gelegenheit, sich einander zu begegnen, und sich zu schlagen. Viele Stämme haben deswegen ihre Handthierung liegen lassen müssen, und sind fast gänzlich in Vergessenheit gerathen.

Wenn ein Mohammedaner ein Mägdchen heirathet, und die Bedingung in den Ehecontrakt setzet, daß sie noch eine reine Jungfer seyn soll, so sucht er bisweilen die Zeichen davon zu finden. Weil die Familie der jungen Frau, im Fall, daß sie fehlen, erwarten muß, sie wieder zurück zu bekommen; so wendet der Vater oft alle Vorsichtigkeit an, um sich entschuldigen zu können, wenn seine Tochter durch einen unschuldigen Zufall das Zeichen der Jungfrauschaft verlohren hat. Z. E. ich hörte zu Haleb, daß ein Araber ein Instrument vor dem Kadi habe aufsetzen, und von Zeugen unterschreiben lassen, daß seine Tochter von einem Kameele gefallen wäre, und dadurch diesen Verlust erlitten hätte.

Die herumstreifenden Araber, zwischen Basra und Haleb, sollen sich gemeiniglich gleich scheiden lassen, wenn sie das Zeichen der jungfräulichen Unschuld

schuld nicht finden. Aber nirgend ist man wohl eifersüchtiger über diesen Punkt, als in den bergigten Gegenden von Jemen. Denn der gemeine Mann daselbst glaubt, durch eine Heirath, mit einer nicht richtig befundenen Jungfer, dergestalt beschimpft zu seyn, daß er seine Frau so gleich wieder zurück sendet, und den Vater nöthiget, das Geld, welches er ihm für seine Tochter, oder vielmehr zu ihrer Aussteuer, bezahlt hat, wieder zu geben. Ja einige sollen nicht einmahl damit zufrieden gewesen seyn, sondern ihre Weiber so gar ermordet haben. Doch wird eine solche Grausamkeit gar nicht von der Obrigkeit gebilliget. Weil aber die Araber die todten Körper nicht öffnen, und überhaupt bey einer Mordthat keine so genaue Untersuchung anstellen, als die Europäer thun würden, so soll es nicht einmahl bemerkt werden, wenn etwa der Mann seiner Frau das Knie in den Unterleib gedrückt, oder sie auf diese, oder eine andre Art ersticket hat.

Die mehr civilisirten Bürger in den Städten würden es für sehr ungesittet halten, wenn einer seine Frau, und ihre ganze Familie, um einer solchen Kleinigkeit willen, beschimpfen wollte. Wenn diese bey ihren Bräuten nicht finden, was sie suchen, so zeigen sie es gemeiniglich dem Schwiegervater an, und dieser sucht den jungen Ehemann durch Geld zu befriedigen, oder der Mann macht es mit ihm aus, daß er seine Tochter einige Zeit nachher ohne die versprochene Abschiedsmitgabe wieder zu sich nimmt. Es ist deswegen die Zurücksendung der Frau gleich nach der Hochzeit unter den Arabern in Städten so ungewöhnlich, daß man sich hiervon zu Basra nur eines einzigen Beyspiels, und zwar von einem gemeinen Kerl, erinnert.

Die Mohammedaner reden nicht gerne von Sachen, welche das Frauenzimmer angehen. Doch habe ich nach einem langen Umgange, mit einigen davon zu sprechen, Gelegenheit genommen, und bemerkt, daß die vernünftigen Araber dem gefärbten Betttuche nicht viel trauen, indem ihnen bekannt ist, daß ihre Weiber sehr geschickt sind, die Natur durch Kunst nachzumachen. Auch wollen sie beobachtet haben, daß einige das Zeichen der Jungfrauschaft von Natur nicht gehabt, und andre es durch einen unschuldigen Zufall verlohren hätten. Ueberdieß ist ihnen nicht unbekannt, daß die Weiber sich durch unnatürliche Arten von Wollust vergnügen. Bisweilen würde auch selbst der Mann nicht wünschen, daß man das Blut nach der ersten Nacht suchte. Denn sie glauben, aus der Erfahrung zu wissen, daß es bey einigen Frauenzimmern sehr schwer halte, es so weit zu bringen. In solchen Fällen würde dieser Mangel ein Beweis von der Schwäche des Mannes, und nicht von der schlechten Aufführung der Frau seyn, und der Mann Ursache haben, sich zu freuen, wenn sie durch eine künstliche Farbe seine Schande zu verbergen wüßte. Man will überdem Beyspiele haben, daß zuweilen junge Ehemänner aus Schamhaftigkeit, oder allerhand Einbildungen in den ersten Tagen untüchtig sind. Ein solcher Mann muß dann zu seiner Entschuldigung sagen, daß er marbud, (gebunden) sey. Man glaubt nämlich, daß eine andere Frauensperson, die sich vergebliche Hoffnung gemacht hat, ihn zu heirathen, durch heimliche Künste ihn unfähig machen könne. Die morgenländischen Christen haben mir davon viel erzählt. Die junge Frau ist dann betrübt, weil sie befürchtet, daß sie für ihre ganze Lebenszeit unglücklich seyn, und keine

Kin-

Kinder bekommen werde. Wenn die Mutter von der Unschuld ihrer Tochter versichert ist, so treibt sie den Mann bisweilen mit Ungestüm zu seiner Schuldigkeit an, damit die junge Frau das Zeichen ihrer Ehre aufweisen könne, und dieß macht den ohnedem schon furchtsamen Mann gemeiniglich noch mistrauischer gegen sich selbst. Zuletzt nimmt man seine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen, und alten Weibern. Der englische Arzt zu Haleb, bey welchem sich die hier wohnende Christen gewöhnlich Raths zu erholen pflegten, hatte bey solcher Gelegenheit gemeiniglich gesucht, den armen Männern nur Zeit zu verschaffen, um sich von ihrer Bestürzung erholen zu können. Doch hatte er ihnen allezeit einige Arzeneyen geben müssen, weil man nicht glaubte, daß ihnen ohnedem geholfen werden könnte. Die Mönche lesen die Messe, oder sonst was, über solche beklagte Männer. Die alten Weiber machen auch manche Versuche, wozu Zeit gehöret. Wenn dann endlich der Mann im Stande ist, seine Schuldigkeit zu verrichten, so danket die Fran dem Arzte, dem Mönche, oder dem alten Weibe, welche ihn, ihrer Meynung nach, von dem **Marbud** befreyet haben. Die Mohammedaner in Indien und Jemen sagten: es würde für eine Mannsperson höchstunanständig seyn, wenn sie sich das gefärbte Betttuch zeigen lassen wollte. Die Neugierde der Weiber suchet nur darnach, und vornehmlich die nächsten Anverwandtinnen des Mannes. Sie konnten nicht glauben, daß jemand so thöricht seyn sollte, es aufzubewahren. Bey ihnen würde es gewaschen, und wie das übrige Leinenzeug in der Haushaltung gebraucht. Zu Basra aber sagte man, daß einige gemeine Weiber dieser Gegend das Zeichen ihrer ehemaligen Reinlichkeit

aufbehielten, um sich damit bey ihren Anverwandten rechtfertigen zu können, wenn etwa ein unartiger Mann ihre Aufführung in ihrem Jungferstande für zweydeutig ausgeben sollte. Ich hörte bey dieser Gelegenheit, ein Mann dürfe zwar seine Frau, auch um eines Ehebruchs willen, nicht selbst tödten; allein ihr Vater, Bruder, oder sonst einer von ihren Anverwandten, dürfe es ohngestraft, aber doch für eine kleine Geldbuße, thun, weil sie ihre Freunde durch ihre Aufführung aufs äußerste beschimpft hätte. Nach dieser Genugthuung aber dürfe niemand der Familie etwas vorwerfen.

Die Mohammedaner beobachten in Ansehung ihres Körpers gewiß eine größere Reinlichkeit, als die Europäer. Sie waschen und baden sich nicht nur fleißig, und halten ihre Nägel immer sehr kurz; sondern schneiden auch die Haare aus den Ohren und der Nase mit einer Scheere, aus den Achselgruben mit einem Scheermesser, und nehmen sie an den heimlichen Theilen mit einer gewissen dazu dienlichen Salbe weg, damit sich an keiner Stelle ihres Leibes Unreinigkeiten setzen können. Sie bezeigen einige Geringschätzung gegen alle diejenigen, welche ein schmuziges Handwerk treiben, z. E. gegen die Bediente in den Badstuben, die Schröpfer, Schlächter, Barbierer, u. s. w. Die Barbierer werden schon darum verächtlich angesehen, weil sie einem jeden ohne Unterschied den Kopf reinigen; besonders aber, weil sie die Knaben beschneiden. Denn bey dieser Operation wird die Vorhaut hervorgezogen, und eine kleine Zange darauf gesetzt. Der Barbier muß zuweilen mit dem Munde in die Oeffnung blasen, und der arme Knabe verliert dann, aus Furcht vor den Schmerzen, die ihm bevorstehen, leicht etwas Wasser. Man schließt

aber

aber solche Leute nicht von der Gesellschaft aus, sondern man hält nur ihr Handwerk für geringschätzig. Ich habe auch nicht bemerket, daß die Mohammedaner, wenn sie etwa ein Aas angerühret haben, sich für so sehr verunreinigt halten, daß sie einige Tage lang von der Gesellschaft abgesondert leben müßten. Die Mohammedanerinnen aber dürfen, während ihrer Reinigung, und zwar bey den **Hanesiten** in zehn, bey den **Schafeiten** in funfzehn Tagen, ihr gewöhnliches Gebeth nicht verrichten, nach dem Grundsatz, daß man reinlich vor dem Angesichte Gottes erscheinen müsse. Die Weiber der indianischen Heiden dürfen während dieser Zeit keinen Menschen anrühren, sondern müssen sich, so lange sie dauret, in einem Winkel behelfen, wohin ihnen alles nothwendige gebracht wird. Rühret jemand mit trockener Hand einen trockenen todten Körper an, so verunreiniget ihn dieses nicht. Ist aber die Hand, oder das Aas, feuchte gewesen, so wird er unrein, aber durch Waschen gleich wieder gereiniget. Wegen der Anrührung des Aases von einem Hunde, oder Schweine, muß er sich siebenmahl waschen. Hat ein Hund aus einem Gefäße getrunken, so muß es auch siebenmahl wieder gewaschen werden, ehe ein Mohammedaner es wieder zum Trinkgeschirr brauchen darf.

Die Araber bezeigen sich viel höflicher gegen Fremde, als die Türken. Die Europäer können in Jemen und Oman, ingleichen in Persien, fast eben so viele Höflichkeit von den Eingebohrnen erwarten, als wir diesen Mohammedanern erzeigen würden, wenn sie nach Europa kommen sollten. Und wenn man gleich daselbst Leute antrifft, die sich unhöflich gegen Fremde bezeigen, so findet man vielleicht auch europäische Reisende, die dazu Gelegenheit gegeben

haben, dadurch, daß sie sich selbst für wichtige Leute, alle Mohammedaner aber für geringschätzig gehalten, und weder die Sitten des Landes gekannt haben, noch sich darnach richten wollen. Weil die Mohammedaner in allen Städten, wo ich europäische Kaufleute angetroffen habe, weniger Zoll von ihnen, als von ihren eingebohrnen Unterthanen, nehmen; so sollte man doch fast glauben, daß wenigstens diejenigen, welche daselbst Antheil an der Regierung nehmen, sich auch in andern Fällen bemühen, die Freundschaft der Europäer zu erhalten. Bey dem größten Theile der Türken aber glaube ich bemerkt zu haben, daß sie wirklich einen Haß gegen die Europäer hegen. Vielleicht weil sie sich der vielen blutigen Kriege erinnern, welche sie mit ihnen geführet haben. Der Nahme der Türken kann unsern Kindern nicht so fürchterlich seyn, als es der Nahme der Europäer den jungen Türken ist. So gar diejenigen, welche bey Europäern in Dienste gehen, scheinen ihre Herren nicht als ihre Wohlthäter, sondern als Leute anzusehen, welche unter ihrem Schutze stehen. Dagegen werden sie von ihren Landesleuten verachtet, weil sie sich so sehr erniedrigen, der Europäer Brod zu essen. Sie pflegen zu Konstantinopel Schweinehüter genannt zu werden. Die Europäer sind besonders zu Damiat und Damask sehr verhaßt, und werden auch von dem Pöbel zu Kahira sehr verächtlich angesehen. In Arabien und Persien aber, wo die Einwohner niemals Krieg mit den Europäern gehabt haben, können sie auch von dem Pöbel mehr Höflichkeit erwarten.

Eben so haben die morgenländischen Christen auch nicht von allen Mohammedanern eine gleiche Begegnung zu erwarten. Die Armener und Georgier

scheinen sich in Persien sehr wohl zu befinden. Sie werden zwar bisweilen von dem Pöbel gemishandelt, und die Mohammedaner suchen ihre Gesellschaft nicht, wenn sie sich selbst nicht bemühen, sich bey ihnen beliebt zu machen. Sie können aber doch zu großen Kriegsbedienungen gelangen, ohne zur Veränderung der Religion genöthigt zu seyn. Die Türken hingegen trauen den Christen so wenig, oder schätzen sie so geringe, daß sie keinen nur als einen gemeinen Soldaten, unter die Armee des Sultans aufnehmen wollen. Ja, sie bezeigen sich, in Vergleichung mit andern Mohammedanern, in ihrem Betragen gegen ihre christlichen Mitbürger recht unverschämt. Die Araber nennen die Christen **Nassára**, oder **Nusráni**. Weil sie bey ihnen zu keinen Ehrenstellen gelangen können, und die angesehensten Christen, welche unter ihnen wohnen, Kaufleute sind, so nennet man in Aegypten einen jeden, welcher anständig gekleidet ist, **Chauadsje**, oder **Basargan**, welches beydes Kaufmann bedeutet. Und diejenigen, welche sie nicht für Kaufleute halten, sondern für Handwerker, nennen sie **Maallim**, d. i. Meister. Weil ich als ein morgenländischer Christ reisete, und oft der Bequemlichkeit wegen, ohne zu läugnen, daß ich ein Europäer war, einen morgenländischen Namen annahm, so hieß ich in Aegypten, und auf der Westseite von Arabien, **Chauadsje Abdallah**. In Persien nennet man so wohl Mohammedaner, als Christen, **Aga**, und also hieß ich daselbst **Abdallah Aga**, d. i. Herr Abdallah. In Syrien aber nennet man die christlichen Kaufleute **Maallim**, und also hieß ich der Meister. In Natolien, wo die türkische, die Hauptsprache ist, scheint die Höflichkeit der Mohammedaner gegen Christen gänzlich aufgehört zu haben.

Denn daselbst nannten die Türken die morgenländischen Christen fast jederzeit **Osjaurler**, (Ungläubige) ein Name, welcher bey ihnen so verächtlich ist, daß sie im Zorn ihre Pferde und andre Thiere damit beehren. So gar ein Mann, welcher mir auf der Reise von Haleb bis Konie, Pferde vermiethet hatte, und den ich also als meinen Fuhrmann ansehen konnte, nannte mich auch **Osjaur**. Ich sagte ihm gleich anfänglich, daß ich kein **Osjaur**, sondern ein Europäer wäre, welche man in der ganzen Türkey, Arabien, und Persien, **Franken** nennet, und erhielte dadurch so viel, daß er mich nachher immer bey diesem Namen, oder Abdallah nannte.

Man kann also leicht denken, daß die Türken auch in ihrem übrigen Betragen nicht höflicher gegen ihre christlichen Mitbürger sind. Sie zwingen die Christen nicht nur ein gewisses Zeichen zu tragen, damit sie sie unterscheiden, und die Kopfsteuer von ihnen fodern können, (denn ordentliche Listen halten darüber die Morgenländer nicht) sondern die Türken zu Konstantinopel verlangen so gar bisweilen von denen vorbeygehenden Christen, daß sie ihnen die Straße fegen, und den Koth weg tragen, oder ihnen etwas bezahlen sollen, um von dieser Arbeit frey zu seyn. Dieses wird vermuthlich von der Obrigkeit nicht gebilligt. Ein christlicher Unterthan des Sultans aber untersteht sich nicht einen Mohammedaner wegen einer Kleinigkeit zu verklagen. Bey öffentlichen Freudensbezeugungen z. E. wegen einer Geburth eines Prinzen, oder Prinzeßinn, sind die Janitscharen, oder andre schlechtdenkende Türken, am schlimsten, und es ist deswegen für Juden und Christen rathsam, an solchen Tagen nicht auf der Straße zu erscheinen. Ein Türke, dem wir in Klein-Asien auf der Landstraße

straße begegneten, da er sich eben zu Pferde setzen wollte, nöthigte einen griechischen Kaufmann aus unsrer Karwane, die ihn nicht einmahl kannte, von seinem Pferde zu steigen, und ihm den Steigbügel zu halten. Eine Aufführung, vor der sich gewiß ein Araber schämen würde. Wenigstens hat mich ein Schech, welcher uns siebenzehn Kameele vermiethet hatte, mehr als einmahl auf seinen Rücken treten, und von demselben auf mein Kameel steigen lassen.

Ich habe zu wenige von den morgenländischen Christen gekannt, als daß ichs sollte wagen dürfen, über den Charakter dieser Nationen zu urtheilen. Wenigstens schienen mir die meisten der kleinen griechischen Kaufleute, die ich in Klein-Asien gekannt, niederträchtige Schmeichler und Schwätzer zu seyn, und solche Leute können von den ernsthaften und stolzen Türken nicht viel Höflichkeit erwarten. Ich habe in dieser Gegend oft gesehen, daß griechische Kaufleute sich beeifert haben, nicht nur vornehmen Türken sondern so gar ihren Pferde- und Maulthier-Vermiethern, den Steigbügel zu halten, wenn sie auf- und absteigen wollten. Sie machten sich mit diesen Pferde-Vermiethern so gemein, daß einer von ihnen ein paarmahl von seinem Kaufmanne verlangen durfte, er sollte ihm den Rücken kratzen. Ein türkischer Bedienter zweyer Griechen nannte seine Herren **Dsjaurler**, und sie nannten ihn **Aga**. Ja die Griechen nannten sich selbst in Gegenwart der Mohammedaner **Dsjaurler**, und die Mohammedaner allezeit **Aga** u. d. gl. War aber kein Mohammedaner gegenwärtig, so bezeigten sie sich bisweilen unerträglich stolz, und die Namen **Kafr** u. d. gl. waren die gelindesten, welche sie denen Türken beylegten. Der größte Theil der Armener, welche ich

gekannt

gekannt habe, schien mir ernsthaft und aufrichtig zu seyn; sie begegneten den Türken mit einer gewissen Würde, und es schien mir, daß die Türken sich auch höflicher gegen sie bezeigten, als gegen die Griechen. Sie mußten zwar auch beständig den Namen **Dsjaur** hören, aber sie scherzten nicht damit, sondern nannten sich unter sich Christen. Ich habe auch oft gehöret, daß geringe Mohammedaner sie bey diesem Namen gerufen haben.

Es scheinet, daß die Juden in **Jemen** und zu **Schiras** von den Mohammedanern wenigstens eben so sehr verachtet werden, als von den Christen in Europa. In dem Königreiche Oman sind nur sehr wenige Juden, und von diesen habe ich nur bloß ihren Vorsteher (Schech) gesprochen. Dieser war mit den dasigen Mohammedanern sehr zufrieden, und kleidete sich so gar als ein Mohammedaner. In den türkischen Städten findet man eine große Menge Juden. Sie treiben daselbst, so wie in andern Morgenländern, allerley Handthierungen, und scheinen in diesem Stücke mehr Freyheit zu haben, als ihre Brüder in Europa, wo sie ofte von den Zünften verhindert werden, ihr Brod durch ihre Handarbeit ehrlich zu verdienen. Weil sie aber wegen der Kopfsteuer ein gewisses Zeichen tragen müssen, woran man sie erkennen kann, und weil sie auch nicht nur von dem türkischen, sondern auch von dem christlichen Pöbel sehr verachtet werden, so sind sie die zaghaftesten Unterthanen des Sultans. Ich habe nicht gehört, daß die Araber sie anders genannt hätten, als **Jehudi**. Der türkische Pöbel aber, und nach ihren Beyspiel auch sehr oft die Christen, nennen sie **Tschefud**, ein Name, der noch weit verächtlicher ist, als **Dsjaur**. Man findet indessen unter ihnen auch große Kaufleute und

Wechs-

Wechsler, die ihres Geldes wegen bey der türkischen Regierung sehr wohl gelitten sind, und daher Gelegenheit haben, ihre Mitbrüder zu rächen, wenn sie beleidigt werden sollten.

Man kann wohl nicht behaupten, daß die Mohammedaner überhaupt die fremden Religionsverwandten für unrein halten. Obgleich ein Araber, welcher niemals Europäer gesehen hatte, ingleichen einige scheinheilige Geistliche, nicht mit mir essen wollten, weil ich ein Christ war; so habe ich doch sehr ofte mit **Sunniten** und diese wieder mit mir gegessen. Die verschiedenen Sekten der Heiden in Indien aber essen nicht einmal mit einander, obgleich die **Bramanen** ihre gemeinschaftlichen Priester sind, und noch weniger mit fremden Religionsverwandten. Die Perser essen auch weder mit Heiden, Juden, noch Christen aus einer Schüssel, ja nicht einmal mit den Sunniten, obgleich diese Mohammedaner sind. Von den Juden ist eben dieses auch bekannt. Die Sunniten schließen aus dieser besondern Gewohnheit der Indianer, Perser, und Juden, daß diese Nationen alle andre für unrein halten. Weil nun die Christen sich gleich willig zeigen mit ihnen zu essen, so ist dieses vermuthlich eine der vornehmsten Ursachen, warum sie zu ihnen ein weit größeres Zutrauen bezeigen, als zu allen übrigen der erwähnten Nationen.

Die Gastfreyheit der Araber ist von je her berühmt gewesen, und ich glaube, daß auch die jetzigen Araber dieselbe nicht weniger üben, als ihre Vorfahren. Beyspiele davon sind schon oben vorgekommen. Die Araber nöthigen auch einen jeden, der sie bey Tische antrifft, mit zu essen, er mag ein Christ, oder Mohammedaner, vornehm, oder geringe seyn. Ich habe in den Karavanen oft mit Vergnügen gesehen,

daß

daß sogar arme Eseltreiber die Vorbeygehenden genöthigt haben, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Und wenn gleich die meisten höflich dankten, so theilten sie doch mit freudiger Miene das wenige, was sie an Brod und Datteln hatten, mit andern, die es annehmen wollten. Es befremdete mich deswegen nicht wenig, da ich nachher in der Türkey sahe, daß bisweilen reiche Türken sich in einen Winkel setzten, um nicht nöthig zu haben, denen, die sie etwa bey Tische hätten antreffen können, etwas von ihrem Essen darzubieten. Man hält dafür, daß, wenn ein Schech der Bedouinen ein Stück Brod mit einem Reisenden isset, dieser gewiß versichert seyn könne, er werde ihn aufs möglichste beschützen. Ein Reisender thut deswegen sehr wohl, wenn er mit seinem Führer auf diese Art bald Freundschaft macht. Man zweifelt aber, daß die Araber in den Städten, und die Türken überhaupt, sich einem Reisenden für eine Mahlzeit sehr verpflichtet halten.

Der gewöhnliche Gruß der Araber bestehet in den Worten: **Salam aleikum**, d. i. Friede sey mit euch! Sie legen dabey die rechte Hand auf die linke Brust. Die Gegenantwort ist: **Aleikum essalam**, d. i. mit euch sey Friede! Alte Leute setzen oft noch hinzu: Und die Barmherzigkeit und der Segen Gottes! Die Mohammedaner in Aegypten und Syrien grüßen einen Christen niemals so, sondern sagen nur: **Sebachh elihair**, guten Morgen, oder **Saheb salamat**, Freund, wie befindest du dich? Die Araber in Jemen, welche nur selten Christen sehen, sind aber nicht so eifrig, daß sie nicht auch bisweilen zu den Christen **Salam aleikum** sagen sollten. Ich hielte es lange für einen übertriebenen Stolz und Religionseifer der Mohammedaner, daß sie die

Chri=

Christen nicht eben so, wie ihre eigne Religionsverwandte, anreden. Ich grüßte sie einigemal mit den Worten: **Salam aleikum**, und erhielte doch bisweilen nur die gewöhnliche Antwort. Endlich bemerkte ich in Natolien, daß vielleicht die Christen selbst mit Ursache geben, warum die Mohammedaner ihnen nicht eben so, wie ihren eigenen Glaubensgenossen, danken. Denn die griechischen Kaufleute, mit welchen ich hier reisete, sahen es nicht gerne, daß ich die Mohammedaner als ein Mohammedaner grüßte. Und wenn sie von den vorbeyreisenden Türken nicht erkannt wurden, weil es den Christen in dieser Gegend erlaubt ist, auf der Reise einen weißen Turban zu tragen, damit sie von den Räubern in der Ferne für Türken und herzhafte Leute gehalten werden mögen, so antworteten sie niemals, wenn einer **Salam aleikum** zu ihnen sagte.

Wenn sich bekannte Araber in der Wüste des Berges Sinai, oder auf dem Wege in Aegypten antreffen, so geben sie sich wohl sechs bis zehnmal die Hände. Jeder küßet seine eigene Hand, und wiederholet immer die Fragen: Wie befindest du dich? u. s. w. Die Araber in Jemen, welche für Leute, die Lebensart haben, gehalten seyn wollen, machen bey ihren Zusammenkünften nicht weniger Complimente. Nämlich, jeder stellet sich, als wenn er dem andern die Hand küssen wollte, und jeder ziehet seine Hand zurück, als wenn er diese Ehrenbezeugung von dem andern nicht annehmen wollte. Damit aber der Streit nicht zu lange daure, so erlaubt die vornehmste und älteste Person gemeiniglich, nach einigem Zucken mit der Schulter und mit ihrer Hand, daß die andre ihre Finger küßen möge. Vornehme Araber umarmen ihres gleichen bey Zusammenkünften, und berühren

rühren sich mit den Backen; kurz, die Araber erweisen sich bey solchen Gelegenheiten nicht weniger Höflichkeit, als die Europäer.

Die vornehmen Araber haben ihre Zimmer forne in ihren Häusern, und von dem Frauenzimmer, welches immer hinten im Hause wohnt, höret man gar nichts. Alle andre, als Kauf = und Handwerksleute, Schreiber, u. d. gl. haben ihre Buden, wo man sie den ganzen Tag finden kann, auf den Marktstraßen. Wenn man auch von einem Araber nach seinem Hause geführet wird, so muß man so lange vor der Thüre warten, bis er vorher alle seine weiblichen Hausgenossen, durch das Wort: **Tarick!** Platz! angewiesen hat, sich in ihre Kammer zu begeben. Beyspiele der Ehrfurcht der Weiber gegen die Männer sind oben beyläufig angeführet.

Die Araber sind von mittelmäßiger Statur, mager, und gleichsam von der Hitze ausgedorret. Sie sind aber auch sehr mäßig im Essen und Trinken. Der gemeine Araber trinkt gemeiniglich nichts, als Wasser, und genießet fast kein anderes Essen, als frisch gebackenes schlechtes Brodt von **Durra**, mit Butter, Oel, Fett, oder Kameelsmilch, durchgeknetet. Dieses Brodt war mir zwar jederzeit eine so unangenehme Speise, daß ich nicht zweifle, ich würde an dessen Statt lieber Gerstenbrodt gegessen haben. Der gemeine Araber ist aber daran von Jugend auf gewöhnet, und scheinet es mit Vergnügen zu essen, ja bisweilen lieber, als Waizenbrodt, welches er zu leichte findet.

Die Araber haben verschiedene Manieren, ihr Brodt zu backen. Auf dem Schiffe, auf welchem wir von **Dsjidda** bis **Lobeia** reiseten, mußte einer von den Matrosen alle Nachmittage so viel Durra, als für einen Tag nothwendig war, auf einem läng-

licht breiten, und auf der Oberfläche etwas gekrümmten Steine mit einem andern langen und runden Steine naß reiben, und aus dem Mehl einen Teig und platte Kuchen machen. Unterdessen ward der Ofen geheizt. Dieser war ein umgekehrter großer Wassertopf, etwa drey Fuß hoch, ohne Boden, rund um dick mit Leimerde beschmiert, und auf einem beweglichen Fuß gestellet. Wenn der Ofen heiß genug war, so ward der Teig, oder vielmehr die Kuchen, inwendig an die Seiten des Ofens angeklappet, ohne daß die Kohlen herausgenommen wurden, und der Ofen ward zugedeckt. Nachher ward das Brod, da es für einen Europäer noch kaum halb ausgebacken gewesen seyn würde, herausgenommen und ganz warm gegessen. Die Araber in der Wüsta bedienen sich einer eisernen Platte, um ihre Brodkuchen zu backen. Oder sie legen einen runden Klumpen Teig in heiße Kohlen von Holz, oder Kameelmist, bedecken ihn ganz damit, bis das Brod ihrer Meinung nach gar ist, da sie alsdann die Asche davon abschütteln, und es ganz warm essen. Die Araber in Städten haben ohngefähr eben solche Backöfen, als die unsrigen. Diesen fehlet es auch nicht an Weizenbrod. Es hat gleichfalls die Figur und Größe unsrer Pfannkuchen, und ist selten ausgebacken. Die übrige Nahrung der Morgenländer bestehet vornehmlich in Reiß, Milch, Butter, **Cheimack**, oder dickem Milchrahm, und allerley Gartenfrüchten. Es fehlet ihnen auch nicht an Fleischspeisen. Diese werden aber in den heißen Ländern nur wenig genossen, weil alles Fleisch daselbst für ungesund gehalten wird. Sie kochen ihr Essen allezeit unter einem Deckel, wodurch es sehr schmackhaft wird.

Der Tisch der Morgenländer ist nach ihrer Art zu leben eingerichtet. Da sie auf der Erde sitzen, so

breiten sie ein großes Tuch mitten im Zimmer auf dem Fußboden aus, damit die abfallenden Brocken nicht verschüttet, und die Tapeten nicht befleckt werden. Auf dieses Tuch setzen sie einen kleinen Schemel, der eine große runde kupferne und stark verzinnte Platte trägt, auf welcher das Essen in verschiedenen kleinen kupfernen, allezeit ein- und auswendig gut verzinnten Schüsseln, aufgetragen wird. Bey den vornehmen Arabern findet man anstatt der Servietten ein langes Tuch, welches alle, die um den Tisch sitzen, auf den Schooß legen. Wo dieses fehlet, da nimmt jeder anstatt der Serviette sein eigenes kleines Tuch, welches er bey sich trägt, um sich damit abzutrocknen, wenn er sich gewaschen hat. Messer und Gabel brauchen sie nicht. Die Türken haben bisweilen bey ihren Mahlzeiten Löffel von Holz, oder von Horn. Die Araber sind so gewohnt, ihre Hand als einen Löffel zu gebrauchen, daß sie des Löffels auch bey der mit Brod durchkneteten Milch entbehren können. Andere Löffelspeisen erinnere ich mich nicht bey ihnen gesehen zu haben.

Bey einer europäischen Tafel bezeigen sich die Mohammedaner nach unserer Art sehr ungesittet. Ein Zöllner bey den Dardanellen, der erste vornehme Mohammedaner, welchen ich habe essen gesehen, speisete des Abends bey dem allda wohnenden französischen Consul. Er zerriß sein Stück Fleisch mit den Händen. Er brauchte seine Serviette, um sich die Nase zu reinigen u. s. w. Alles dieß gab mir einen schlechten Begriff von den Sitten der Türken. Doch glaube ich, daß dieser Zöllner entschuldigt werden konnte; denn ich habe nachher oft gesehen, daß, wenn die Mohammedaner bey mir es versuchen wollen, mit Messer und Gabel zu essen, es ihnen, da sie gar nicht

dazu

dazu gewöhnt waren, so mühsam geworden, daß ich es ihnen nicht verdenken konnte, wenn sie sich nach Landesgewohnheit bloß der Finger bedienten. Sie lassen alle ihre Fleischspeisen in kleine Stücken geschnitten auftragen. Sie essen nur mit der rechten Hand, die linke aber dient ihnen zum Waschen der unreinen Theile des Leibes. Sie sind also gewiß sehr übel dran, wenn die Europäer ihnen ein großes Stück Fleisch vorlegen, und doch verlangen, daß sie mit Anständigkeit essen sollen. Der erwähnte Zöllner hatte vielleicht bemerkt, daß einer von uns sich eines Schnupftuchs bedient hatte, wenn er nun die ihm gegebene Serviette gleichfalls für ein Schnupftuch gehalten hat, kann man es ihm wohl verdenken, daß er sich darein schneuzte?

Es ist zwar einem in den Morgenländern neu angekommenen Europäer sehr unangenehm, mit Leuten zu essen, die die Speisen mit Händen aus der Schüssel nehmen, man gewöhnt sich aber dazu doch leicht selbst, wenn man genauer mit ihrer Lebensart bekannt wird. Weil die Mohammedaner ihrer Religion nach verpflichtet sind, sich fleißig zu waschen, so ist es schon deswegen sehr wahrscheinlich, daß ihre Köche das Essen wenigstens eben so reinlich zubereiten, wie die europäischen. Sie sind sogar verpflichtet, die Nägel so kurz zu halten, daß sich nichts unreines darunter setzen kann, weil sie glauben, daß ihr Gebet kraftlos sey, wenn sie auch nur die geringste Unreinigkeit an ihrem Leibe haben. Da sie nun auch vor dem Essen, Mund, Hände und Nase, gemeiniglich sogar mit Seife waschen, so scheinet es einem zuletzt gleichgültig, ob einer das Essen mit reinen Fingern, oder mit der Gabel, aus der Schüssel nimmt.

Bey den vornehmen Schechs in der Wüsten, welche zu einer Mahlzeit nicht mehr, als **Pilau**, d. i. gekochten Reis, verlangen, wird eine sehr große hölzerne Schüssel voll aufgetragen, und bey dieser setzt sich eine Parthey nach der andern, bis die Schüssel leer ist, oder bis alle gesättigt sind. Ich habe auch bey Vornehmen in Städten, wo viele kleine Schüsseln voll über einander in der Figur eines abgeschnittenen Kegels aufgetragen waren, gesehen, daß die niedrigen Bedienten sich hingesetzt, nachdem der Herr mit seinen Gästen und vornehmsten Bedienten abgespeiset hatte. Zu **Merdin**, wo ich mit etwa sechszehn Hofbedienten des **Weiwoden** aß, ward auf eine andre Art servirt. Hier stellete sich ein Bedienter zwischen den Gästen, und hatte weiter nichts zu thun, als die eine Schüssel wegzunehmen, und die andre, welche andre Bedienten herbeybrachten, wieder niederzusetzen. Sobald die Schüssel nur niedergesetzt war, so sahe man alle sechszehn Hände zugleich in derselben, und diese meineten es alle so gut, vornehmlich mit dem Backwerk, von welchem die Morgenländer als Wassertrinker große Liebhaber sind, daß jeder selten dreymal zulangen konnte. Im Orient isset man immer sehr geschwinde, und bey der Mahlzeit zu **Merdin** schickten wir auch in einer Zeit von etwa zwanzig Minuten, mehr als vierzehn leere Schüsseln wieder zurück. Das Tischgebet der Mohammedaner ist nur kurz. Doch beten sie, und ich glaube, man kann sagen, mit großer Andacht. Wenn sie sich zu Tische setzen, so sagen sie: **Bism allah errachman errachim**, d. i. im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes; und wenn einer nicht mehr essen will, so stehet er auf, ohne auf die übrige Gesellschaft zu warten, und sagt: **Elhamd lillah**,

d. i.

d. i. gelobet sey Gott! Sie trinken nur selten zwischen dem Essen; wenn sie sich aber nach der Mahlzeit wieder gewaschen haben, nehmen sie einen guten Trunk Wasser, und darauf eine Tasse Kaffee. Die nordlichen und östlichen Araber nennen das Getränk von den Kaffeebohnen **Kahhwe**, und sind davon eben so große Liebhaber, als die Türken. Es wird bey ihnen auch eben so zubereitet. Die Bohnen werden nämlich in einer offenen Pfanne gebrannt, nachher in einem hölzernen, oder steinernen Mörsel gestossen, in einem kupfernen in und auswendig schön verzinnten Topfe gekocht, und ohne Milch und Zucker getrunken? Wir hatten in Arabien zwar eine Kaffeemühle, wir fanden aber den Unterschied zwischen dem gemahlenen und gestoßenen Kaffee so groß, daß wir uns ihrer zuletzt gar nicht mehr bedienten. Ich weis die Ursache davon nicht anzugeben, es sey dann, daß die öligten Theile durch das Stoßen besser, als durch das Mahlen, herausgebracht werden. In Jemen trinkt man dieses Getränke, so man daselst **Bünn** nennet, nur selten, weil man glaubt, daß es das Geblüt erhitze. Sie machen sich deswegen ein Getränk von den Schalen der Kaffeebohnen, welches eine große Aehnlichkeit sowohl im Ansehen, als Geschmack, mit unserm Theewasser hat. Dieß halten sie für kühlend, und daher für gesund. Sie nennen es gleichfalls **Kahhwe**, gemeiniglich aber **Kischer**, und bereiten es eben so, wie das von den Bohnen. Die Schalen werden nämlich ein wenig geröstet, sehr wenig gestoßen, damit sie in dem Gefäße nicht zu viel Platz einnehmen, und in einem irdenen Topfe von fast kugelrunder Gestalt, mit einem langen engen Halse, gekocht. Die Vornehmen in Jemen haben chinesische Tassen, und auch bisweilen eben solche Un-

tertassen. Gemeiniglich aber so, wie die nördlichen Araber, und die Türken, feine silberne, oder meßingene Obertassen. Der gemeine Mann in Jemen hat Tassen von Töpfererde.

Obgleich den Mohammedanern der Genuß von allem, was nur die Sinne berauschen kann, verboten ist; so findet man doch bisweilen einige, welche große Liebhaber von starkem Getränke sind. Ein reicher Kaufmann zu Loheia hatte sogar alles Geräthe, was zum Branntweinbrennen erfodert wird. Sie müssen sich aber doch sehr in Acht nehmen, daß sie nicht verrathen werden, und deswegen trinken die Säufer nur des Abends in ihren Häusern. In den Städten auf der Gränze von Arabien, wo gemeiniglich viele Juden und Christen wohnen, kann ein Reisender Branntewein, und bisweilen Wein bekommen. Zu Dsjidda wohnete ein Grieche, welcher auch schlechten Branntewein brennete. Einige engländische Schiffer, die nach Mochha kommen, bringen auch indianischen Arrack zum Verkauf mit. Außerdem aber findet ein Reisender in ganz Jemen keinen trinkbaren Wein und Branntewein, als nur zu Sana, wo die Juden beydes gut und im Ueberfluß haben, und es so, wie die Armener in Persien, in gegossenen steinernen Krügen aufbewahren. Die Juden zu Sana schicken zwar Wein und Branntewein an ihre Brüder in den andern Städten von Jemen, aber, weil es ihnen an andern Geschirren fehlet, in kupfernen Gefäßen. Ein Europäer würde sich also übel darauf befinden, wenn er davon trinken wollte. Eben so wenig ist eine andre Art von Getränke trinkbar, von welchem man uns zu Loheia etwas anstatt des Weins verkaufte. Dieses wird, wenn ich nicht irre, von trockenen Rosinen gemacht, die in einem in die Erde gegrabenen Topfe

zur

zur Gährung gebracht werden. Man hat noch ein weißes und dickes Getränk, Busa, welches aus Mehl zubereitet wird. Lezteres schmeckte ich ohnweit Kahira. Es soll auch zu Basra bekannt seyn. In Armenien ist es ein allgemein bekannter Trank. Daselbst wird es in großen Töpfen in der Erde aufbehalten, und gemeiniglich aus denselben vermittelst eines Rohrs getrunken.

Weil die geringern Araber in den Städten auch lieben, Reif zu haben, d. i. vergnügt zu seyn, die starken Getränke aber nicht bezahlen, vielleicht auch nicht bekommen können; so rauchen sie Haschisch, ein Kraut, welches die Kräuterkenner für Hanfblätter gehalten haben. Die Liebhaber dieses Krauts versichern, daß es ihnen vielen Muth gebe. Wir sahen hievon ein Beyspiel an einem von unsern arabischen Bedienten zu Loheia, welcher Haschisch geraucht hatte. Ihm begegneten vier Soldaten auf der Straße, und er bekam Lust, sie alle für sich herzutreiben. Aber einer von ihnen prügelte ihn derb aus, und brachte ihn nach Hause. Dem ohnerachtet konnte er nicht zur Ruhe gebracht werden, sondern war noch immer gewiß versichert, daß vier Soldaten sich nicht gegen ihn würden wehren können. Weil die Türken und Perser so große Liebhaber von Opium sind, so ist es wahrscheinlich, daß auch einige Araber sich dessen bedienen. Ich will sie aber keines Misbrauchs darinn beschuldigen, weil ich unter ihnen kein Beyspiel davon gehört habe.

Bey einem Besuche wird dem Fremden, so bald er sich gesetzt hat, eine Pfeife Taback, etwas Konfitüren, und eine Tasse Kaffe, oder Kischer, gebracht. Man breitet ihm auch wohl eine kostbar brodirte Serviette auf den Schoos. Bey den Vor-

nehmen, in der bergigten Gegend von Jemen, fanden wir Kaad, dessen schon oben erwähnt worden. Dieser Leckerbissen wollte uns nicht schmecken. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß der Kaad seine Liebhaber vom Schlafe abhalte, und zugleich auszehre. Gleichwohl muß ein jeder wohlgezogener Jemenser ein Liebhaber davon seyn. Diejenigen, welche gute Zähne haben, kauen ihn so, wie er vom Baume gekommen ist, alte Leute hatten ihn vorher in einem Mörsel zerstoßen.

Die Araber rauchen sowohl aus der langen Pfeife, als aus der sogenannten persischen, welche sie Kiddra Buri, Nardsil, oder auch Ankire nennen. Der gemeine Mann macht letztere mit geringen Kosten von einer Cocusnuß; die Vornehmen aber lassen sie in verschiedener Figur von Glas, Silber, auch wohl von Gold, verfertigen. Die Morgenländer schneiden ihre Tabacksblätter nicht, sondern zerreißen sie mit ihren Fingern. Ein Araber verlohr unterwegs seine Pfeife; und stopfte in Ermanglung derselben seinen Taback in einen Knochen. Eine neue Erfindung für Tabacksraucher, die gleiches Unglück haben. Daß man in Ostindien den Taback in ein Blatt rollet, solches an einem Ende anzündet, und durch das andre den Rauch ziehet, ist bekannt. Wenn die Morgenländer ihre Kiddra füllen wollen, so wird der Taback immer vorher stark angefeuchtet, und sie müssen nicht nur deswegen allezeit eine glühende Kohle auf ihre Pfeife legen, sondern auch deshalb, weil sie sehr langsam rauchen. Bey einer jeden Anfüllung der Pfeife wird vorher frisches Wasser in die Kiddra gegossen. Die Vornehmen tragen bisweilen eine kleine Dose mit wohlriechendem Holze bey sich, und stecken denen von ihren Gästen,

für

für welche sie eine außerordentliche Aufmerksamkeit zeigen wollen, ein kleines Stück davon in die Pfeife, welches beydes einen angenehmen Geruch und Geschmack giebet.

Wenn der Fremde aufstehen und weggehen will, so wird den Bedienten ein Zeichen gegeben, daß sie Rosenwasser und Rauchwerk bringen sollen. Die Flasche mit dem Rosenwasser und das Räuchfaß ist zuweilen von Silber und schön gearbeitet. In Jemen hat man gemeiniglich eine Flasche von Porcellain mit einem silbernen Deckel von runder Figur und mit einem langen und spitzigen Halse; das Rauchfaß ist von Holz, und mit einem künstlich geflochtenen Rohrdeckel versehen. Diese Ceremonie aber siehet man nur bey außerordentlichen Gelegenheiten, oder auch wenn man jemanden mit einer höflichen Manier anzeigen will, daß der Herr des Hauses Geschäfte habe. Denn sobald man mit Rosenwasser besprützt ist, und den Bart, und seine weiten Ermel geräuchert hat, muß man sich nicht länger aufhalten. Bey einem täglichen Besuche paßirt nichts weiter, als Kaffe, oder Kischer, und eine Pfeiffe Toback und Kaard.

Die Häuser der vornehmen Mohammedaner sind weder von außen, noch in den Zimmern der Mannspersonen, prächtig. Es scheinet, daß diese in nichts anders Pracht suchen, als nur in ihrem Gewehr, Pferdegeschirre, und in der Menge ihrer Pferde und Bedienten. Der Fußboden ist in allen Zimmern, sowohl der Vornehmen, als Geringern, belegt, wenn es auch nur mit einer Strohwatte wäre, und wer darauf treten will, der muß vorher seine Pantoffeln, oder Stiefeln, ausziehen. In den Wohnungen des vornehmen Frauenzimmers, soll man sehr kostbare Tapeten, Sofas, und anderes Haus-

geräth antreffen. Ich sah in einem solchen Harem, den der Stadthalter der Provinz Fars zu Schiras bauen ließ, ein Zimmer, in welchem nicht nur die Decke, sondern auch die Wände und Thüren, ja so gar zwey kleine Pfeiler, ganz mit kleinen Spiegeln bekleidet waren. Der Fußboden, welcher noch nicht fertig war, sollte mit den kostbarsten Tapeten und Sofas belegt werden. Die Vornehmen haben in ihren großen Zimmern auch Springbrunnen, um die Luft abzukühlen.

Weil die Mohammedaner den Fußboden ihrer Wohnzimmer sehr reinlich halten, so gewöhnen sie sich auch um dieser Ursache willen, daß sie nur selten ausspeyen, und wenn sie auch ganze Stunden lang Taback rauchen. Doch ist es gar keine Unanständigkeit in der Gesellschaft, wenn jemand etwa auswirft. Ich selbst habe oft bey vornehmen Arabern gesehen, daß der Herr vom Hause ein kleines Gefäß von Porcellain mit einer kleinen Oeffnung, und einem breiten Rande, bey sich stehen gehabt, und daß andre an die Wand, oder hinter den Küssen, worauf sie sich lehneten, oder aus den Fensteröffnungen, ausgeworfen haben.

Der arabischen Häuser und Zelter ist schon oben bey Gelegenheit erwähnt. Die Araber haben verschiedene Manieren sich zu setzen. Wenn einer bequem sitzen will, so setzet er sich mit kreuzweis untergeschlagenen Schenkeln. In Gegenwart eines Vornehmern muß sich ein jeder, welcher für gesittet angesehen seyn will, so auf seine Hacken setzen, daß die Knie sich auf der Erde, oder dem Sofa, berühren. Weil diese Stellung den wenigsten Platz einnimmt, so sitzen sie auch gemeiniglich so bey Tische. Zu dieser letztern Art zu sitzen habe ich mich nie gewöh-

wöhnen können, wie oft ich es auch versucht habe. Die letztere Art aber fand ich bey der weiten morgenländischen Kleidung bequemer, als das Sitzen auf einem Stuhl. Ich habe auch oft gesehen, daß die Araber sich auf freyem Felde, wo es ihnen doch nicht an Platz fehlete, so gesetzt haben, daß sie nur bloß von dem Fordertheile ihrer Füße gestützt waren. Diese Stellung ist der Affen ihrer ziemlich ähnlich.

Die Araber tragen so, wie die Türken und Indianer, lange Kleider, doch sind sie in einigen Stücken von beyden unterschieden. Die von mittlerm Stande in Jemen haben lange Beinkleider, und über dieselben in Tehama ein weites weißes, in der bergigten Gegend aber blau und weißes Hemde, mit sehr weiten und langen Ermeln. Sie tragen gemeiniglich einen gestickten, oder mit Silber beschlagenen ledernen Gürtel, und in demselben mitten vor dem Leibe ein breites, krummes, und forne spitzes Messer, (Jambra) mit der Spitze nach der rechten Seite. Ihr Oberkleid gehet nur ein paar Händebreit unter die Knie, und hat keine Ermel, aber Unterfutter. Auf der einen Schulter tragen sie ein großes feines Tuch, eigentlich, um sich damit bey regnigten Wetter zu bedecken, und bey Sonnenschein, sich gegen die Hitze der Sonne zu schützen, jetzt aber auch bloß zum Putz. Ihre Kopftracht ist sehr unbequem, und kostbar. Denn sie tragen zehn, bis funfzehn Mützen übereinander, wovon zwar einige nur von Leinwand, andre aber auch von dicken Laken, oder mit Baumwolle ausgenähet sind, und die oberste ist bisweilen kostbar mit Golde brodirt. Auf denen, welche ich mir bey meinen Freunden habe zeigen lassen, fand ich allezeit die Worte: la allah illa allah, Mohammed raßut allah, oder einen andern

Spruch

Spruch aus dem Koran. Dieß ist noch nicht die ganze Last, welche ein Araber auf dem Kopfe trägt, sondern er windet um die Menge Mützen noch ein großes feines Neßeltuch (Sasch). Dieses hat an beyden Enden schöne seidene, und wohl gar goldene Franzen, die man zwischen den Schultern auf dem Rücken herunter hangen lässet. Es würde sehr unbequem seyn, diese große Last beständig auf dem Kopfe zu tragen. Die Araber setzen deswegen in ihren Häusern, oder bey guten Freunden, alles, bis auf eine, oder zwey von den untersten Mützen, bey sich nieder, und beym Weggehen setzen sie ihren Turban so bequem wieder auf den Kopf, als wir unsre Paruquen. Niemand aber kann vor einem Vornehmen anständig ohne Turban erscheinen. Ich meine auch bemerkt zu haben, daß diejenigen Mohammedaner, welche sich das Ansehen großer Gelehrten geben wollen, einen besonders großen Turban tragen. Die Schuhe der Araber mittlern Standes bestehen, so wie der gemeinen Araber ihre, nur aus einer Sohle, mit einem, oder ein paar Riemen über den Fuß, und einem um den Hacken. Sie haben nicht so lange Riemen, als diejenigen, welche die Mahler zu den morgenländischen Kleidertrachten zu mahlen pflegen. Die Araber tragen bisweilen in ihren Häusern die in allen morgenländischen Bädern gebräuchliche Pantoffeln, ein länglicht Bret, von verschiedener Figur, darunter niedrige hölzerne Leisten angebracht sind. Das vornehme Frauenzimmer in Aegypten und der Türkey trägt auch in ihren Häusern einen solchen, aber höhern, viereckigt länglichten Pantoffel, der mit einem Riemen über den Fuß befestiget ist.

Die vornehmen Araber in Jemen tragen eben solche weite Beinkleider, Hemden, und einen eben

so

so großen Sasch, oder Turban, ingleichen ein solch Messer vor dem Leibe, und ein Tuch auf der einen Schulter, wie die von mittlerm Stande. Sie haben überdieß eine Weste mit engen, und einen weiten Rock, mit sehr weiten Ermeln. Auch entweder gelbe türkische Pantoffeln, oder Schuhe von gelbem Leder, die unsern Pantoffeln mit Hinterstücken ähnlich sind, und daran die fordern Klappen auf dem Fuße mit Schnüren, zur Befestigung des Pantoffels, umwunden ist.

Der gemeine Araber hat nur ein paar Mützen auf dem Kopfe, und seinen Sasch nachläßig darum gebunden. Einige haben Beinkleider und ein Hemde, viele aber statt derselben nur ein Tuch, welches ihnen von der Hüfte bis an die Knie herunterhänget, einen großen Gürtel mit ihrer Jambra vor dem Leibe, und noch ein großes Tuch, lose auf der Schulter. Sie gehen übrigens nackend, und haben selten Schuhe. Man kann also leicht denken, daß die Haut unter ihren Füßen sehr dicke und hart werden müße. In bergigten und also kältern Gegenden trägt der gemeine Mann auch Schaafpelze. Die vornehmen Araber haben zwar Taschen in ihrer Weste, nehmlich eine an der einen Seite, und eine auf der Brust. Die vom mittlern und geringen Stande aber verwahren ihren kleinen Geldbeutel, ihr Feuerzeug, Schnupftuch, u. d. gl. in ihrem großen Gürtel.

Man vermuthet vielleicht nicht, daß die erwähnte wenige Kleidung auch die Bettkleider eines gemeinen Arabers ausmache. Er breitet aber seinen großen Gürtel aus, so hat er ein Unterbette. Mit dem Tuche, welches er auf der Schulter trägt, bedeckt er sich den ganzen Körper und das Gesicht, und schläft nackend zwischen diesen beyden Tüchern,

ganz

ganz ruhig und zufrieden. Die Einwohner der bergigten Gegend schlafen oft ganz nackend in großen Säcken, wie schon angeführet worden.

In dem Königreiche des **Imams** lässet sowohl der Vornehme, als Geringe, seinen Kopf scheeren. In andern Gegenden von Jemen aber lassen alle Araber, selbst die Schechs, ihr Haar lang wachsen, und tragen weder Mützen, noch Sasch, sondern statt derselben ein Schnupftuch, in welches alle Haare rückwärts auf dem Nacken liegend, eingebunden sind. Einige lassen ihre Haare bis auf die Schulter niederhangen, und binden, statt des Turbans, einen kleinen Strick um den Kopf. Die Bedouinen, auf der Gränze von Hedsjas und Jemen, trugen eine Mütze von geflochtenen Palmblättern. Fast alle Araber haben einige in Leder genähete Amulete, oder auch einen Stein in Silber eingefaßt, über dem Ellbogen auf dem Arme, und schlechte Ringe an den Fingern. Goldene Ringe und kostbare Steine siehet man überaus selten bey einem Mohammedaner. Man sagt, daß sie dem Gesetze nach verbunden sind, selbige während ihrer Andacht abzulegen, wenn ihr Gebeth erhöret werden soll.

Das Oberkleid, welches man **Abba** nennet, habe ich auf der westlichen Seite von Arabien nur bey reisenden Kaufleuten gesehen. Auf der Ostseite dieser Halbinsel, und vornehmlich in der Landschaft Lachsa, ist es die allgemeine Kleidung, so wohl der Männer, als Weiber. Die arabischen Schechs auf der türkischen Gränze kleiden sich, vornehmlich wenn sie zur Stadt kommen, meistentheils türkisch.

Viele Araber tragen, wie gesagt, gar keine Beinkleider, dagegen haben die Araberinnen in der bergigten Gegend sich derselben völlig bemächtiget.

Die

Die ganze Kleidung der gemeinen arabischen Weiber bestehet aber auch nur in Beinkleidern, und einem weiten Hemde, beydes von blauer Leinwand, und mit einigen Zierrathen von verschiedenen Farben genähet. Die Weiber in Tehama tragen statt der Beinkleider ein breites Tuch, um die Hüfte gebunden. Die in Hedsjas haben, so wie die in Aegypten, ein schmales Stück Leinwand vor dem Gesichte, so daß wenigstens beyde Augen frey sind. In einigen Gegenden von Jemen halten sie, wenn sie auf der Straße erscheinen, einen großen Schleyer, den sie über den Kopf hangen haben, so vor das Gesicht, daß kaum das eine Auge frey bleibet. Zu Sana, Taâs, und Mochha, hatten sie das ganze Gesicht mit einem Flor bedeckt. Einige Weiber zu Sana hatten den Flor mit Golde brodirt. Sie tragen überdieß eine Menge Ringe um die Arme, und um die Finger, und bisweilen in der Nase, und denen Ohren, einige Reihen Glasperlen um den Hals, so wie die Weiber in Aegypten und bey dem Berge Sinai. Ihre Nägel färben sie blutroth, und ihre Hände und Füße mit dem Kraut **Elhenne** braungelb. Auch das Inwendige der Augenlieder mit **Köchhel**, einer Farbe, welche aus Bleyerz verfertiget wird, pechschwarz. Sie vergrößern nicht nur ihre Augenbraunen, sondern mahlen sich auch noch andre schwarze Zierrathen ins Gesicht und auf die Hände. Ja sie durchstechen sich deswegen die Haut, und legen gewisse Materien auf die Wunden, welche die Zierrathen so tief einfressen, daß sie Zeitlebens nicht vergehen. Dieß alles halten die Araberinnen für schön. So gar einige Mannspersonen streichen **Köchhel** in ihre Augen, unter dem Vorwand, daß es das Gesicht stärke, da sie doch von ehrbaren Leuten für

petits

petits Maitres gehalten werden. Diese färben auch ihre Nägel roth, und diejenigen, welche fast nackend gehen, beschmieren bisweilen ihren ganzen Leib mit Elhenne. Vielleicht weil die braungelbe Farbe ihnen besser gefällt, als die natürliche Fleischfarbe, oder auch um andern einzubilden, daß unter der Larve eine Schönheit sey. Die Araberinnen in den niedrigen und heißen Gegenden sind von Natur braungelb. In den kältern bergigten Gegenden aber findet man, selbst unter den Bauermägdgen, sehr hübsche Gesichter.

Die Juden in Jemen sehen beynahe eben so aus, als die pohlnischen. Sie gehen nur nicht so bettelmäßig einher, und halten sich reinlicher. In dieser Provinz dürfen sie keinen Sasch tragen, und haben deswegen auf dem Kopfe nichts weiter, als eine kleine Mütze. Ob sie gleich bloß dadurch schon von andern Nationen hinlänglich unterschieden werden können, so lassen sie doch an beyden Seiten einen großen Zopf Haare über die Ohren herunterhängen. Man erlaubt ihnen hier keine andre Kleider, als von blauer Farbe, zu tragen. Ihre Beinkleider, ihr Hemde, ihr Gürtel, ihr Oberrock ist deshalb alles von blauer Leinwand.

Den **Banianen** in Jemen ward vor einigen Jahren, da sie sich noch, so wie in Indien, ganz weiß trugen, anbefohlen, sich roth zu kleiden. Weil sie aber eine große Summe an den **Imam** bezahleten, so ward der Befehl zwar zu der Zeit wieder zurückgenommen. Aber sie erhielten bald darauf wieder einen neuen Befehl, daß ihr Turban künftig roth seyn sollte. Nun hatten sie nicht Lust, mehr Geschenke zu geben, und gehorchten. Sie gehen also itzt weiß, mit einem rothen Turban. Der Banian gehet

nackend

nackend, hat ein Tuch über die Schultern geschlagen, und ein Tuch um die Hüfte befestigt durch einen feinen Strick, in welchem man forne eine von Silber schön gearbeitete Röhre siehet. In der einen Hand trägt er einen Rosenkranz, um sich damit, so wie die Mohammedaner, bey müßigen Stunden die Zeit zu vertreiben. Viele haben über diese Kleidung, vornehmlich, wenn sie ausgehen, noch ein Kleid von weißer Leinwand, das ihnen um den Leib und die Ermel dichte anschließet, um die Hüfte aber hat es sehr viele kleine Falten, und siehet also einem Rocke der europäischen Bäuerinnen nicht unähnlich. Zu dieser indianischen Kleidung gehört noch ein Gürtel. Die Banianen und Juden dürfen in Jemen kein Gewehr, und also auch nicht das große arabische Messer tragen.

Den Europäern, welche nach Arabien kommen, ist erlaubt, Gewehr zu tragen. Sie mögen sich auch nach eigenem Gefallen kleiden. Es ist aber des neugierigen und bisweilen muthwilligen Pöbels wegen am besten, wenn sie sich nach Landesmanier kleiden, und also nur wenig bemerkt werden.

Die Morgenländer haben nicht nur verschiedene Moden in ihrer Kleidung, sondern auch in der Art, ihren Bart wachsen zu lassen. Die Juden in der Türkey, Arabien, und Persien, lassen alle ihren Bart von Anfang an wachsen, und dieser ist allezeit von den Bärten der Mohammedaner und Christen darinn unterschieden, daß die Juden ihn von den Ohren und an den Schläfen nicht abscheeren, anstatt daß die Bärte der andern oben spitz zu laufen. Die Araber halten den Knebelbart ganz kurz, und einige scheeren ihn gänzlich weg, den eigentlichen Bart aber niemals. In der bergigten Gegend von Jemen,

wo man nicht gewohnt ist, Fremde zu sehen, scheinet es so gar eine Schande zu seyn, mit geschornem Barte zu gehen. Man glaubte daselbst, daß unser europäischer Bedienter, welcher nur einen Knebelbart trug, eine Missethat begangen hätte, und daß wir ihm deswegen seinen Bart hätten abscheeren lassen. Die meisten Türken hingegen lassen ihren Knebelbart gemeiniglich lang wachsen, den Bart aber halten sie mit einer Scheere so kurz, als wenn er nur einige Wochen alt wäre. Eine Mode, die ein Fremder nicht leicht schön finden wird.

Ich habe keinen von arabischen Vorfahren abstammenden Araber gesehen, der nicht in seinen besten Jahren einen schwarzen Bart gehabt hätte. Dagegen habe ich einige Alte angetroffen, die ihren Bart roth gefärbet hatten, man sagte aber, sie hätten dadurch ihr Alter verbergen wollen. Die Perser färben ihren schon schwarzen Bart oft noch schwärzer, und fahren damit wahrscheinlich auch in ihrem Alter fort, um noch immer ein junges Ansehen zu haben. Für einen ehrbaren Türken wird es für unanständig gehalten, seinen Bart schwarz zu färben. Indessen sollen es doch viele Vornehme thun. Dieses scheinet für manche junge Herren von dieser Nation, die ihre Schönheit erheben wollen, auch nothwendig zu seyn, weil die schwarzen Bärte unter den Türken nicht so allgemein sind, als bey denen mehr südlich wohnenden Arabern und Persern.

Wenn die Türken, welche ihren Bart in ihren jüngern Jahren geschoren haben, ihn wieder wachsen lassen wollen, so beobachten sie dabey einige Ceremonien. Sie beten nämlich ein Fatha, welches als ein Gelübde angesehen wird, daß sie ihren Bart niemals wieder scheeren lassen wollen. Die Mohammedaner

daner glauben vielleicht, daß die Engel in ihrem Barte wohnen, und daß sie ihn deswegen nicht abscheeren dürfen, wie von einigen Reisenden bemerkt worden ist. Es ist aber auch gewiß, daß, wenn einer seinen Bart hat wachsen lassen, und ihn hernach wieder abschiert, er dafür scharf bestraft werden kann. (Zu Basra, wie ich glaube, nach dem Gesetz mit dreyhundert Prügeln, wenn er die Obrigkeit nicht mit Gelde befriedigen kann.) Die Glaubensgenossen verlachen und verspotten ihn darüber. Ein Mohammedaner zu Basra, welcher, ohngefähr zwölf Jahre vor meiner Ankunft, seinen Bart in der Trunkenheit abgeschoren hatte, war heimlich nach Indien gewichen, und nicht wieder zurückgekommen, aus Furcht vor der Verachtung und obrigkeitlichen Strafe. Er glaubte beydes zweyfach verdient zu haben, weil er betrunken gewesen, und weil er seinen Eyd gebrochen.

Ich erkundigte mich bey einem Juden zu Maskat, dessen Familie über hundert Jahre in Oman gewohnet hatte, ob die dasigen Juden verpflichtet wären, ihres verstorbenen Bruders Frau zu heyrathen? Er antwortete mir: Wenn der älteste von mehrern Brüdern ohne Kinder verstürbe, so müsse der auf ihn folgende Bruder, auch wenn er schon verheyrathet wäre, die Wittwe nehmen, wenn sie es verlangte. Doch stehet es der Wittwe auch frey, die Familie ihres verstorbenen Mannes zu verlassen, und ihr Glück anderwärts zu suchen. Zu Haleb soll der Fall fast alle zwey oder drey Jahre vorkommen, daß solche Wittwen die Brüder ihrer verstorbenen Männer vor den Rabbi führen, wenn sie sich nicht freywillig dazu bequemen wollen. Sie werden als-

dann nach dem Gesetze Mosis dazu genöthigt, oder bestraft.

Eben der Jude zu Maskat hatte zwey Kinder mit seiner Frau gezeuget. Nach einem Stillstande von acht Jahren machte er sich keine Hoffnung mehr, Erben von ihr zu erhalten, und nahm deswegen eine andre, die aber ganz unfruchtbar blieb. Die erste Frau hatte ihn vermuthlich nicht darum gebeten, eine zweyte zu nehmen; und er bekannte aufrichtig, daß er mit zwey Weibern nicht so geruhig und glücklich lebe, als vorher mit einer. Er müsse nun zwey Haushaltungen führen. Er würde durch beyder Eifersucht unaufhörlich gemartert, und könne nicht genug Vorstellung und Geschenke anwenden, um sie zu beruhigen. Ich hörte auch zu Basra von einem Juden, der wegen der Unfruchtbarkeit seiner ersten Frau, eine zweyte geheyrathet hatte, ohne die erste zu verstoßen.

Bey den Mohammedanern geschiehet es wohl, daß einer seines verstorbenen Bruders Frau heyrathet, die Wittwe aber hat kein Recht, solches zu verlangen. Kein Mohammedaner darf auch mehr, als vier Weiber zugleich haben, doch kann er so viele Sklavinnen halten, als er ernähren kann, und mit ihnen leben. Indessen muß er entweder seinen Weibern die gesetzte Pflicht leisten können, oder sich auf eine andre Art mit ihnen abfinden, daß sie ihn nicht verklagen. Denen **Schiiten** ist erlaubt, freygebohrne mohammedanische Weiber zu halten, ohne sich mit ihnen zu verheyrathen; den **Sunniten** aber ist dieses verbothen. Niemand darf auch zwey Schwestern zugleich heyrathen, sondern, wenn er die zweyte heyrathen will, so muß er vorher die erstere verstoßen.

Es ist mir nicht sehr wahrscheinlich, daß mehrere Brüder bey den Mungalen nur eine Frau bekommen können, weil so viele von ihren Mägdgen zur Vielweiberey in andre Länder verkauft werden, wie der Herr Hofrath Michaelis in seinen Fragen nach dem Süßmilch bemerkt. Denn die Türken, Perser, Araber und Indianer ziehen aus den Ländern, die ihnen weiße und schwarze Sklavinnen liefern, auch eine Menge Sklaven. Es bleiben also eben so viele vom weiblichen, als vom männlichen Geschlecht zurück, wenn anders in diesen Gegenden, so wie in Europa, von beyden ohngefähr gleichviel gebohren werden. Vermuthlich gehet es bey den Mungalen eben so zu, als anderwärts, daß, wenn ihnen ihre Nachbaren ihre Mägdgen rauben, oder abkaufen, sie auch die Knaben nehmen. Ich sollte also denken, daß es denen zurückbleibenden Männern nicht an Weibern fehle. Es ist gleichfalls vermuthlich, daß man bey den Mohammedanern wegen des Sklavenhandels doch keinen größern Ueberfluß an Weibern antrifft, als in andern Ländern. Denn die gekauften Sklaven der Türken und Araber heyrathen zum theil auch, ja einige von ihnen, die zu großen Ehrenstellen gelangen, oder sich Reichthümer erwerben, nehmen bisweilen mehr, als eine Frau.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß in den Morgenländern mehr Mägdgen, als Knaben, gebohren werden sollten, ob es gleich einige europäische Aerzte und Mönche, bey welchen ich mich darnach erkundigte, vermutheten. Wer hiervon etwas mit Gewißheit sagen soll, der muß genaue Listen von den jährlich Gebohrnen haben. Weil man diese eben so wenig bey den morgenländischen Christen, als bey den Mohammedanern, antrifft, so kann ich darüber

nichts ausmachen. Ich will indessen hier einige kleine Listen beyfügen, die ich von europäischen Mönchen erhalten habe. Hieraus wird man auch ohngefähr die Anzahl der römisch-katholischen in diesen Ländern bestimmen können. Von den Kapucinern in Surat sind getauft worden von 1676 bis Sept. 1764 und also binnen acht und achtzig und drey viertel Jahren 505 Knaben, und 459 Mägdgen. Diese Väter hatten unter andern in ihrem Kirchenbuche bemerkt, daß im Jahr 1678 zu Surat eine Frau, welche nicht mehr, als 12 Jahr, 3 Monath, alt gewesen, ein Kind gebohren habe. Ingleichen, daß im Jahr 1689 eine Frau an der Geburth eines Kindes gestorben sey, mit welchem sie 18 Monathe schwanger gewesen, daß man aber das Kind lebendig erhalten und getauft habe. Man wußte nicht mehr, wodurch man es habe beweisen können, daß die Frau während denen 18 Monathen wirklich schwanger gewesen sey.

Ich hörte auch in Persien von einer dreyzehnjährigen Mutter. Man verheyrathet die Mägdgen in diesen Gegenden bisweilen schon in ihrem neunten Jahre, und ich selbst habe jemand gekannt, dessen Frau bey der Vollziehung ihrer Ehe nicht älter, als zehn Jahr, gewesen war. Eine Frau zu Abuschähhr, die beynahe funfzig Jahr alt war, soll noch ein Kind gebohren haben. Dieses ist wohl ein seltenes Beyspiel, da die morgenländischen Weiber, welche dreyßig Jahr zurückgelegt haben, bereits für alt gehalten werden.

In der Kirche St. Michael zu Mahim auf der Insel Bombay sind von einem Carmeliten getauft worden von 1758 bis 1763, also in 6 Jahren, 341 Knaben, und 321 Mägdgen. In der Kirche Signora Esperanza außerhalb der Stadt Bombay wur-

wurden getauft von 1751 bis Octobr. 1764, also in 13 und dreyviertel Jahren, 1014 Knaben, und 1039 Mägdgen.

Unter denen zu Surat und Bombay getauften befinden sich vermuthlich einige wenige Sklaven und Sklavinnen der allda wohnenden Europäer, und der so genannten Portugiesen. In den türkischen Ländern haben die Christen keine Gelegenheit, Heiden zu taufen, und die Mohammedaner dürfen sie gar nicht bekehren. Wenn man also von daher viele Listen von den Getauften erhalten könnte, so würde man daraus mit mehrerer Gewißheit auf das Verhältniß der Männer zu den Weibern schließen können. Ich habe davon weiter keine Nachricht erhalten, als daß zu Basra von dem Anfange des Jahrs 1755 bis August 1765 in allem 52 Knaben und 55 Mägdgen von den europäischen Mönchen getauft worden sind. Die Mönche zu Bagdad haben von 1741 bis 1765, also in 25 Jahren, getauft 119 Knaben und 151 Mägdgen. Die morgenländischen Christen, welche sich mit der römischen Kirche vereiniget haben, und sich in dieser Gegend Chaldäer nennen, haben gleichfalls zu Bagdad eine kleine Kirche, und bey derselben zween Priester, die auch Kinder taufen. Man kann deswegen aus obigem die Anzahl der Römischkatholischen in dieser Stadt nicht bestimmen.

Nach einigen der angeführten Listen ist nun zwar die Anzahl der gebohrnen Mägdgen in den Morgenländern größer, als die Anzahl der Knaben. Im Ganzen kann man aber daraus nichts schließen. Es scheinet auch, daß dieser kleine Ueberschuß, wenn anders ein wirklicher Ueberschuß da ist, denen Mor-

genländern noch keinen Anlaß zur Vielweiberey habe geben können.

Die Vielweiberey ist in den Morgenländern nicht so allgemein, als man in Europa vielleicht glaubt. Denn so sehr auch einige Mohammedaner diese ihre Freyheit gegen mich gerühmet haben, so haben doch andre, die begütert genug waren, mehr als eine Frau haben zu können, mir offenherzig gestanden, daß sie mit mehreren nie so glücklich gelebt haben, als mit einer. Man findet daher im Mittelstande nur wenige, die mehr als eine Frau haben, und auch unter den Vornehmen begnügen sich viele lebenslang mit einer. Sie sind nach dem Gesetze verbunden, alle ihre Weiber anständig zu unterhalten, und einer jeden wöchentlich einmahl beyzuwohnen. Eine Pflicht, die vielen Mohammedanern zu schwer ist; denn sie heyrathen entweder sehr jung, oder der Vater kauft seinem Sohne eine Sklavinn, um zu verhüten, daß er nicht Bekanntschaft mit liederlichen Weibern suche. Man hat eine Tradition, daß Mohammed, welcher ein schlechter Naturkündiger gewesen seyn muß, gesagt habe: Eine Mannsperson werde, so wie ein Brunnen, immer ergiebiger, je mehr er gleichsam ausgeschöpft werde. Aber die Mohammedaner erschöpfen sich doch in ihrer Jugend dergestalt, daß sich oft Leute von dreyßig Jahren bey unserm Arzte über Unvermögen beschwerten.

Man beschuldigt zwar in Europa die mohammedanischen Väter, daß sie ihre Töchter verkaufen; allein dieß geschiehet bey denen Vernünftigen eben so wenig, als bey uns. Der Mohammedaner giebt freylich seine Tochter lieber einem vornehmen und reichen Manne, als einem geringen. Er bekömmt alsdenn mehr Geld. Kann er es aber nur einiger-

maßen

maßen entbehren, so giebt er seiner Tochter eine gute Aussteuer, und diese ist dann ihr Eigenthum. Der Heyrathscontrakt wird allezeit vor dem Kadi geschlossen, und in diesem wird nicht nur bestimmt, wie viel der Bräutigam seiner Braut so gleich zur Aussteuer, sondern auch, wie viel er seiner Frau bezahlen soll, wenn es ihm einfallen sollte, sie zu verstoßen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein armer Vater bisweilen von einem reichen Schwiegersohne sehr leicht befriedigt werden kann. Aber nicht alle Väter verheyrathen ihre Töchter bloß des Geldes wegen. Sehr oft giebt ein reicher Mann seine Tochter einem Armen, ja er schenkt dieser eine gewisse Summe, damit er seiner Braut das in dem Heyrathscontrakte bestimmte Antrittsgeld in Gegenwart des Kadi und anderer Zeugen bezahlen könne; und ein solcher muß es sich alsdann gemeiniglich gefallen lassen, seiner Frau auf den Fall, da er sie verstoßen sollte, eine so große Summe auszusetzen, daß sie sicher ist, er werde an keine Veränderung denken. Weil die Frau nicht verpflichtet ist, ihrem Manne ihr eigenthümliches Vermögen in die Hände zu geben, so ist dieser sehr oft von ihr abhängig. Die reichen Mohammedanerinnen haben daher in ihren Häusern bisweilen mehr zu befehlen, als die Christinnen in Europa; ja sie sind gewissermaßen glücklicher, weil auch sie verlangen können, geschieden zu werden, wenn der Mann sich ungebührlich gegen sie bezeigt. Bey dem allen ist es bey den Mohammedanern nichts seltenes, daß sie ihre Weiber verstoßen. Sie bedienen sich aber dieses Rechts nicht gerne ohne sehr wichtige Ursachen, theils weil es für einen ehrbaren Mann für unanständig gehalten wird, theils auch weil sie ihre Frau und ihre Angehörigen nicht beschimpfen wollen.

Man findet nur hin und wieder reiche Wollüstlinge, deren Aufführung von ehrbaren Mohammedanern gar nicht gebilligt wird, wenn sie mehrere Weiber nehmen. Diese wählen sich gemeiniglich Personen vom niedrigen Stande, denen es gut deucht, auf einmahl vornehm, und von vielen Bedienten umgeben zu werden. Dagegen müssen sie sichs auch gefallen lassen, daß der Mann ihnen nicht nur drey andre Frauen an die Seite setzt, sondern sich noch dazu Sklavinnen hält, und sie selbst am Ende gar verstößet.

Es giebt also Mohammedaner, die mehr, als eine Frau haben. Weil nun in den Morgenländern die Anzahl der Manns- und Weibspersonen vermuthlich ohngefähr gleich ist, so wird ein Europäer noch immer glauben, daß ein armer Mohammedaner keine Frau werde finden können. Indessen bemerkt man doch diesen Mangel nicht. Es scheint vielmehr, daß ein armer Mohammedaner mit wenigern Kosten eine Frau erhalten könne, als ein armer Christ in Europa. Z. E. Ein Mulla zu Romahyhin, einer Stadt nicht weit vom Euphrat, hatte vier Frauen, um sich zum Theil von selbigen ernähren zu lassen. Ich zweifle nicht, daß eine jede von ihnen nach dem Gesetze leicht eine Ursache hätte finden können, um sich scheiden zu lassen, wenn sie gewust hätte, eine bessere Parthey zu treffen. In den morgenländischen Städten sind auch vielmehr Soldaten und Bediente verheyrathet, als in den europäischen. Ueberdieß alles haben die Mohammedaner an liederlichen Weibsleuten keinen Mangel. Diese haben in einigen großen Städten so gar Freyheit, ihr Handwerk gegen eine gewisse Abgabe an die Obrigkeit öffentlich zu treiben.

Wenn

Wenn man nach der Ursache fragt, warum die Mohammedaner bey der Vielweiberey dennoch keinen Mangel an Weibern haben; so weis ich sie nirgends sonst zu suchen, als in den Sitten und Denkungsart ihrer Weiber. Es ist noch itzt allen Morgenländerinnen sehr unangenehm, wenn sie mit einem unfruchtbaren Baume verglichen werden können; und den Mohammedanerinnen insbesondere wird von Jugend auf eingeprägt, daß es für ein erwachsenes Mägdgen, oder für eine junge Wittwe, gleichsam eine Schande sey, keinen Mann zu haben. Man findet daher bey ihnen keine Klöster für unverheyrathete Frauenspersonen, sondern eine jede sucht sich einen Mann. Auch alsdenn, wenn sie von einem Manne verstoßen ist, bemühet sie sich wieder, einen andern zu bekommen. Und weil die Weiber der Mohammedaner, in Vergleichung mit den Europäerinnen, fast unbemerkt bleiben, so wird es unter ihnen nicht so leicht beobachtet, wenn sie unter ihrem Stande heyrathen.

Daß die Vielweiberey der Vermehrung der Menschen sehr schädlich sey, daran ist gar kein Zweifel. Man findet bisweilen einzelne Beyspiele, daß ein Mann mit mehrern Frauen eine große Menge Kinder gezeugt habe. Ueberhaupt will man aber doch bemerkt haben, daß diejenigen, welche mehrere Weiber haben, wenigere Kinder zeugen, als die, welche sich mit einer Frau begnügen. An der Richtigkeit dieser Bemerkung zweifle ich nicht; denn da die Weiber wissen, daß sie Nebenbuhlerinnen haben, so bemüht sich eine jede, der andern zuvorzukommen, und die Gefälligkeit, oder Wollust des Mannes entkräftet ihn bald für seine ganze übrige Lebenszeit.

Es ist bekannt, daß die Mohammedaner sich nicht so beschneiden, wie die Juden. Ich hörte über-

überdem auch, daß ein Stamm Araber, zwischen dem Gebiete des Scherifen von Abuarisch, und dem Gebiete des Scherifen von Mekke, sich auf eine ganz andre Art beschneidet, als die Sunniten, und diese ist vielleicht auch noch von der Beschneidung der Zeiditen, u. a. verschieden. Daß die Beschneidung in den heißen Ländern der Gesundheit wegen nothwendig sey, ist mir nicht wahrscheinlich. Denn die Parsi, d. i. Schüler des Zoroasters, welche man auch **Gebers**, oder Feueranbeter, nennet, und die Heiden in Indien, ingleichen viele Nationen Kafrs in Afrika, welche doch alle unter einem eben so heißen Himmelsstriche wohnen, als die Mohammedaner in Arabien, beschneiden sich nicht, und leben dennoch eben so gesund, als die Juden, die Mohammedaner und einige Nationen Kafrs, welche diesen Gebrauch durchgängig haben. Einige koptische Christen in Aegypten und Habbesch pflegen ihre Knaben bey der Taufe zu beschneiden, welche gemeiniglich vierzig Tage nach der Geburt geschiehet. Andre thun es im zehnten Jahre, oder noch später, und viele werden gar nicht beschnitten.

Ich kann die Streitfrage nicht entscheiden: ob Abraham, welcher sich und sein Haus auf Gottes Befehl beschnitte, der erste gewesen sey, oder ob sich schon andre Völker vor ihm beschnitten haben. Weil aber alle Nachkommen Abrahams die Beschneidung beobachteten, so haben die Araber, die Aegypter und Habeßiner sie vermuthlich von ihm erhalten. Die Mohammedaner scheinen sie als eine alte Gewohnheit ihrer Vorväter beybehalten zu haben, wenigstens habe ich nicht gehört, daß die Religion den Mohammedanern die Beschneidung befiehlt. Mit der mohammedanischen Religion kann sie nach Persien und Indien gekommen seyn, und die Kafrs von der Südostküste

von

von Afrika können sie von denen Habeßinern, oder auch von denen auf dieser Küste wohnenden Mohammedanern erhalten haben.

Weil die Beschneidung von so vielen Nationen angenommen worden ist, so muß sie vermuthlich auch einen physikalischen Nutzen haben; obgleich verschiedene, sowohl Mohammedaner, als morgenländische Christen, bey welchen ich mich deswegen erkundigte, mir keinen davon anzugeben wusten. Sie ist in den heißen Ländern, bey denen, die sich nicht fleißig waschen, gewiß sehr nützlich. So versicherte der Arzt der Engländer zu Haleb, daß sich in den heißen Ländern mehrere Feuchtigkeiten zwischen der Eichel und Vorhaut sammeln, als in den kältern; und einer meiner Freunde in Indien, der sich in diesem heißen Lande nur nach europäischer Art reinlich gehalten, hatte eine Art Beulen an der Eichel bekommen, welches nicht so leicht zu befürchten gewesen seyn würde, wenn er beschnitten gewesen wäre. Er wusch nachher diesen Theil des Leibes fleißig, und seitdem spürete er dergleichen nicht mehr. Das Waschen des ganzen Körpers, und besonders der heimlichen Theile, ist also in den heißen Ländern nothwendig; und vielleicht haben die Stifter der Religionen der Juden, Mohammedaner, der Gebers, der Heiden in Indien, sie deshalb befohlen. Die jetzt unter diesen Nationen wohnende Christen müssen sich auch sowohl wegen des Wohlstandes, weil man sie sonst verachten würde, als wegen der Gesundheit, dieser Reinlichkeit befleißigen.

Weil nun ein Beschnittener sich mit weniger Mühe waschen kann, vornehmlich wenn er so, wie die Mohammedaner, dazu nur eine Hand gebrauchen darf; so verschafft die Beschneidung denen, die sie gebrauchen, auch eine große Bequemlichkeit, und dieß

könnte schon als eine Ursache angesehen werden, warum die Nationen, bey welchen sie einmal eingeführet ist, sie beybehalten. Der wahre Nutzen der Beschneidung aber ist wohl dieser, daß viele Männer dadurch erst zum Beyschlaf tüchtig werden. Man findet sowohl in den Morgenländern, als in Europa, Leute, bey denen deshalb eine Beschneidung nöthig ist. Ich glaube davon zu Mosul einen Beweis gesehen zu haben. Ein daselbst wohnhafter Christ, der bereits einige Jahre mit seiner zweyten jungen Frau gelebt hatte, ohne Kinder gezeugt zu haben, beklagte sich, seine Frau mache ihm immer den Vorwurf, er sey Schuld daran, daß sie sich immer einen **unfruchtbaren Baum** nennen lassen müste. Ich versicherte ihn, daß ich kein Arzneyverständiger wäre, wie er daraus vermuthete, daß ich die Sterne beobachtete, weil die mohammedanische Sternkundige zugleich Aerzte zu seyn pflegen. Da er aber seine Bitte täglich wiederholete, daß ich ihm Arzneyen geben möchte, so verlangte ich endlich, mit nach seinem Hause zu gehen, und seine Frau zu sprechen. Hierein wollte er anfänglich gar nicht willigen, weil er befürchtete, seine Nachbaren möchten es bemerken, daß er einen Fremden in sein Haus geführet hätte. Doch fürchtete die Frau, die sich sonst von keinem Fremden würde haben sehen lassen, sich gar nicht mit ihrem vermeinten Arzte zu sprechen, weil die europäischen Aerzte und Mönche die Weiber der morgenländischen Christen ohne Verdacht besuchen können, wenn ein anderer ehrlicher Reisender vor der Thüre stehen bleiben, oder sich mit der Gesellschaft des Mannes begnügen muß. Sie beklagte sich, daß der Mann so selten etwas mit ihr zu thun haben wollte. Der Mann antwortete zu seiner Vertheidigung, daß sie nichts von ihm verlangen

würde,

würde, wenn sie die Schmerzen empfände, die es ihm verursachte. Hiebey erinnerte ich mich, daß ein europäischer Arzt einem von meinen europäischen Freunden eben dieser Ursache wegen das Band an der Eichel gelöset hatte. Bey genauer Nachfrage und Untersuchung, die ich mit einer ernsthaften Miene anstellte, fand sich, daß dem armen Manne geholfen werden könnte, wenn er sich eben dieser Operation unterwerfen wollte. Ich schließe hieraus, daß, wenn er in seiner Jugend beschnitten worden wäre, seine Frau sich wahrscheinlich nicht über ihn beschweret haben würde, und er selbst ruhiger leben und Erben hätte haben können. Doch seinem Mangel ward nicht abgeholfen; denn die Frau versicherte, sie werde es nicht zugeben, daß ein Messer angesetzt werde.

Die Beschneidung ist aber nicht bey allen Morgenländern nothwendig. Ich sahe z. E. auf der Reise von Bagdad nach Mosul an einem Christenknaben, der neben mir durch einen Fluß gieng, eine so kurze Vorhaut, daß sie nur wenig von der Eichel bedeckte. Ich äußerte meinen Verdacht gegen einen alten Maroniten, daß ich glaubte, der Knabe wäre beschnitten. Dieser aber wollte bemerkt haben, daß man dergleichen sehr oft bey solchen Leuten sähe, welche in dem abnehmenden Monde gebohren würden, ja daß sie zuweilen gar keine Vorhaut hätten. Unsre Aerzte werden sich vermuthlich erinnern, dergleichen Beyspiele auch in Europa gesehen zu haben. Ich zweifle aber, daß sie die Ursache davon dem Monde zuschreiben. Wenn es also nicht selten ist, daß Knaben ohne Vorhaut gebohren werden, so kann dieses die Morgenländer, welche es leichter bemerken können, weil die meisten von ihren Kindern bis zu einem gewissen Alter ganz nackend gehen, zuerst auf die Gedanken gebracht

haben,

haben, daß die Vorhaut nicht nothwendig sey. Und weil man sie bisweilen dem Beyschlafe hinderlich fand, so kann dieß die Beschneidung verursacht haben.

Ich habe in Hedsjas und Jemen versäumt, mich daruach zu erkundigen, ob auch die Mägdgen in dieser Gegend beschnitten werden. Herr Forskal hörte, daß die Beschneidung der Mägdgen auch zu Mochha gebräuchlich sey, aber nicht zu Sana, und daß die arabischen Juden ihre Mägdgen gar nicht beschneiden. Von den Weibern in Aegypten, sowohl der Copten, als Mohammedaner, von denen in Oman, wenigstens in der Gegend von Sohar, von denen an beyden Seiten des persischen Meerbusens und zu Basra sollen die meisten beschnitten seyn. Eben das sagte man von den Weibern in Habbesch, und zu Cambay nicht weit von Surat. Zu Bagdad lassen die Weiber von arabischer Abkunft ihre Mägdchen auch beschneiden. Die Türkinnen aber beobachten diese Gewohnheit nicht, und deswegen findet man in den türkischen Städten immer wenigere beschnittene Weiber: je weiter man sich von der arabischen Gränze entfernt. Der Nutzen dieser Beschneidung ist wahrscheinlich auch, daß die Weiber sich nachher bequemer waschen können, obgleich mir ein arabischer Kaufmann noch eine andre Ursache davon angab, nämlich, daß die Clitoris sich nicht erheben solle. Denn dieser Araber meinete, die Sittsamkeit ihrer Weiber erfodere, sich jederzeit leidend zu erhalten. Herr Forskal und Herr Baurenfeind äußerten ihr Verlangen ein beschnittenes Mägdgen zu sehen, und abzuzeichnen, gegen einen vornehmen Kahirtner, welchen wir auf seinem Landgute einige Meilen von der Stadt besuchten. Dieser befahl sogleich, ein junges Bauermägdgen von achtzehn Jahren zu holen, und erlaubte ihnen,

nen, sich alles nach Bequemlichkeit zeigen zu lassen. Der Mahler zeichnete in Gegenwart verschiedener türkischen Bedienten alles nach der Natur, aber mit zitternder Hand, vornehmlich weil wir schlimme Folgen von Seiten der Mohammedaner befürchteten. Weil aber der vom Hause unser Freund war, so unterstund sich keiner, etwas dagegen einzuwenden.

Die Weiber, welche die Mägdgen zu Kahira beschneiden, sind daselbst eben so bekannt, als in Europa die Wehemütter, ja man sagte, daß sie in dieser Stadt oftmals nur von der Straße hereingerufen würden. Also geschiehet dieser Gebrauch wohl mit keiner großen Cerimonie. Die Zeit dazu fällt etwa ins zehnte Jahr ihres Alters.

Man wollte behaupten, daß es nach den Gesetzen der mohammedanischen Religion verboten sey, einen Menschen seiner Mannheit zu berauben. Indessen soll es, obgleich selten, in einigen von ihren Städten, vornehmlich in Ober = Aegypten geschehen; und die Geistlichen predigen nicht mehr gegen diese alte Gewohnheit, weil die großen Herren sich doch dadurch nicht abhalten lassen würden, solche Leute zu kaufen, und ihnen ein bequemes Leben zu verschaffen. In Arabien aber ist wohl nicht der natürliche Sitz der Castration, wie Herr Hofrath Michaelis meinet. Denn daselbst werden gar keine, wenigstens nicht so viele verschnitten, als in Italien; sondern die meisten Castraten in Arabien, Aegypten, und der Türkey, kommen aus Habbesch und Nubien. Ihre Anzahl scheint überhaupt in den Morgenländern nicht so groß zu seyn, als man gemeiniglich in Europa glaubt. Der Sultan zu Konstantinopel hat vielleicht mehrere Verschnittene, als alle seine Unterthanen in seinem weitläufigen Reiche, und ihm werden die meisten als Ge-

schenke zugesandt. Zu Kahira hörte ich, daß fast alle dasige Beys Verschnittene halten. Der Pascha zu Mosul hatte nur einen, welchen sein Vater bereits vor vielen Jahren gekauft hatte, und den er deswegen bis an seinen Tod versorgen wollte. Der Pascha zu Haleb hatte nur zwey Verschnittene.

Es scheinet auch nicht, daß die Verschnittenen so große Feinde des weiblichen Geschlechts sind, als einige sie haben beschreiben wollen. Einer, welcher mit uns von Sues bis Janbo reisete, hatte verschiedene Sklavinnen zu seinem eigenen Vergnügen, und unter diesen ward die eine als eine vornehme Dame gehalten. Zu Basra hörte ich eben das von einem daselbst wohnenden reichen Verschnittenen.

Die Verschneidung der Thiere ist in den heißen Ländern wahrscheinlich nicht so nothwendig, als in den kältern, weil die stärkere Ausdünstung ihnen den Muth mehr zu benehmen scheint. Ein französischer Officier, welcher verschiedene Jahre auf der Koromandelküste und in Bengalen gewesen war, versicherte mich, daß die Europäer daselbst Hengste zu ihrer Cavallerie gebrauchen, und er wollte bemerkt haben, daß diese im Winter schwerer zu bändigen sind, als im Sommer. Die Araber reiten zwar Hengste, aber solche, welche noch keine Stute besprungen haben, und selten solche, die das andre Geschlecht schon kennen, weil diese sich nicht so gut bändigen lassen. Die Araber in der Wüsten brauchen gemeiniglich Stuten, und verkaufen die Hengste in den Städten.

Die Araber haben gar keine Wagen, oder Karren. Die Indianer aber bedienen sich einer Art Kutschen mit zwey Rädern, welche durch große und schöne Ochsen gezogen werden. Der erwähnte Officier meinete, daß diese Ochsen auf der Koromandelküste

und

und in Bengalen nicht verschnitten werden; zu Bombay aber sagte man, daß ihnen die Testikeln gequetscht würden. Denen Parsis, oder sogenannten Feueranbetern, soll es in ihrer Religion untersagt seyn, Thiere zu verschneiden. Die Juden, welche unter den Mohammedanern wohnen, machen sich kein Gewissen, das Fleisch von verschnittenen Böcken zu essen, weil sie unter fremden Nationen auch in manchen andern Fällen nicht genau nach ihrem Gesetze leben können. Sie verschneiden aber ihr Vieh nicht selbst. Ein Jude zu Maskat sagte mir, daß er oft sein junges Böckchen verkauft, und nachdem es verschnitten worden, wieder gekauft habe.

Das Schaffleisch ist eine Hauptnahrung der Morgenländer, und vornehmlich der herumstreifenden Araber. Moses verbietet gleichwohl den Israeliten, die eßbaren Thiere zu verschneiden. Ich weis hievon keine andere Ursache, als daß es vielleicht geschehen sey, um sie zu nöthigen, der weiblichen zu verschonen, und sie zur Zucht aufzuheben. Viele männliche unverschnittene Thiere musten deswegen jung gegessen werden, und zu dem Fleische der Erwachsenen fanden sich auch Liebhaber unter den geringern Leuten, weil sie dieses für einen geringern Preis erhalten konnten. Das Fleisch der unverschnittenen und erwachsenen Thiere wird dieser Ursache wegen auch in Europa gegessen, und nicht weil man es wohlschmeckend findet.

Sprache, Schreibart, Geheime Schrift, und Wissenschaften der Araber.

Die Araber haben in den ältesten Zeiten schon verschiedene Dialekte gehabt; und itzt trifft man auch wohl in keiner Sprache so viele Mundarten an,

als in der arabischen. Weil die Araber sich zur mohammedanischen Religion bekennen, so halten sie die Sprache, in welcher der **Koran** geschrieben ist, und also den Dialekt, welchen man zu Mohammeds Zeiten zu Mekke redete, für den allerreinsten. Dieser ist von dem neuen so sehr verschieden, daß man die Sprache des Korans selbst zu Mekke, so wie zu Rom das lateinische, nur bloß in Schulen lernet. Die Sprache der Araber in den bergigten Gegenden soll damit noch am meisten überein kommen.

Eben so haben sie auch verschiedene Schriftzüge. Außer denen alten haben sie auch eine neuere Art erfunden. Man muß bekennen, daß die morgenländischen Bücherabschreiber es in der Kunst schön zu schreiben sehr hoch gebracht haben. Sie haben auch eine Art von Frakturschrift, die man zu Inschriften auf Holz und Steinen braucht, ingleichen zu den Titeln der Bücher, daran man die Buchstaben oft mit vieler Kunst und Zierde in einander schlingt. Bey der gewöhnlichen Schrift in Privatbriefen und Rechnungen giebt man sich nicht viel Mühe schön und deutlich zu schreiben *). Der Imam, die Kadis, und andre arabische Gelehrte, schreiben ihre Namen gern mit durch einander geschlungenen Buchstaben, damit sie nicht leicht nachgeschrieben werden können. Diejenigen, welche selbst nicht schreiben können, lassen ihren Namen unter dem Briefe setzen, und drucken ihn, oder ihren Wahlspruch, den sie gemeiniglich in einen Stein

*) Ausführlichere Nachrichten von den arabischen und andern morgenländischen, ingleichen der coptischen Sprache, nebst denen Abbildungen der benannten arabischen verschiedenen Schriftzüge, sehe der Liebhaber in dem größern Niebuhrschen Werke!

Stein geschnitten am Finger tragen, mit Dinte unten, oder auf der andern Seite des Papiers, auf ihren geschriebenen Namen. Jemand aus Mekke versicherte mich, daß, wenn der allda regierende Scherif verlangt, daß jemand wegen eines Processes, oder anderer Ursachen wegen, vor ihm erscheinen soll, er demselben nur einen Gerichtsbedienten mit einem Stocke, auf welchen drey Kerben geschnitten sind, zuschicke. Die Osmanli, d. i. vornehmen Türken, übersenden ihre Briefe an andre Vornehme in langen seidenen Beuteln. Die Araber rollen sie etwa in der Breite eines Daumens platt zusammen, und kleistern das äußerste Ende anstatt den Brief zu versiegeln. In den kältern Ländern aber wird es bald weich, und also das Siegel in demselben unkennbar. Die Janitscharen brauchen in ihren Rechnungsbüchern eine ganz besondere Schrift, deren Zahlen gänzlich, die Buchstaben aber nur zum Theil, von denen Schriftzügen der übrigen Mohammedaner unterschieden sind. Die arabischen Gelehrten redeten sonst öfters von einem Kunststücke sich durch verabredete, andern, aber ganz unbekannte Schriftzüge zu schreiben.

Ich glaube schon irgendwo gelesen zu haben, daß die Morgenländer eine besondre Art haben, in Gegenwart vieler Leute einen Kauf zu schließen, ohne daß jemand von den Umstehenden erfähret, wie viel für die Waare bezahlt wird. Sie bedienen sich dieser Kunst noch sehr oft. Beyde Partheyen nehmlich geben sich durch gewisse ihnen bekannte Zeichen an den Fingern und Knöcheln der Hand, wovon einer 10. 50. 100. u. s. w. bedeutet, zu verstehen, wie viel einer verlangt, und der andre zu bezahlen gedenkt. Man macht aus dieser Kunst kein Geheimniß, weil sie sonst von keinem großen Nutzen seyn würde, sondern man bedeckt

der Umstehenden wegen nur die Hände mit dem Zipfel des Kleides.

Die arabischen Regenten wenden zwar nicht so viel auf Wissenschaften, als die europäischen, und daher findet man in den Morgenländern nur selten Leute, welche man mit Recht Gelehrte nennen kann. Doch wird die Jugend bey den Mohammedanern überhaupt nicht so sehr vernachläßiget, als man in Europa vielleicht glaubt. In den Städten können viele gemeine Leute lesen und schreiben, und eben das habe ich unter den Schechs in der Wüste des Berges Sinai und in Aegypten gefunden. Die Vornehmen haben in ihren Häusern eigene Lehrer bey ihren Kindern und jungen Sklaven, wovon sie nehmlich diejenigen, bey welchen sie Verstand bemerken, oft als ihre eigene Kinder erziehen. Man findet fast bey jeder großen Mosque eine Schule, wo nicht nur die Lehrer, sondern auch arme Knaben, von Stiftungen unterhalten werden. Ueberdieß sind in den großen Städten noch viele Schulen, wohin Leute von mittlerm Stande ihre Kinder schicken, um die Grundsätze der mohammedanischen Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Ich habe oft solche Schulen in Marktstraßen gesehen. Sie sind gemeiniglich nach der Seite der Straße, so wie die Krambuden, ganz offen. Es scheinet aber doch, daß der Lerm der Vorübergehenden die Knaben gar nicht störet, sondern alle die, welche lesen, oder etwas auswendig lernen, sitzen mit einem Buche auf einem kleinen hölzernen Pulte vor sich. Sie sagen alle ihre Worte laut, und bewegen sich mit ihrem ganzen Oberleibe, so wie die Juden in ihren Synagogen. Mägdgen findet man in diesen Schulen nicht; sondern diese werden von Weibern unterrichtet. In einigen großen arabischen

Städten sind, außer den erwähnten kleinen, auch größere Schulen, in welchen die höhern Wissenschaften der Mohammedaner, als die Astronomie, die Astrologie, die Philosophie, die Arzneywissenschafft u. a. m. getrieben werden. In diesen Wissenschaften sind sie freylich gar weit unter den Europäern, aber nicht weil es ihnen an Fähigkeit, sondern an Büchern und gutem Unterricht, fehlet. Bloß in dem kleinen Königreiche Jemen sind noch jetzt zwey, schon seit vielen Jahren berühmte Akademien; die eine zu **Zebid** für die Anhänger der Sekte **Sunni**, und die andre zu **Damar** für die **Zeiditen**. Ich hatte auf meiner Reise durch diese beyden Städte keine Gelegenheit mit Gelehrten bekannt zu werden und mich von ihren Schulanstalten zu unterrichten. Ich glaube aber, daß die Wissenschaften hier eben so, wie auf der Akademie bey **Dsjamea el asbar** zu Kahira gelehret werden. Die Erklärung des Korans, also auch die Geschichte der Mohammedaner zu den Zeiten Mohammeds und der ersten Chalifen, ist die Hauptbeschäftigung der mohammedanischen Gelehrten, und diese ist selbst bey den Arabern nicht nur sehr weitläuftig, weil sie das alte Arabische als eine todte Sprache lernen, sondern auch, weil sie sich mit den vornehmsten Schriftstellern, die über den **Koran** geschrieben haben, und deren Anzahl sehr groß ist, wohl bekannt machen müssen, wenn sie sich unter ihren Landesleuten das Ansehen der Gelehrsamkeit erwerben wollen. Man sagte, daß die Gelehrten sich öffentlich examiniren lassen müssen, bevor sie ansehnliche geistliche, oder weltliche Bedienungen erhalten. Doch hiebey handeln die Mohammedaner wohl nicht ganz unpartheyisch. Viele, wovon man glaubt, daß sie nur wenig gelernet haben, erhalten einträgliche Bedienungen, und

andre tüchtige Männer müssen ihre Lebenszeit als Schreiber und Schulmeister zubringen.

Es scheinet, daß die Araber noch jetzt sehr große Reimer sind, und daß ihnen ihre Verse auch bisweilen belohnt werden, ich weis aber nicht, ob man deswegen große Dichter unter ihnen antrifft. Man wollte indessen in Jemen behaupten, daß sie unter den herumstreifenden Arabern in der Landschaft Dsjof nicht selten wären. Ein Schech von diesen Arabern war vor wenigen Jahren zu Sana im Gefängnisse. Als er ohngefähr auf dem Dache eines gegen ihn über stehenden Hauses einen Vogel sahe, so erinnerte er sich, daß einige andächtige Mohammedaner ein Gott gefälliges Werk zu verrichten glauben, wenn sie einen eingesperrten Vogel wieder in Freyheit setzen. Er selbst glaubte, einen eben so gegründeten Anspruch auf die Freyheit machen zu können, als ein Vogel. Er machte darauf ein Gedicht, welches zuerst von der Wache auswendig gelernet, nach und nach weiter, und endlich dem Imam bekannt ward, der es so vortreflich fand, daß er dem Schech, den er wegen seiner Streifereyen eingesperret hatte, wegen seiner Geschicklichkeit in der Poesie wieder die Freyheit schenckte. Die Araber besingen auch noch bisweilen die Heldenthaten ihrer Schechs. So machten sie nach einem Siege, den der Stamm Chasael vor wenigen Jahren über den Ali, Pascha zu Bagdad, erhalten hatte, sogleich ein Lied, in welchem sie di. Heldenthaten eines jeden ihrer Anführer erhobene Als sie das Glück verließ, und sie in dem folgenden Jahre von den Türken überwunden wurden, fehlte es auch nicht an einem arabischen Poeten zu Bagdad, der das Gegentheil von den arabischen Schechs sagte, und die Heldenthaten ihres Pascha und seiner Officiers

cirs erhob. Sein Gedicht war aber eine bloße Nachahmung von dem vorhergehenden. Man sang das erwähnte Lied der Araber noch zu meiner Zeit.

Ein Maronit sagte mir, daß die arabischen Poeten in Syrien ihre Verse an die Gelehrten bey Djamea el aschar zu Kahira schicken, und ihre Lieder erst dann öffentlich in denen Kaffeehäusern singen lassen, wenn sie von daher mit einem gewissen Siegel gleichsam gekrönt wieder zurückgekommen sind.

Man findet zu Kahira, Damask, Haleb, Mosul, Bagdad und Basra einige sehr große Kaffeehäuser, die des Abends bisweilen durch eine große Menge Lampen erleuchtet werden. Sonst siehet man in denselben keine Zierrathen, als Strohmatten auf der Erde, oder auf gemauerten Erhöhungen, und auf dem Feuerherde große und kleine kupferne, in- und auswendig schön verzinnte Kaffeetöpfe mit vielen Kaffeetassen. Man kann in diesen morgenländischen Schenken keine andre Erfrischungen erhalnen, als eine türkische, oder persische Pfeife Taback, und Kaffee ohne Milch und Zucker. Man hat also daselbst weder Gelegenheit, viel zu verzehren, noch sich zu berauschen, sondern die Araber bleiben in diesen ihren Wirthshäusern fast eben so nüchtern, als in den ältern Zeiten bey ihrem Trunk Wasser. Sie haben zwar verschiedene Arten Spiele, und sind besonders im Schachspiel große Meister. Allein sie vertreiben sich des Abend in ihren Kaffeehäusern damit die Zeit nicht, und überdem spielen sie niemals um Geld. Auch sind sie keine Liebhaber vom Spazieren, sondern sitzen auf der Stelle, welche sie einmahl genommen haben, bisweilen ganze Stunden, ohne ein Wort mit ihren Nachbaren zu sprechen. Sie versammeln sich zuweilen in diesen Kaffeehäusern bey hun-

derten. Sie würden aber dennoch ihre Zeit nicht sehr angenehm zubringen, wenn ihnen nicht ihre Vorleser und Redner die Langeweile vertrieben. Diese sind gemeiniglich arme Gelehrten, (Mullas) welche sich zu einer bestimmten Stunde einfinden. Sie lesen den versammelten Gästen vor, und wählen dazu bald die Geschichte eines alten arabischen, oder persischen Helden, oder eines ägyptischen Königes. Eigeni, die Beredtsamkeit genug dazu haben, erzählen im Auf- und Niedergehen ihre Fabeln in ungebundener, oder gebundener Rede. Wenn der Redner aufhört, so pflegt er eine freywillige Gabe von seinen Zuhörern zu verlangen, die zwar gewöhnlich nur klein ist; aber doch die armen arabischen Mullas ermunkert, Fabeln zu lernen, und mit Anstand zu erzählen, ja selbst Reden und Fabeln auszuarbeiten. Zu Haleb hörte ich, daß vor einiger Zeit ein angesehener Mann, der sich bloß seines Vergnügens wegen gänzlich dem Studiren widmete, bisweilen in den Kaffeehäusern herumgegangen war, und Sittenpredigten gehalten hatte. Trifft man also selbst in der arabischen Schenke Redner an, so mögen die Araber vielleicht Recht haben, wenn sie behaupten, daß sie in ihren Mosqueen bisweilen auch große Redner hören.

Zu Konstantinopel sind alle große Versammlungen in Kaffeehäusern aus politischen Ursachen verbothen. Man findet deswegen in dieser Stadt eigentlich keine Kaffeehäuser, sondern nur Kaffeebuden. Es scheinet auch, daß die Türken überhaupt nicht große Liebhaber von den erwähnten Rednern in den Kaffeehäusern sind; denn in vielen türkischen Städten habe ich nichts davon gehöret.

Die Araber rechnen ihren Tag vom Untergang der Sonne an bis sie wieder untergehet, und theilen ihn in 24 Stunden. Weil aber nur sehr wenige unter ihnen von Uhren etwas wissen, und deswegen eben keinen genauen Begriff von einer Stunde haben, so bestimmen sie ihre Zeit ohngefähr eben so, als wenn die Europäer sagen: Dieses, oder jenes, ist zu Mittage, oder am Abend geschehen. Die Zeit, wenn die Sonne eben untergehet, die Zeit etwa zwey Stunden später, und die noch zwey Stunden später, die Mitternacht, der Anfang der Morgendämmerung, der Aufgang der Sonne, etwa um 9 Uhr Morgens, wenn sie zu essen pflegen, der Mittag, die Zeit etwa 3 Stunden nachher, haben jede ihren eigenen Namen. Von diesen verschiedenen Zeitpunkten ist nur Mittag und Mitternacht genau bestimmt, und trifft gerade auf 12 Uhr. Die übrigen alle fallen etwas früher, oder später, nachdem die Tage lang, oder kurz sind. Die fünf bestimmten Betstunden werden nur von den Thürmen auf den Moscheen durch die Rufer angezeigt.

Die Mohammedaner rechnen ihre Monathe nach dem Mondenlaufe. Der Tag, an welchem sie den Neumond zuerst sehen, ist der erste Tag des Monaths. Wenn der Himmel zur Zeit des Neumondes etwa mit Wolken bedeckt ist, so bekümmern sie sich nicht viel darum, ob sie einen Tag früher, oder später, anfangen. Weil ein Mondenjahr um eilf Tage kürzer ist, als ein Sonnenjahr, und also der Anfang des ersten Monaths nach einander in alle Jahreszeiten fällt, so sind diese Monathe zur genauen Bestimmung der Zeit sehr unbequem, und die Gelehrten rechnen deswegen nach andern Monathen.

Die Mohammedaner haben nur zwey große Festtage, welche etwa mit unsern Ostern, Weihnach-

ten und Pfingsten verglichen werden könnten. 1) Das Opferfest, Arefa, Kurban, oder der kleine Beiram, genannt. Dieses fällt auf den zehnten des Monaths Sulhadsje, und ward 1762 zu Kahira am zweyten Julius, 1763 in Jemen am ein und zwanzigsten Junius, und 1764 in Indien am zehnten Junius gefeyert. 2) Der große Beiram wird in den ersten zwey bis drey Tagen des Monaths Schaual, nämlich gleich auf den Ramadan, gefeyert. Der Ramadan ist, wie bekannt, ein Fastenmonath. Die Mohammedaner aber fasten nicht so, wie die Christen, sondern sie dürfen von dem Anbruche des Tages, d. i. von der Morgendämmerung an, bis zum Untergang der Sonne gar nichts genießen. Dieses ist gewiß sehr hart für diejenigen, welche genöthiget sind, des Tages ihr Brodt zu verdienen. Für die Reichen hingegen ist dieses Fasten in Arabien, wo der Tag im Sommer nicht viel länger ist, als im Winter, nicht so sehr beschwerlich, weil sie sich des Nachts überflüßig sättigen, und des Tages ausschlafen können. Ein Glück für die nordischen Völker, daß die mohammedanische Religion sich nicht bis in ihre Gegenden ausgebreitet hat. Sie würden, wenn der Ramadan in den Sommer fiele, aus Gehorsam gegen die Religion zu Tode hungern müssen.

Zu Maskat und in Persien rechnet man auch nach denen vorhererwähnten Mondenmonathen. Man hat außerdem noch eine andre Art, die Zeit zu berechnen, nach welcher das Jahr an dem Tage des Aequinoctii anfängt. Dieser Tag wird der Naurus genannt. Im Jahr 1765 ward deswegen am 20ten Merz und am 25ten des Ramadan in den Dörfern bey Persepolis ein Fest gefeyert. Nämlich, die Bauern arbeiteten an diesem Tage nicht, und klei-

deten

deten sich besser, als gewöhnlich. In Oman soll das Fest Naurus den 15ten Sept. gefeyert werden. Man rechnet alsdenn in dem Folgenden, daß die Schiffe von diesem, oder jenem Hafen, an diesem, oder jenem Tage nach dem Naurus, zu Maskat anzukommen und von hier dahin abzugehen pflegen.

Die koptischen Christen in Aegypten zählen 5500 Jahre von der Erschaff. der Welt bis zu Christi Geburth, und von dieser Zeit an nur 276 Jahre bis zum Anfang der diocletianischen Zeitrechnung. Sie zähleten daher 1762 nur 1478 Jahre nach der diocletianischen Zeitrechnung, und 1754 nach Christi Geburth. Ihre Monathe sind alle gleich, und jeder hat 30 Tage. Sie schalten aber am Ende des Jahres 5 Tage, und jedes vierte Jahr 6 Tage ein. Daher fallen ihre Festtage immer in dieselbe Jahreszeit. Der Anfang des coptischen Jahres fällt gegen das Ende des Septembers.

Man findet fast keinen halbgelehrten Araber, der nicht die Namen der zwölf Himmelszeichen im Thierkreise auswendig hersagen könnte, und von den verschiedenen Häusern des Mondes gehört hat. Allein selten ist einer unter ihnen, der die Sterne kennet. Nicht bloß der Zeitvertreib, da die Morgenländer unter freyem Himmel schlafen, und deswegen schöne Gelegenheit haben, den Himmel zu betrachten; sondern auch die Nothwendigkeit, und der Mangel der Uhren hat eben so wohl die gemeinen Araber, als die europäischen Bauern gelehret, auf den Lauf der Sterne Achtung zu geben. Die Milchstraße nennet der gemeine Araber den Weg der Häckerlingträger. Einen Cometen nennen sie Schwang- auch Schwert-Stern. In der praktischen Astronomie sind selbst ihre Gelehrten nicht sehr geübt, denn es bekum-

fehlet ihnen gänzlich an guten Instrumenten dazu. Eine Himmelskugel wissen sie recht gut zu gebrauchen. Bey den Astrologen zu Kahira habe ich eine Himmelskugel von Kupfer mit goldenen Sternen und Namen gesehen, die zu Mekke verfertigt war, und zweyhundert Speciesthaler gekostet hatte. Sie haben ferner ein Astrolabium von Meßing, und einen kleinen sauber gemachten hölzernen Quadranten, womit sie die Polhöhe nehmen, und die Stunde ihres Gebeths bestimmen können.

Die Sternkundigen des Sultans zu Konstantinopel machen alle Jahre einen neuen Almanach, den sie aufgerollt beständig bey sich tragen. Bey den Arabern habe ich keinen Almanach gesehen. Ja man bekümmert sich in Aegypten und Jemen so wenig darum, daß es der Pöbel daselbst nicht einmahl vier und zwanzig Stunden vorher gewiß weis, wenn ein großer Festtag einfällt.

Die neuern Entdeckungen der Europäer in der Astronomie, und ihre Verbesserungen in den astronomischen Rechnungen sind den Mohammedanern, aus Mangel der Sprachkenntniß, gänzlich unbekannt. In den großen morgenländischen Städten findet man gemeiniglich noch einen, oder einige, die eine Sonnen- oder Mondfinsterniß berechnen können. Die Parsi, oder Feueranbeter, können es auch. — Die Bramanen sollen es noch weiter, als die Araber und Mohammedaner, in der Sternkunde gebracht haben. Ein Engelländer versicherte mich, daß ein Braman ihm im Jahr 1761 ziemlich genau vorhergesagt hatte, zu welcher Zeit die Venus vor der Sonne vorüber gehen würde. Auch versicherten mich die Engelländer, daß die Bramanen ihnen bisweilen Sachen, z. E. von

dem

dem Schicksale gewisser Personen, oder Schiffe, vorhergesagt hätten, worüber sie erstaunt wären. Ich habe einen Bramanen zu Bombay und einen Parsi zu Surat gekannt, die beyde Astrologen waren. Der Braman zeigte mir seine Instrumente, und wenn ich darnach urtheilen soll, so war er kein großer praktischer Astronomus. Seine Uhr war ein kupferner unten runder Becher mit einem Loche, der aufs Wasser gesetzt wird. Von dieser Uhr, **Ozarri** genannt, werde ich künftig weitläuftiger reden. Er hatte auch einen schlechtgearbeiteten Sonnenring, etwa drey Zoll im Durchmesser, und einen, oben nicht spitzen, sondern runden Kegel von Elfenbein, etwa fünf Zoll hoch, und mit verschiedenen horizontalen Cirkeln. Von dem Gebrauche dieses Instruments erhielt ich keinen deutlichen Begriff.

Es ist nicht nur den morgenländischen Sternkundigen, sondern auch allen vernünftigen Mohammedanern, sehr wohl bekannt, daß der Erdschatten eine Mondsfinsterniß, und der Mond in seinem Stande zwischen der Sonne und der Erde eine Sonnenfinsterniß verursachet. Unter dem Pöbel aber höret man noch die Fabel, daß die Himmelskörper bey ihrer Verfinsterung von einem großen Fische verfolgt werden. Die Weiber und Kinder bringen alsdann geschwinde ihre metallene Becken und Kessel auf ihre Häuser, und machen ein sehr großes Getöse, um den Fisch zu verjagen. Ich habe sie dabey sehr zufrieden gesehen, und glaube, daß sie es thun, um sich an dieser einfältigen Musik zu vergnügen, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, um ihre Nachbarn aufmerksam zu machen, damit sie auch die Finsterniß beobachten sollen. Von dem Ursprunge dieser Gewohnheit erzählet man folgende Geschichte: Ein arabischer

Stern-

Sternkundiger hatte eine Mondsfinsterniß berechnet, und hoffte, gut belohnet zu werden, wenn er die Zeit, zu der sie eintreffen würde, dem Chalifen, ein anderer sagte, einem Sultan in Persien, bekannt machen würde. Er ward aber von den Hofleuten ausgelacht, weil man nicht glaubte, daß dergleichen Begebenheiten vorher bestimmt werden könnten; ja man beschuldigte ihn sogar, daß er sich für einen Propheten ausgeben wollte. Weil seine Wissenschaft ihm kein Gehör bey dem Regenten verschaffen konnte, so nutzte er den Aberglauben des Pöbels, und breitete aus: es wäre Gott angenehm, wenn man den Fisch, der den Mond bey der Finsterniß verfolgen würde, durch einen großen Lerm mit metallenen Becken und Kesseln erschreckte. Die Finsterniß, welche er berechnet hatte, traf erst spät in der Nacht ein, zu einer Stunde, da er nicht hoffen konnte, daß sie von dem Regenten würde bemerkt werden. Er selbst gab also das Zeichen. Sobald seine Nachbarn, welche nach der Gewohnheit des Landes auf Dächern schliefen, es höreten, so schlugen sie auch auf ihre Kessel, und der Lerm verbreitete sich in kurzer Zeit bis an den Pallast des Chalifen, oder Sultans, welcher davon erwachte, und nun sahe, daß die Rechnung des Sternkundigen richtig wäre. Während meines Aufenthalts zu Basra, hatten wir eine Mondfinsterniß, wovon der Pöbel schon im voraus unterrichtet zu seyn schien; denn man glaubte sie schon vier und zwanzig Tage vorher zu sehen. Damals nehmlich ward der Mond von einer dicken schwarzen Wolke bedeckt, und weil einige dieses für die Mondfinsterniß hielten, so hörete man innerhalb weniger Minuten über 50 Kessel. Doch dauerte der Lerm nur eine kurze Zeit, vielleicht weil die Kinder, welche die Musik machten, von ihren Eltern hörten,

daß

daß es nur eine Wolke sey, was den Mond bedecke, und daß er noch nicht von dem grausamen Fische verfolgt werde. Bey einer Mondfinsterniß zu Dsjidda hörte ich von dieser Kesselmusik nichts.

Es scheinet, daß alle Araber, die noch einigen Begriff von der Astronomie haben, sie um der Astrologie willen lernen, welche von den Mohammedanern sehr geschätzt und belohnet wird. Mit der Astronomie hingegen ist nichts zu verdienen. Ich erzählte einst dem größten Sternkundigen zu Kahira, wie wenig die Astrologie jetzt in Europa geachtet werde. Er antwortete mir: daß sie eine fast-göttliche, und für Menschen unergründliche Wissenschaft sey. Er bekannte zwar, daß er sich auf seine Rechnungen eben nicht viel verlassen könne. Weil er aber doch viel Geld damit verdiente, so hielte er diese Entschuldigung für hinreichend, daß die Leute nur zu wissen verlangten, was seine Rechnungen auf die gegebenen Fragen nach seinen Büchern antworten würden, und daß er ihnen dieses aufrichtig anzeigte. Einige der vornehmsten Ausleger des Korans sollen die Astrologie sogar für sündlich halten.

Weil Mohammed ausdrücklich verbothen hat, das Looß um Rath zu fragen, und durch Pfeile wahrzusagen, so findet man diese alte Gewohnheit nicht mehr bey den Arabern. Dennoch sind die Mohammedaner überhaupt sehr abergläubig, und es scheinet, daß die Schiiten hierinn die Sunniten noch weit übertreffen. Jene unternehmen keine wichtige Handlung, z. E. sie schließen keinen Kontrakt von Wichtigkeit, ohne vorher ihre Knöpfe am Kleide, oder die Steine in ihrem Rosenkranze gezählet, und gleichsam um Rath gefragt zu haben, und darüber werden sie bisweilen von andern schlauen Kaufleuten am ersten betrogen.

trogen. Aber auch nicht alle Perser sind gleich abergläubig. Man sagte, daß Kherim Khan, der jetzige Stadthalter von Persien, zwar keinen Krieg anfange, und keine Schlacht liefere, ohne die Astrologen um Rath zu fragen; er lasse aber dem Vornehmsten unter ihnen allezeit vorher seinen Entschluß bekannt machen.

Die Araber haben verschiedene geheime Wissenschaften, wovon niemand Gebrauch machen darf, wenn er nicht von einem großen Meister aus der Zunft, dem er während einer gewissen Zeit den Teppich zum Gebet ausgebreitet hat, gleichsam ausgeschrieben ist. Das ist, man glaubt, daß einer seine Kunst nicht ausüben könne, wenn er nicht dazu von seinem Meister die Erlaubniß erhalten hat. Zu diesen rechnet man:

1) Jsm allah, d. i. die Wissenschaft des Namens Gottes. Sie behauptet: Gott sey das Schloß, und Mohammed der Schlüssel zu dieser Wissenschaft, und deswegen könne niemand sie lernen, der nicht ein Mohammedaner ist. Man soll dadurch erfahren können, was in weit entlegenen Ländern vorgehet. Denn derjenige, welcher diese Kunst verstehet, soll eine so genaue Bekanntschaft mit den Geniis erhalten können, daß diese völlig zu seinem Befehle stehen, und ihm Nachricht bringen. Man soll ferner durch diese Wissenschaft Wind und Wetter regieren, Schlangenbisse, Krüppel, Lahme und Blinde heilen können. Einige der größten mohammedanischen Heiligen sollen es durch ihre gottesfürchtige Lebensart darinn so weit gebracht haben, daß sie alle Mittage ihr Gebet in der Kaba zu Mekka verrichtet haben, ohne die übrige Zeit des Tages aus ihren Häusern gekommen zu seyn. Ein Kaufmann aus Mekke, der diese Kunst regelmäßig

mäßig gelernt hatte, wollte behaupten, daß er selbst in einer augenscheinlichen Todesgefahr zur See, nur einen Zettel mit der gewöhnlichen Cerimonie an den Mast gebunden, und der Sturm sich darauf gelegt habe.

Man trifft unter den Mohammedanern bisweilen Leute an, die sich, ohne etwas zu essen und zu trinken, eine lange Zeit an einem dunkeln Orte einsperren, und einige kleine Gebete so lange mit einer starken Stimme hersagen, und immer wiederholen, bis sie in Ohnmacht fallen. Wenn sie sich wieder erholen, so geben sie nicht nur vor, daß sie eine Menge Geister, sondern bisweilen Gott selbst und den Teufel gesehen haben. Aber dergleichen Erscheinungen suchen diejenigen nicht, welche die Wissenschaft des Namens Gottes gründlich verstehen.

Die Wissenschaft, vergrabene Schätze zu finden, gehört, wo ich nicht irre, auch zu **Jsm allah.** Die Maggrebiner, d. i. die Araber in der Barbarey, sollen darinn sehr erfahren seyn.

2) **Simia.** Diese Wissenschaft würden wir etwan die Taschenspielerkunst, oder die natürliche Zauberey, nennen. Sie lehret außer vielen andern Künsten, wie man Feuer, Schlangen u. d. gl. ohne Schaden essen kann; wie man einem sogenannten Marktschreyerbrunnen befehlen kann, wenn er laufen solle, oder nicht; wie man ein Ey, welches in einem doppelten Becher liegt, in ein Küchlein, und Staub in Früchte verwandeln kann; wie man Staub in eine Schüssel mit Wasser werfen kann, und ihn wieder trocken vom Boden herausnehmen, u. d. gl. Obgleich die ächten mohammedanischen Geistlichen diese Wissenschaft gar nicht billigen, so bedienen sich doch einige Orden Derwische (Mönche) derselben, um dem

Pöbel ein Blendwerk vorzumachen. Ja einige wollen gar durch diese Art Wunderwerke die Wahrheit ihrer Religion, und die Heiligkeit des Stiffters ihres Ordens beweisen. Diese Künste werden nirgends mit so großer Freyheit getrieben, als zu Basra. Daselbst siehet man am Abend eines jeden Donnerstags, welchen die Mohammedaner den Freytags Abend nennen, einen großen Schwarm Derwische, die mit Trommeln und singen durch die vornehmsten Straßen der Stadt ziehen, und allerley Gaukeleyen machen; besonders damit, daß sie sich ein Eisen, welches unten spitz ist, und oben einen Knopf einer Faust dick hat, mit Gewalt ins Auge werfen, und es wieder herausziehen, ohne daß es ihnen schadet. Diese Derwische begeben sich nach der Proceßion in das Haus des Oberhaupts der Nachkommen Mohammeds in dieser Stadt, um einige Kapitel aus dem Koran zu lesen, oder lesen zu hören. Weil er allen diesen Leuten ein Abendbrod giebt, so trifft man in dieser Gesellschaft von Derwischen gemeiniglich auch einige arme Mullas an, die ihren Koran mitbringen, und ein Abendessen gewinnen.

Diese Derwische des Ordens **Bedr eddin** feyern zu Basra in einer gewissen Nacht ein sehr großes Fest wegen der Geburt Mohammeds. Da ich in dieser Stadt unter den Mullas einen Freund hatte, auf dessen Treue ich mich verlassen konnte; so kleidete ich mich völlig als ein Mohammedaner, und gieng mit ihm in der Nacht vom 29. auf den 30. August 1765. in den Vorhof der Mosque, wo die Derwische ihr Schauspiel aufführen wollten. Alles geschah unter freyem Himmel, und auf dem großen Platze brannten nicht mehr, als drey große Wachslichter. Die Schechs und die Vornehmsten der Stadt saßen oben an in

einer

einer Reihe, und unter diesen war besonders der oberste Schech des Ordens merkwürdig. Alle Derwische küßten ihm auf ihren Knien die Hand inwendig und auswendig, und legten sie auf ihren Kopf, um gleichsam den Segen von ihm zu empfangen. An beyden Seiten saß eine Menge Derwische und Mullas, die zum Theil mit agirten, oder nur Zuschauer waren. Ich setzte mich hinter denselben nicht weit von der Thür. Einige lasen, oder sangen vielmehr, gewisse Stücke aus dem Koran eins ums andre, bis sich eine Menge Zuschauer versammelt hatte. Einer räucherte, indem er Staub von der Erde ins Feuer warf, und den Geruch des Weihrauchs herfürbrachte. Hierauf kamen einige Bediente in bunten Kleidern, welche mitten auf dem Platze auf und nieder giengen, allerley lächerliche Stellungen machten, und der Versammlung aus vollem Halse zuriefen, sie sollte Gott fürchten und sich des Propheten erinnern. Vor dem obersten Schech war eine Menge von den erwähnten kurzen, aber schweren Eisen, die man **Dabus**, **Derbas**, oder **Dubba** nennet, und auch viele andre etwa drittehalb Fuß lange dünne Eisen in die Erde gesteckt. Mehr als zwanzig Derwische sprangen mit einmal auf, und jeder nahm mit vieler Ehrerbietung einen **Dabus**. Eine Menge **Mullas**, und andre Mithelfer, schlugen auf kleinen Handtrommeln, und sangen, um die Acteurs zu begeistern, oder vielmehr um die Zuschauer zu betäuben. Die Derwische liefen mitten auf dem Platze unordentlich durcheinander, und jeder warf sich sein schweres und spitzes Eisen aus allen Kräften ins Auge und in die Brust, stellte sich darauf, als wenn er alle Kräfte anwenden müßte, um es wieder herauszuziehen, und doch hatte sich keiner verwundet.

Der oberste Schech hätte die Hauptrolle spielen sollen. Weil aber diese für ihn vielleicht zu mühsam war, so mußte einer seiner Schüler seine Stelle vertreten. Dieser warf sich vor seinem Schech auf die Knie, und hielt ein langes Gebet, in welchem er seinen Meister um Hülfe anzurufen schien. Als er ihm hierauf die Hand geküsset, und sie auf seinen Kopf geleget hatte, sprang er auf, warf seinen Turban von sich, und ließ seine langen Haare loos herunterhangen. Er machte allerley wunderliche Sprünge, als wenn er begeistert, oder närrisch wäre. Bisweilen stund er stille, und bedeutete die Musikanten, welche Lieder, oder welche Töne seine Begeisterung befördern könnten. Endlich ergriff er zehn bis zwölf Stück von denen erwähnten langen und dünnen Eisen, und lief damit auf dem ganzen Platze herum. Ich verlohr diesen großen Acteur wegen des schrecklichen Getümmels auf eine kurze Zeit aus den Augen. Er hatte sich während der Zeit vier bis fünf Eisen, wie es schien, durch den Leib gebohret. Die Musik dauerte beständig fort, und die Derwische machten mit ihren Dabus auch noch allerhand Gaukeleyen. Einige legten sich auf die Erde, und ließen sich ihr Eisen von einem andern mit einem großen hölzernen Hammer in den Leib schlagen. Bald machten sie der Hauptperson Platz, und diese durchbohrete sich noch vor unsern Augen mit einer Menge anderer Eisen, woran einige einen hölzernen Handgriff hatten. Sie drehete sich sehr oft herum, und blieb auch nicht auf einer Stelle. Endlich stieg sie auf das Dach eines niedrigen Gebäudes, an welches man einen langen mit Eisen beschlagenen Stock gestellet hatte. Mit diesem spitzen Eisen durchbohrte sie noch, wie es schien, ihren ganzen Leib von unten nach oben, bis es zwischen den Schultern

wieder zum Vorschein kam, und sie es mit der Hand fassen konnte, und so ließ sie sich gleichsam gespießet auf dem Platze umhertragen.

Dieses Stück hätte verdient gezeichnet zu werden. Doch kann man es sich auch ziemlich deutlich vorstellen, welchen Eindruck es machen müsse, wenn man einen magern Menschen, mit einem langen Barte und langen herunterhängenden Haaren, die kein Mohammedaner in den türkischen Städten wachsen läßt, als nur die Derwische von gewissen Ordens, und etwa die Santons, oder Narren in Aegypten, mit einer Menge spitziger Eisen durch den Leib gebohrt, und überdieß noch von unten bis oben gespießt, auf einem 12 bis 16 Fuß langen Stocke in der freyen Luft herumgetragen siehet.

Wenn man aus diesen Cerimonien der Mönche des Ordens Badr eddin, welche bey allen vernünftigen Leuten verhaßt sind, auf den Gottesdienst aller Mohammedaner schließen wollte, so würde man sich sehr betriegen. Indessen hat man wohl nur gar zu oft aus nicht viel bessern Gründen die Religion anderer Nationen beurtheilt. Ich wäre bey diesem Schauspiele gerne etwas länger geblieben. Weil ich aber bemerkte, daß einige von den Vornehmen scharf auf mich sahen, so eilte ich mit meinem Freunde, eine Versammlung zu verlassen, die, wenn sie mich innerhalb der Mauer einer Mosque entdeckt hätte, mir sehr ernstlich den Vorschlag hätte thun können, ein Mohammedaner zu werden.

Mein mohammedanischer Geistlicher billigte es gar nicht, daß der Koran bey diesen Possen verlesen ward, indessen glaubte er doch, daß die Derwische ihre Künste bloß dadurch, und durch ihr kräftiges Gebeth verrichten könnten. Als ich ihm antwortete,

daß diese Leute ihren Dabus nicht ins Auge würfen, sondern nur mit der Hand vor den Kopf schlügen, und die Spitze des Eisens in die Höhlung des Auges drückten; ingleichen, daß der große Künstler unter seinen weiten Beinkleidern und dem weiten Hemde, welches die Morgenländer über die Beinkleider tragen, einen ausgestopften Gurt habe, und daß also die Eisen nicht durch den Leib, sondern nur durch den Gurt giengen; so gestand er aufrichtig, daß er wohl einigen Betrug vermuthet hätte, sich aber nicht unterstehen würde, es öffentlich zu sagen, weil er sich dadurch die Feindschaft des ganzen Ordens zuziehen könnte. Er erzählte, daß ein Mulla vor wenig Jahren, weil er von den Künsten dieser Derwische etwas frey gesprochen hätte, viele Verdrüßlichkeiten gehabt hätte.

Ich hörte, daß derselbe Derwisch, welcher bey dem erwähnten Feste die Hauptperson vorstellete, seine Künste auch für Bezahlung in den Häusern vornehmer Mohammedaner machte. Ich ließ ihm also einige Tage nachher durch meinen Freund zwey Dukaten bieten, wenn er sich in meinem Hause nur mit einem einzigen spitzen Eisen mitten durch den Leib bohren wollte. Er nahm mein Anerbieten an, und besuchte mich, zwar nicht als ein Geistlicher, sondern als ein Gaukler. Ich hielt es aber doch nicht für rathsam, jemand gegenwärtig seyn zu lassen, außer meinem Mulla und meinen beyden Bedienten, von denen der eine ein Basraner, und also ein Sunnite, und der andre ein Perser und Schiite war. Der Derwisch erzählte mir vieles von seinen Künsten mit einer so großen Dreistigkeit, daß ich fast glaubte, er würde sein Wort halten können. Ich bat ihn zu eilen, und mir die Probe seiner Geschicklichkeit zu

zei=

zeigen. Er hielt hierauf sein Gebeth. Nach Endigung desselben durchbohrte er seine Zunge und seine Backen mit einigen Nadeln, ohne daß Blut darauf erfolgte. Mein persischer Bedienter mußte vor ihm nieder knieen, und nachdem er diesem ein Glas Wasser zu trinken gegeben, und ein Gebeth über ihn hergesagt hatte, so durchbohrte er auch diesem die Zunge und die Backen. Ich versicherte dem Derwisch, daß ich dieses Kunststück auch in Europa gesehen hätte, und bat ihn, mir nur dasjenige zu zeigen, was ich eigentlich verlangt hatte. Er wieß mir hierauf verschiedene Narben auf seinem Unterleibe. Nun hielt er wieder ein sehr langes Gebeth. Darauf setzte er die Spitze des Eisens auf seinen Leib, und das andre Ende gegen die Wand, und rief Gott und den Stifter seines Ordens mit heller Stimme und so wunderlichen Geberden um Hülfe an, daß ich fast fürchtete, er würde sichs wirklich durch den Leib stossen. Allein als ich den Schaden genauer untersuchte, so hatte er nur die Haut an der linken Seite etwa vier bis fünf Finger breit durchbohret. Sein Vorwand war dieser, er könne die Stange nicht mitten durch den Leib gehen lassen, weil dazu das Gebeth einer ganzen Versammlung erfodert würde. Er zog hierauf das dünne und spitze Eisen auf einmal wieder heraus, und die Wunde blutete gar nicht. Hierüber machte er auch einige Anmerkungen zum Lobe des Stifters seines Ordens.

Ich hielt es nicht für rathsam, weder etwas gegen die Heiligkeit des Stifters, noch der ietztlebenden Mitglieder des Ordens einzuwenden, indessen konnte ich nicht umhin ihn zu versichern, daß auch die Europäer sich mit einem dünnen Eisen durch die Haut stechen könnten, und daß eine solche Wunde sich bey

einem jeden gleich zusammenziehen würde, ohne zu bluten. Weil er also wohl merkte, daß ich mit diesem Kunststücke nicht zufrieden war, so erbot er sich das Eisen durch den Kopf zu bohren. Ich hielt ihn bey seinem Worte. Er durchbohrte aber auch nur die Haut etwa zwey Finger breit hinten auf dem Kopfe. Ich unterhielt ihn mit Fleiß im Gespräche, und das Blut lief ihm auf dem Rücken herunter, weil das Eisen oben länger, und also schwerer war, und die unterste Wunde offen hielt. Kurz, mein Freund, der mohammedanische Geistliche, ward überführt, daß dieser Derwisch ein Betrüger und kein Heiliger sey. Doch bezahlte ich ihn, und weis gewiß, daß er für seine zwey Dukaten Schmerzen genug gehabt hat.

Die Wissenschaft Kurra ist, wenn ich nicht irre, ein Theil der Simia. Jene ist die Kunst, Zettel zu schreiben, welche für böse Augen, und unzählige andre Vorfälle gut seyn sollen. Man trägt diese Zettel, in Leder geneht, auf der Mütze, oder auf den Armen, und der Brust; ja man macht den schönen Pferden, Maulthieren und Eseln davon ganze Schnüre um den Hals, wovon das eine verhüten soll, daß das Thier sich nicht erhitze, ein anderes soll ihm Appetit zum Fressen geben, u. s. w. Zu Mesched Hößeje hatte man einen solchen Zettel gegen böse Augen in einem ledernen Beutel an einen Baum bey dem Eingange in einen Garten gehängt. In dem Kastelle zu Diarbekir hieng einer gegen das Quaken der Frösche, und man versicherte mich, daß in dem Kastelle, seitdem er dahienge, kein Froschgeschrey mehr gehöret werde. Das Oberhaupt einer gewissen Familie zu Haleb theilet an einem gewissen Tage im Jahr eine Menge solcher Zettel umsonst aus, welche die Wirkung haben sollen, daß in das

Zim-

Zimmer, wo einer am Fenster steckt, keine Fliegen, oder Mücken, kommen. Nur muß dieser Zettel an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang geholet werden. Der Bote muß an dem Morgen weder etwas gegessen, noch getrunken haben, und zudem darf er bis zu seiner Zurückkunft nicht ein Wort reden, wenn der Zettel seine Kraft nicht verliehren soll. Man höret selten, daß die Zimmer, in welchem diese Zettel am Fenster stecken, weniger von Fliegen und Mücken angefüllt sind, als diejenigen, darinn keine solchen Zettel sich befinden. Die meisten, welche sie abholen, sind alte Weiber, und diese sind denn gemeiniglich so höflich, zu glauben, daß sie selbst nicht alle vorgeschriebene Regeln genau beobachtet haben. Daher kommt es, daß die Zettel noch jährlich an einem gewissen Tage mit großer Begierde verlanget werden. Es wird nicht für nöthig gehalten, daß diese Art Zettel von Mohammedanern geschrieben werden, sondern man sucht diejenigen eben so begierig, die von Christen und Juden ausgefertiget werden. Man hat sie oft von mir selbst verlangt, weil man glaubte, daß ich ein gelehrter Mann seyn müßte, weil ich die Sterne beobachtete. Ein Bauermägdgen zu Persepolis hätte ein Stück Silber mit einigen hebräischen Buchstaben am Halse hängen, und sie schätzte es sehr hoch, weil es sie ihrer Meynung nach vor Haß und Mißgunst bewahrte.

Die Wissenschaft Ramle gehört, wenn ich nicht irre, gleichfalls zu der Simia. Man will dadurch aus dem Namen eines Menschen und dem Namen seiner Mutter vorhersagen können, was ihm begegnen werde. Mit derselben gab sich auch ein Jude zu Kahira ab. Wenn jemand krank wird, so muß ein Mulla gleich nachschlagen, ob der Kranke wieder

gesund

gesund werde, oder nicht, und dafür wird in gewissen Fällen ein Hahn, oder ein Schaaf, bezahlt. Der Gebrauch der Wissenschaften Kurra und Ramle wird von den großen sunnitischen Lehrern für sündlich gehalten, denn sie wissen sehr wohl, daß dem Pöbel dadurch nur das Geld aus dem Beutel gelocket wird. Indessen hindert man die armen Schreiber nicht, damit ein Stück Brodt zu verdienen. Und weil die meisten Mohammedaner geizig sind, so bedienen sich auch ofte Gelehrte dieser Freyheit, welche ohnedem gut leben könnten.

Die Mohammedaner reden viel von glücklichen, oder unglücklichen Tagen. Nach der allgemeinen Regel werden, wo ich mich recht besinne, der Montag, der Donnerstag, und der Sonnabend für glücklich gehalten, um eine Reise anzutreten.

3) Die Wissenschaft Sihhr ist nach dem Begriffe, welchen ich davon erhalten habe, die Hexerey. Durch sie soll man nur suchen, seinem Nächsten Schaden zuzufügen, und deswegen werden diejenigen, welche davon Gebrauch machen, von allen ehrliebenden Arabern aufs äußerste gehaßt und verflucht. Einer zu Maskat, der die Frau eines vornehmen Einwohners dieser Stadt von ohngefähr auf der Straße gesehen hatte, und in sie verliebt worden war, soll einen Zettel nach den Regeln der Wissenschaft Sihhr geschrieben, und selbigen in seiner Thüre aufgehangen haben; und die erwähnte Frau, welche den Menschen gar nicht einmahl kennete, soll aus den Armen ihres Mannes weggelaufen, und gerade nach dem Hause des Fremden gegangen seyn u. s. w. Man soll noch hin und wieder einige in Arabien antreffen, die sich mit solchen abscheulichen Künsten beschäftigen, aber nirgends so viele, als in Oman. Dieses

ses sagte man zu Basra und selbst zu Maskat. Die Einwohner in Oman sind also vielleicht vor den übrigen abergläubig. Ich erkundigte mich, ob diese Leute auch zu gewissen Zeiten nächtliche Zusammenkünfte hielten. Ob sie auf einen Besemstiele durch die Luft flögen, und auf dem Wasser schwimmen könnten, wie es die vermeinten Hexen des Pöbels in Europa thun sollten? Allein davon hatte man nichtsgehört.

Die Mohammedaner sind überhaupt selten krank, weil sie eine regelmäßige Lebensart führen; und wenn sie ja die Hülfe eines Arztes bedürfen, so belohnen sie ihn nur selten nach Verdienst. Die wenigsten wollen gerne mehr, als die Arzeney, bezahlen. Stirbt der Kranke, so hat der Arzt schwerlich etwas für seine Mühe zu hoffen; wird er aber wieder gesund, so vergisset er sehr bald seine Krankheit und der Dienste des Arztes. Die meisten morgenländischen Aerzte sind daher genöthigt, ihre Zuflucht zur List zu nehmen, um nur so viel zu gewinnen, daß sie nothdürftig leben können. Sie wissen nämlich, daß ihre Patienten alsdenn am freygebigsten sind, wenn sie einige Linderung der Krankheit spüren, und daß ihnen dann am meisten daran gelegen ist, den Arzt bey guter Laune zu erhalten. Diese schöne Gelegenheit pfleget der Arzt nicht zu versäumen, und unter mancherley Vorwand so viel Geld zu verlangen, als er nach den Umständen des Kranken zu erlangen hoffen kann. Auf die Art lässet er sich seine Kur zum voraus bezahlen. Dieser und anderer Ursachen wegen wird man in Arabien keine großen Aerzte erwarten können, und man trifft daselbst auch wohl selten einen an, der von der Arzeneywissenschaft mehr gelernet hat, als die Kunstwörter aus alten arabischen und griechischen Arzeneybüchern, auch allenfalls

die

die Wirkung der Kräuter, welche alte Schriftsteller beschrieben haben. Ich habe in Arabien keinen berühmten Arzt gekannt; in Jemen aber einige, welche zugleich Laboranten, Apotheker, Wund- und Pferde-Aerzte waren, und dennoch ihren nothdürftigen Lebensunterhalt kaum verdienen konnten.

Die Araber wissen sich vieler Hausmittel mit Nutzen zu bedienen. Ich erinnere mich z. E. in der bergigten Gegend von Jemen gesehen zu haben, daß ein Bauer an einen gewissen Baum schlug, und von dem weißen Safte, welcher wie Milch aus der Wunde herauströpfelte, eine gewisse Anzahl Tropfen als ein Purgativ nahm. Es war ihm auch nicht unbekannt, daß eine zu starke Dosis davon ihn tödten würde. Ein Araber in einer Karwane zwischen Basra und Haleb hatte einen andern mit dem Säbel verwundet. Man schlachtete ein Kameel, legte frisches Fleisch auf die Wunde, und diese soll dadurch wieder geheilet worden seyn. Hieher gehöret auch folgende Erzählung, für deren Wahrheit ich so wenig, als für die Wahrheit der Vorhergehenden, gut seyn kann. Die Frau eines Türkmannen war vom Kameel gefallen, und hatte das eine Bein verrenket. Ihr Mann band sie auf einen hungrigen Maulesel feste, und gab dem Thiere darauf viele trockene Gerste, und hernach viel Wasser. Die Gerste fieng bald an aufzuquellen, der Leib des Maulesels ward dicker, und die Beine der Frau wurden dadurch so lange gereckt, bis der Mann den Knochen wieder einsetzen konnte. Auf dem Schiffe, mit welchem wir von Dsjidda nach Loheia reiseten, beschwerete sich ein Knabe über Grimmen im Bauche. Sein Herr, der Schiffer, ließ so gleich ein Eisen ins Feuer legen, und brannte ihn so treuherzig damit, daß der Junge vielleicht, weil die letzten Schmerzen empfind-

licher waren, als die ersten, nicht mehr über Bauchgrimmen klagte.

In Salmons und von Gochs Staat von Arabien ist bemerkt worden, daß die Araber lieber sterben, als sich ein Klystir setzen lassen. Ich erinnere mich aber, daß unser Arzt sich dieses Mittels bey Vornehmen zu Kahira bedient habe, und glaube nicht, daß es alle Araber noch jetzt verwerfen. Einer zu Kahira aber nahm es sehr übel, als unser Arzt seiner Frau ein Klystir verordnen wollte. Daß die Mohammedaner ihren Kranken bisweilen eine Ader öffnen, ist bekannt. Ein Banian zu Mochha verrichtete diese Operation mit vieler Geschicklichkeit an dem Herrn von Haven. Das Schröpfen ist bey den Arabern sehr gemein. Die Instrumente sind aber sehr schlecht, welche sie dazu gebrauchen. Die gemeinen Leute zu Basra, und besonders die Lastträger, zerhacken sich das Fleisch unter der Wade, daß ihnen das Blut an den Beinen herunterströmet, und hiedurch glauben sie stark zu werden. Wenn die Araber einem Missethäter Hand, oder Fuß, abgehauen haben, so stecken sie den Stumpf, wenn ich nicht irre, in gekochtes Oehl, um das Blut zu stillen.

Die südlichen Araber wollen behaupten, daß das Salben den Leib stärke, und sie gegen die Hitze der Sonne schütze, da sie fast nackend gehen. Unsre Matrosen auf dem Schiffe von Dsjidda nach Loheia, ingleichen die gemeinen Araber in Tehama, bestrichen sich deswegen öfters den Leib mit dem allerschlechtesten Oehl. Die letztern thaten es vornehmlich am Abend vor ihren großen Festtagen, vielleicht weil sie darinn auch eine Zierde suchen. Ein Jude zu Mochha versicherte, daß sowohl viele Juden, als Mohammedaner, zu Sana, so gleich wenn sie krank wer-

den,

den, ihren ganzen Leib mit Oehl bestreichen. Die letzte Salbung der morgenländischen Christen wird nicht eher vorgenommen, als bis keine Hoffnung mehr zur Genesung ist. Ein griechischer Priester hatte von seinem so genannten heiligen Oehl in zwanzig Jahren nicht mehr, als ein kleines Gläsgen, verbraucht. Denn, weil sie es sehr theuer von ihren Bischöffen, oder Patriarchen, kaufen müssen, so gehen sie damit so sparsam um, daß sie jedesmahl nur einen kleinen silbernen Stiel in dieses Oehl tunken, und nur einen Tropfen auf die Stelle bringen, welche nach ihren Kirchengesetzen gesalbt werden soll. Diese Salbung wird also wohl die Krankheit nicht heben können. Michael. 17te Frage.

Zahnschmerzen scheinen bey den Mohammedanern überhaupt seltener zu seyn, als bey den Europäern, vermuthlich weil die Morgenländer sich fleißiger waschen. Sie essen kaum Früchte, und noch viel weniger andre Speisen, ohne sich den Mund gleich nachher zu reinigen. Indessen sind die Zahnschmerzen den Arabern, und vornehmlich denen, welche in Städten wohnen, nicht unbekannt. Man hält davor, daß der üble Geruch auf den Abtritten, welche nicht beständig rein gehalten werden, den Zähnen sehr schädlich sey. Die Abtritte sind vielleicht in keiner morgenländischen Stadt so schlecht, als zu Basra, und hier hörte ich auch am meisten über Zahnschmerzen klagen. Ich wohnete daselbst an einem Marktplatze mitten in der Stadt, und sahe zu verschiedenen Malen, daß Leute einen Barbier, dem sie von ohngefähr begegneten, anhielten, und sich von ihm die Zähne auf der Straße ausreißen ließen. Die Zahnschmerzen müssen also bey den Einwohnern nicht selten seyn. Denn sonst würden die Barbierer

ihre Instrumente nicht immer bey sich tragen. Dieß Uebel ist in den Morgenländern vermuthlich auch vor dem Gebrauch des Kaffee nicht so selten gewesen, als Herr Michaelis meinet. Denn Herodotus sagt in seinem zweyten Buche, daß bey den Aegyptern eine jede Krankheit ihren eigenen Arzt gehabt habe, und daß unter diesen auch Zahnärzte gewesen sind. Johann Wilde sagt in seiner Reisebeschreibung, daß man in Aegypten böse und faule Zähne von dem rohen Zucker erhalte, welchen man in diesem Lande häufig isset.

Die Araber wollen auch Würme in den Zähnen bemerkt haben. Ein Mulla zu Basra erzählte, er habe gesehen, daß, nachdem jemand ein glühendes Eisen über einen Topf mit Wasser gelegt, den Saamen von einem gewissen Kraute auf das Eisen geworfen, und den Rauch nach seinem schmerzenden Zahne geleitet habe, so seyen die Würmer darauf aus dem Zahne ins Wasser gefallen, und hätten daselbst noch Zeichen des Lebens von sich gegeben.

Ob das Recht der Araber auch einen solchen Werth auf die Zähne gesetzt habe, als Moses? Auf diese Frage des Herrn Michaelis antwortete man mir zu Basra, daß nach dem Ausspruche der berühmtesten mohammedanischen Rechtsgelehrten, Auge mit Auge, Zahn mit Zahn, Nase mit Nase, und Ohr mit Ohr bezahlt werden sollten. Man sagte aber auch, daß diese Gesetze nur selten beobachtet würden, und daß alles dieses bey der türkischen Regierung auch mit Gelde abgemacht werden könne.

Der **Nervenwurm** ist in Jemen, auf der Halbinsel von Indien, und zu **Gambra**, oder Bender Abbas, in Persien sehr gemein. Man glaubet in Jemen, daß der Nervenwurm von dem stehenden Wasser herrühre, welches man in einigen Gegen-

den zu trinken genöthiget ist. Viele Araber brauchen deswegen die Vorsicht, das ihnen unbekannte Wasser durch Leinwand zu trinken. Wenn nun einer die Insekten, oder den Samen, woraus die Würmer entstehen, schon bey sich hat, so spüret er davon so lange nichts, bis sich die Würmer durch die Haut arbeiten wollen, und dieses verursachet auch nur einiges Jucken. Der Nervenwurm ist so dünne, als ein Zwirnfaden, aber bisweilen zwey bis drey Fuß lang. Wenn er sich etwas durch die Haut gearbeitet hat, so winden die Morgenländer ihn auf einen Strohhalm, oder auf ein kleines Stück dünnes Holz. Weil er sich nach und nach wieder herausziehet, so winden sie ihn täglich weiter auf, bis er sich enblich ganz herausgearbeitet hat, und damit kann er einige Wochen zubringen. Man muß sich sehr hüten, daß man ihn nicht abreißt, in welchem Falle er sich wieder zurückziehet. Man will Beyspiele haben, daß Leute davon gelähmt werden, oder daß der kalte Brand dazu gekommen, und sie davon gestorben sind. Ich selbst beobachtete in Jemen die Gewohnheit der Einwohner, das in großen Behältnissen aufbewahrte Wasser nicht anders als durch Leinwand zu trinken, und vielleicht ist das die Ursache, warum ich von dem Nervenwurme befreyet geblieben bin. Nachdem wir aber schon fünf Monathe aus Arabien waren, kamen bey unserm Arzte zu Bombay vier von diesen Würmen an seinen Füßen, und einer an seiner Hand zum Vorschein. Da er hernach nur zehn bis zwölf Tage lebte, so hatte keiner Zeit sich ganz herauszuarbeiten. Daß sich bey ihm so viele auf einmahl gezeigt haben, scheint ein seltenes Beyspiel zu seyn. Denn **Chardin** (Reise nach Persien) hat in Persien nicht gehöret, daß bey einem Menschen mehr als ein

Nervenwurm zum Vorschein gekommen sey. Dampiers sagt auch im 3ten Tom. seiner Reisen, daß man den Nervenwurm auch in Amerika antreffe. Ein französischer Officier auf der Insel Charedsj bekam einen Nervenwurm, und hatte davon keine andre, als die Unbequemlichkeit, daß er sich während der Zeit, daß der Wurm sich herausarbeitete, sorgfältig in acht nehmen mußte, ihn nicht abzureißen.

Ob das Gift einer Schlange, welches sie durch den Biß mittheilet, in seltenen Fällen etwas heilsames habe? Auf diese Frage des Herrn Michaelis habe ich keine Antwort erhalten. Doch lernte ich von einem Schech zu Basra, welcher behauptete, daß der Biß der Schlangen ihm nicht schade; daß er Feuer, und ich weis nicht was fressen könnte, wie er einen andern kuriren, der von einer Schlange gebissen worden. Nämlich nachdem er Gott und den Erfinder seiner Kunst um Hülfe angerufen hatte, zerschnitte er dem Patienten das Fleisch um die Wunde mit einem Scheermesser. Er aß hierauf etwas Knoblauch, behielt einen Theil davon im Munde, und sog aus der Wunde Blut, ohne das Gift zu fürchten. Weil verschiedene Araber, die den Biß der Schlange kurirten, mir für keinen Preis hatten entdecken wollen, welcher Mittel sie sich dazu bedienten, so glaubte ich eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, als dieser mir sein Geheimniß eröffnete. Ich finde aber schon in des de la Caille Iournal histor. p. 274. daß die Hottentotten den Saft aus kleinen weißen Zwiebeln auf die Wunde legen. In Syrien ward mir erzählt, daß jemand eine von Schlangenbiß entstandne Wunde geheilet habe, ohne selbst sie zu sehen. Auf der Insel Cypern wurde mir versichert, daß einer einen Mauleſel, der von einer

Schlange gebissen worden, kurirt habe, ohne ihn zu sehen.

Man findet in den Morgenländern nicht selten Schlangen unter dem Dache, und in den Mauern von ungebrannten Ziegelsteinen. Es sind aber diese so wenig schädlich, daß man die Häuser für glücklich schätzt, welche sie mit ihrer Gegenwart beehren, und deswegen suchet niemand sie zu vertreiben. Die Indianer haben sie auch gerne in ihren Schiffen. Zu Bombay ward eine große Schlange in einem Fasse mit ans Land gebracht. So bald aber die Matrosen es bemerkten, brachten sie solche wieder zurück aus Furcht, daß dem Schiffe sonst ein Unglück begegnen möchte.

Die Araber haben dreyerley Gattungen von Aussatz. Nämlich: 1) **Bohack**. Diese ist weder ansteckend, noch gefährlich. Ein schwarzer Knabe zu Mochha, der mit diesem Aussatz behaftet war, hatte hin und wieder auf dem Leibe weiße Flecken. Man sagte, daß der Gebrauch des Schwefels diesem Knaben auf einige Zeit geholfen, die Krankheit aber nicht völlig gehoben hätte. 2) **Barras**. Diese wird auch nicht für gefährlich gehalten. 3) **Dsjüddam**, oder **Madsjürdam**, ist der allerschlimmste. Nach der Meynung eines Juden zu Maskat ist er derjenige, wovon 3 B. 13, 10. 11. geredet wird. **Dsjüddam** ist wahrscheinlich der Aussatz, den Hillary den Aussatz der Gelenke nennet. Denn als ich mich zu Bagdad erkundigte, bey welcher Gattung des Aussatzes sich die in Michaelis 28ter Frage erwähnter Kennzeichen des sogenannten Aussatzes der Araber zeigten, bey welcher die Finger und Zehen betäubet, der Othem stinkend, das Othemholen schwer, die Ohrlappen, Backen und Augenbraunen

dick und knotig würden, u. s. w. antwortete man mir, dieß wären lauter Zeichen des Madsjürdam, und es fielen denen, so damit behaftet wären, auch noch überdieß die Nägel ab. Nach den Anmerkungen des Hillary aber soll man bey dem Aussatz der Gelenke alle Kennzeichen des von ihm genannten Aussatzes der Araber antreffen, und jener soll sich nur darinn von diesem unterscheiden, daß die Nägel der Finger einwärts gebogen werden, und endlich die Finger Glied vor Glied abfallen.

Die Mohammedaner glauben zwar, daß ihnen nichts begegnen könne, was Gott nicht vorher beschlossen habe. Nachdem aber die Türken bemerkt haben, daß die Europäer sich zu der Zeit der Pest einschließen, und daß deswegen selten einer von ihnen an dieser Krankheit stirbt; so haben auch einige wenige angefangen, zu einer solchen Zeit soviel, als möglich, abgesondert zu leben. Doch versäumt keiner deswegen seine öffentlichen Geschäfte. Wegen des Aussatzes ist man in einigen Gegenden vorsichtiger. Herodotus bemerkt schon, daß die Perser zu seiner Zeit die Aussätzigen von den Gesunden abgesondert haben. Der jetzt regierende Schech zu Abuschähr schickt diejenigen, welche mit dem Aussatz Abbras behaftet sind, man sagte auch diejenigen, welche venerische Krankheiten haben, nach der Insel Bahhrajn. Zu Basra war noch vor wenig Jahren ein eigenes Haus für Aussätzige, und noch jetzt ist zu Bagdad ein eingeschlossenes Quartier mit vielen Hütten, nach welchen man alle diejenigen, bey denen sich die Zeichen von Desjüddam zeigen, mit Gewalt führet, wenn sie sich nicht angeben. Es scheinet aber, daß die Regierung sehr schlecht für diese unglücklichen Leute sorget, weil sie auch alle Freytage in die Marktstras-

sen kommen, und Allmosen sammeln. Ich hätte von diesen Leuten genug sehen können, aber als ich sie mir einmahl auf der Straße entgegen kommen sahe, so hielt ich es für rathsam, ihnen auszuweichen. Diese arme Menschen sollen sich ihr elendes Leben so angenehm als möglich zu machen suchen, und so gar ihre Liebeshändel in ihrem Gefängnisse noch so gut, als in der Stadt, treiben. Noch vor wenig Jahren soll einer, um ein gewisses Frauenzimmer zu erhalten, ein feines Hemde einige Tage getragen, und es nachher dieser Person für eine Kleinigkeit haben verkaufen lassen. So bald er durch seine Kundschafter Nachricht erhielt, daß der Aussaß sich auch an ihr gezeiget, soll er es so gleich gemeldet und verlangt haben, daß man auch sie einschließen möchte.

Folgendes sind Herr Forskals Nachrichten, so er vom Aussatz aufgesetzet. Man findet zu Kahira Aussätzige, aber nur selten. Die Araber nennen die eine Art dieser Krankheit, bey welcher sich nur hin und wieder Flecken auf dem Körper zeigen, Bohack. 3 B. Mos. 13. Man glaubt nicht, daß dieser Aussatz ansteckend sey, wenn man sich auch zu einem, der ihn hat, ins Bette leget. Wenn sich der Aussatz über den ganzen Leib ausbreitet, so nennen ihn die Araber Barras. Diesen Aussatz kann man in den Morgenländern, wo jederman schwarze Haare hat, sehr bald erkennen; denn die Haare der Aussätzigen sollen weißlich werden. Man sagte, daß diese Krankheit geheilet werden könne, wenn die Haare in den weißen Flecken noch schwarz geblieben sind; sind sie aber weiß geworden, so soll der Aussatz unheilbar seyn. Ein Aleppiner, welcher zu Damask gewesen war, sagte, daß man in dieser Stadt ein Quartier fände, welches von lauter aussätzigen Mo-

hamme-

Hammedanern, und ein anderes, daß von aussätzigen Christen bewohnt werde, und daß alle diese durch Allmosen von ihren Religionsverwandten unterhalten werden. Man sperret daselbst auch diejenigen ein, welche gefährliche venerische Krankheiten haben. Diese eingeschlossenen Gesellschaften heyrathen untereinander. Wenn in dem Quartier der aussätzigen Christen ein Kind gebohren wird, so nehmen ihre Glaubensbrüder in der Stadt es so gleich von der Mutter, und geben es einer gesunden Wärterinn. Zeiget sich nun nach drey Monathen bey dem Kinde kein Zeichen des Aussatzes, so wird es in der Stadt erzogen. Findet man aber die Krankheit auch an dem Kinde; so wird es seinen Eltern wieder zurückgegeben, und die Person, welche es gesäugt hat, darf nicht fürchten, angesteckt zu seyn. Im Jahre 1763 am 15ten May sah ich selbst den Aussatz Bohak bey einem Juden zu Mochha. Die Flecken dieses Aussatzes sind von ungleicher Größe. Sie haben keinen Glanz. Sie sind fast unmerklich höher, als die Haut, und verändern die Farbe der Haare nicht. Ihre Farbe ist dunkelweiß, oder etwas röthlich. Seine übrige Haut war schwärzer, als die Haut der Landeseinwohner zu seyn pfleget; die Flecken waren aber nicht so weiß, als die Haut der Europäer, wenn sie nicht von der Sonne verbrannt ist. Die Flecken dieses Aussatzes zeigen sich nicht auf den Händen, und nahe bey dem Nabel, aber wohl am Halse und im Gesichte, doch nicht auf dem Theile des Kopfs, welcher stark mit Haaren bewachsen ist. Sie breiten sich nach und nach aus. Bisweilen bleiben sie nur zwey Monathe, bisweilen aber auch wohl ein bis zwey Jahre, und vergehen nach und nach von selbst. Diese Krankheit ist weder ansteckend, noch erblich, und

verursachet dem Körper gar keine Unbequemlichkeit. Die Juden glauben, daß dieser Aussatz sich oft nach einer übermäßigen Freude zeigt, aber nie nach Sorgen und Betrübniß. Zu Bagdad sagte man, daß man schon dadurch den Aussatz bekommen könne, wenn man Fische gegessen habe, und gleich drauf Milch trinke. Man zeigte uns nachher einen Indianer, welcher den Aussatz Barras hatte, und ich fand die Farbe der Flecken desselben von dem Bohack des Juden ganz verschieden. Der Indianer hatte von Natur eine viel schwärzere, und recht rußfärbigte Haut. Seine Flecken waren aber viel weißer, als der Bohack des Juden. Ich hielte das innere meiner Hand daneben, und fand die Farbe vollkommen gleich. Dieser Mann hatte den Aussatz auch in den Händen, und unter den Füßen, und die Flecken fiengen an, sich nach allen Seiten auszubreiten. Sie zeigten sich auch auf den Beinen. Hier waren die natürlichen schwarzen Haare in den Flecken ganz weiß geworden, und an einigen Stellen schon abgefallen. Er hatte in seiner Jugend den Aussatz auf der Brust und im Gesichte gehabt. Er war aber auf einer Andachtsreise nach Mekke von dem Scherif dadurch kurirt worden, daß er ihm ins Angesicht, und auf die Brust gespien hatte. Seine Haare auf dem Kopfe, im Barte und auf der Brust waren noch pechschwarz.

Unter den gemeinen Indianern zu Bombay ist der Aussatz auch nicht selten. Diese Krankheit muß aber nicht bösartig seyn, denn ich hörte, daß man die damit behafteten ohne die geringste Einwendung in der Gesellschaft der Gesunden mit arbeiten lasse. Sie soll wie eine Art Krätze von schlechter Nahrung, und besonders von verdorbenen Fischen entstehen.

Ueber die Frage: ob nicht gewisse Krankheiten Gegenmittel der Pest sind? konnte ich bey niemand besser Unterricht suchen, als bey dem Doctor Rüßel zu Haleb. Dieser geschickte Arzt erinnerte sich, daß einer die Krätze gehabt, da er von der Pest angegriffen worden, daß er die gefährlichste Krankheit überstanden, aber mit vieler Mühe von seinem ersten Ausschlage geheilet worden sey. Er wußte Exempel, daß Kinder und Erwachsene zugleich die Blattern mit der Pest gehabt; daß einige gestorben, einige aber beyde Krankheiten glücklich überstanden hätten. Er hatte verschiedene mahle bemerkt, daß Leute, die kaum die Blattern überstanden, von der Pest angegriffen worden wären, und daß ein anderer, welcher die Pest kaum loß geworden war, an den Blattern gestorben wäre. So erinnerte er sich auch, daß bey einem Kinde die Blattern und Masern zugleich ausgebrochen wären. Die Fontanellen sind nach den Beobachtungen des Herrn Rüßel gar keine Gegenmittel gegen die Pest; denn fast ein Drittel der Einwohner zu Haleb hat Fontanelle, und dem ohngeachtet werden diese eben sowohl von der Pest angegriffen, als diejenigen, welche sie nicht haben. Ob etwa der Aussatz die Pest abhalte, oder heile, darüber konnte er nichts entscheiden, weil der Aussatz zu Haleb selten ist.

Im 24. Stück des neuen Hamb. Magazins wird behauptet, daß die Pest von Ober-Aethiopien nach Aegypten gekommen sey. Dieses aber ist mir deswegen nicht wahrscheinlich, weil man die Pest in Jemen nicht findet, welches doch unter gleicher Polhöhe ist. Eben daselbst wird behauptet, daß die Pest zu Kahira von dem Gestanke des Kanals, welcher durch diese Stadt gehet, entstehe. Daran zweifle ich auch. Denn die meisten Einwohner in dieser

Stadt wohnen dicht an diesem Kanale, und man höret doch selten, daß einer von ihnen an der Pest stirbet, wenn sie nur von den Einwohnern abgesondert leben.

Die Weiber der Bedouinen impfen ihren Kindern die Blattern selbst ein, indem sie denenselben, in Ermangelung besserer Werkzeuge, mit einem Dorne eine Wunde auf dem Arm ritzen. Zu Konstantinopel, wo die Einimpfung der Blattern unter den Christen sehr gewöhnlich ist, sagte man, daß die Materie der Blattern eben die Wirkung thue, wenn man sie trockne und einschnupfe, oder in einer Rosine einnehme u. s. w. Zu Bombay hörte ich von einem Araber aus der Insel Lam, auf der Südostküste von Afrika, daß die Einimpfung der Blattern in diesen Gegenden eine uralte Gewohnheit sey.

Von der Religion der Araber, ihrem Religionseifer und Toleranz.

Es ist bekannt, daß in den mohammedanischen, wie in allen andern Religionen, verschiedene Sekten anzutreffen sind, und daß die Türken sich zu der Sekte **Sunni**, die Perser aber zu der Sekte **Schia** bekennen. Selbst in Arabien, wo die mohammedanische Religion ihren Ursprung genommen hat, und noch herrschet, findet man diesen Unterschied. Nehmlich: 1) die Sekte **Sunni**. Diese ist die zahlreichste auf dieser Halbinsel, auch deswegen die merkwürdigste, weil die Einwohner der berühmten Städte Mekke und Medina sich dazu bekennen. 2) Die Sekte **Schia** hat ihre Anhänger in einigen Gegenden auf der Ostseite von Arabien; ihren Hauptsitz aber am persischen Meerbusen, und vornehmlich auf

der

der Insel Bahhrein. 3) Die Sekte **Zeidi** ist die herrschende in Jemen. 4) Die Sekte **Beiasi** herrschet in Oman. Diese vier sind die vornehmsten von allen mohammedanischen Sekten, weil sie mächtige Fürsten zu Anhängern haben. Man findet aber in Arabien auch noch andre.

Die **Zeiditen** glauben, so wie die Anhänger einer jeden andern Sekte, daß sie nur die wahre Religion unverfälscht lehren, und halten sich für die Vornehmsten unter allen andern Mohammedanern. Weil die **Sunniten** zu Mekke nur die Gebethäuser der vier von ihnen für orthodox gehaltenen Sekten: **Schafei**, **Hanefi**, **Maleki** und **Hanbali** neben der Kaba herum dulden, so bauen sich die Zeiditen noch ein fünftes unsichtbares Gebethaus in der Luft, mitten über der Kaba, und wollen dadurch einen noch nähern Anspruch auf die Kaba haben, als die Sunniten. Obgleich aber diese ihnen nicht verwehren können Luftgebethäuser zu bauen, so nehmen sie doch von ihren Pillgrimmen, so wie seit einigen Jahren von den Persern, welche eine Reise nach Mekke machen, und sich nicht in allen Cerimonien vollkommen als Sunniten zeigen können, noch wollen, eine ansehnliche Kopfsteuer.

Die **Sunniten**, Schiiten, Zeiditen hegen alle eine gewisse Ehrerbietung gegen die Nachkommen Mohammeds. Die **Beiasi** wollen ihnen in keinem Stücke einigen Vorzug vor andern Arabern einräumen; sondern behaupten, daß alle Mohammedaner von Geburt ein gleiches Recht zu allen Ehrentiteln, und den größten, sowohl geistlichen, als weltlichen, Bedienungen haben. Der Regent des Gebietes, wozu der bekannte Hafen Maskat gehöret, nennet sich deswegen **Imam**, und vermuthlich auch, so wie der Regent

zu Sana, Chalif, ohne seine Abkunft von Mohammed herzuleiten. Die starken Getränke sind allen Mohammedanern verboten. Die Beiasi rauchen auch keinen Taback, und trinken keinen Kaffee. Doch sind sie so höflich gegen Fremde, sie damit zu bewirthen. Selbst der jetzige Imam hatte einem reisenden Sunniten bey einem Besuche beydes reichen lassen, weil es bey den übrigen Mohammedanern für eine Unhöflichkeit gehalten wird, die Fremden nicht zu bewirthen. Dieser Regent erlaubet auch nicht nur den Fremden, sondern auch den Geringsten von seinen Unterthanen, sich in seiner Gegenwart und dicht an ihn zu setzen. Sowohl er, als seine Glaubensgenossen, vermeiden alle Pracht in ihrer Kleidung, in ihren Wohnhäusern und Mosqueen, und die Gerechtigkeit wird bey ihnen, sowohl gegen Fremde, als Einheimische, auf das strengste beobachtet. Aber auch nicht alle Regenten von dieser Sekte haben mit so großer Gerechtigkeit und Herablaßung regieret. Der vorhergehende war dem Trunk und andern Lastern ergeben; er ward aber abgesetzt, und seine Familie von der Regierung ausgeschloßen.

Da die Türken und Perser viele blutige Kriege gegen einander geführet haben, und diese immer als Religionskriege angesehen worden sind, so sind die Sunniten und Schiiten so sehr gegen einander aufgebracht, daß sie sich mehr haßen, als die ganz fremden Religionsverwandten, oder die sogenannten Ungläubigen. Deshalb erlauben beyde zwar den Christen und Juden, in ihren Ländern Kirchen und Synagogen zu bauen. Die Schiiten aber leiden keine Mosqueen der Sunniten in Persien. Diese verstatten wieder den Schiiten nicht, in der Türkey ihren Gottesdienst öffentlich zu halten; ausgenommen

bey den Gräbern ihrer vermeinten Apostel, welche man in der Gegend von Bagdad antrifft, und diese Freyheit müssen sie theuer bezahlen. In dem kleinen Königreiche Jemen, wo doch die Sunniten fast eben so zahlreich sind, als ihre Beherrscher, die Zeiditen, vertragen sich die Anhänger dieser beyden Sekten ziemlich gut. Ich habe nicht bemerkt, daß sie die fremden Religionsverwandten haßen, wohl aber, daß sie dieselben, so wie die Europäer die Juden, verachten.

Wenn aber auch die Mohammedaner die vermeinten Ketzer und Ungläubigen nicht so hoch schätzen, als sich selbst; so habe ich doch niemals gehört, daß sie solche bloß der Religion wegen verbrennen, woferne sie nicht eine Missethat begangen, z. E. sich mit mohammedanischen Weibern abgegeben haben. Auch alsdenn sind sie gemeiniglich von der Strafe frey, wenn sie nur Mohammedaner werden. Doch diejenigen, welche Gotteslästerungen ausgesprochen haben, werden ohne Gnade mit dem Tode bestraft, und wenn der Missethäter auch ein Mohammedaner ist. Beyspiele davon sind nicht selten. Als ich zu Bagdad war, verlangte ein Janitschar eine Schuldforderung von einem Bürger; der ihn mit einer andächtigen Miene ermahnte, sich Gottes und des Propheten zu erinnern, nicht zornig zu werden, sondern Geduld zu haben, bis er im Stande seyn würde zu bezahlen. Der Janitschar ward endlich verdrießlich. Und als der Schuldner ihn nochmals an Gott und den Propheten erinnerte, antwortete er im Zorn und in der Uebereilung mit einer Gotteslästerung. Der scheinheilige Schuldner rief Zeugen, und der Janitschar ward noch an demselben Tage aus dem Korps gestoßen, und den folgenden Tag aufgehängt.

Die

Die Araber suchen weder durch Zwang, noch durch gute Worte, Proselyten zu machen, außer etwan bey einigen ihrer gekauften Sklaven. Sie sind aber dem Koran nach verbunden, diejenigen zu beschützen, welche ihre Religion annehmen wollen. Dieses Gesetz beobachten die Araber in Jemen sehr genau. Es entlaufen oft europäische und indianische Matrosen von den Schiffen zu Mochha; und wenn diese freywillig und im Ernst verlangen Mohammedaner zu werden, so werden sie geschützt, sonst aber gleich wieder ausgeliefert. Damit auch diese ihre neuen Glaubensgenossen nicht gänzlich Noth leiden mögen, so ist der Gouverneur zu Mochha verpflichtet, einem jeden monathlich ein und einen viertel Speciesthaler zu bezahlen. Dieses verleitet freylich viele Nichtswürdige, ihren Glauben zu verleugnen, vornehmlich wenn sie auf dem Schiffe eine Missethat begangen haben, und sich vor der Strafe fürchten. Weil sie aber von diesem kleinen Gehalte nur ein kümmerliches Leben führen können, so kann man doch wohl nicht sagen, daß die Araber in Jemen dadurch suchen, ihre Glaubensgenossen zu vermehren. Wenn ein Christ wirklich ein Mohammedaner geworden ist, so sind die Araber auch nicht so eifersüchtig, daß sie ihm allen Umgang mit Christen verbieten, oder ihm nicht erlauben sollten, aus dem Lande zu reisen. Ein Franzose, der zwey Jahre vor unserer Ankunft ein Mohammedaner hatte werden müssen, um nicht den Engländern, von welchen er entlaufen war, wieder ausgeliefert zu werden, erhielt anfänglich, so wie die übrigen Renegaten, von der Regierung monatlich etwas weniges zu seinem nothdürftigen Unterhalt. Er verlohr es aber bald, weil man merkte, daß er ein gutes Handwerk gelernt hatte, und sein Brod selber verdienen konnte. Er

nahm

nahm zu Beit el Fakih bey uns Dienste, und reisete mit uns von hier nach Mochha, Taäs und Sana, und wieder zurück, ohne daß ihm die Mohammedaner deshalb im Ernste Vorwürfe machten. Weil er sich während dieser Zeit etwas Geld erworben hatte, und wir ihn nicht mit aus dem Lande nehmen wollten, damit man nicht glauben sollte, als hätten wir ihn verführet; so suchte und erhielte er noch, vor unserer Abreise von Mochha, einen Paß, um mit einem andern Schiffe, worauf der Kapitain ein Mohammedaner war, nach Indien zu gehen. Die Araber glaubten, daß dieser Mensch ein guter Mohammedaner werden würde, und man wollte ihn deswegen nicht zwingen zu bleiben, ob er gleich der beste Büchsenschmidt im Lande war.

Man findet nicht nur in den meisten Provinzen Arabiens einige Juden, die zerstreuet unter der Herrschaft der Mohammedaner leben, sondern auch in der bergigten Gegend von Hedsjas um Cheibar herum sogar ganze Stämme, welche unter ihren unabhängigen Schechs stehen. Wenn sich eine hinlängliche Anzahl von ihnen in einer Stadt befindet, so wohnen sie gerne bey einander und von den Mohammedanern abgesondert. Sie haben deswegen ihre Familien und Synagogen in Jemen vielfältig in Dörfern nahe bey den großen Städten. Ich habe nicht gehöret, daß die Christen in ganz Arabien, Basra nicht mit gerechnet, nur eine einzige Kirche haben, obgleich ihre Anzahl ehemals in Arabien ansehnlich gewesen ist. Doch trifft man noch viele Sabbäer, oder sogenannte Johannis = Christen, in der Provinz Lachsa.

In Jemen, in Oman und zu Basra sind auch viele Banianen, oder sogenannte Heiden aus Indien.

Die

Die Mohammedaner verachten dieselben vielmehr, als die Christen und Juden, uud zwar vornehmlich, weil sie keine göttliche Bücher, d. i. weder die Bücher Mosis, noch das Evangelium, oder den Koran, haben, und ihrer Meynung nach also gar nichts von Gott wissen. Ein Mohammedaner, der eine Jüdinn, oder Christinn, heyrathet, bemühet sich oft gar nicht, sie zur Verleugnung ihres Glaubens zu bewegen. Die Sunniten aber sagten, daß sie gar keine Banianinn, oder eine von den Parsis, (den sogenannten Feueranbetern) heyrathen, und ich glaube nicht einmahl, daß sie mit ihnen essen dürfen. Man erlaubt den Banianen in Jemen auch weder ihre Todten zu verbrennen, noch ihre Weiber mit zu bringen, weil einmal wegen einer schönen Indianerinn unter den Mohammedanern zu Mochha Streit entstanden seyn soll. Zu Maskat aber können alle Religionsverwandte nach ihren eigenen Gesetzen leben. Die Banianen haben daselbst nicht nur ihren angewiesenen Platz außerhalb der Stadt an der Seeseite, wo sie ihre Todten verbrennen, sondern auch viele von ihnen haben ihre indianischen Weiber bey sich. Einer der dasigen Banianen, welchen ich fleißig besuchte, hatte viele Figuren von Porcelain öffentlich in seinem Zimmer stehen, ohne zu befürchten, daß die Mohammedaner ihm deshalb Vorwürfe machen würden. Ich habe auch in Persien viele Banianen gesehen, aber nicht erfahren, wie viel Freyheit man ihnen daselbst erlaube. Die zu Basra können ihre Todten außerhalb der Stadt verbrennen.

Es scheinet, daß die Mohammedaner in Indien diejenigen, welche von einer fremden Religion sind, noch weniger haßen, als die Araber. Wenigstens sagte man zu Surat, wo die Regierung mohammedanisch

danisch ist, ein sehr großer Theil der Unterthanen aber so genannte Heiden von allerley Religionen und Sekten sind, daß sich alle diese sehr wohl unter einander vertragen. Die Banianen sind auch sehr ruhige Unterthanen. Anstatt daß die Geistlichen von der zahlreichsten Sekte unter den Christen sich alle Mühe geben, um die Ungläubigen taufen zu können, und die Mohammedaner alle diejenigen beschneiden, und beschützen, welche ihren Glauben annehmen wollen; so nehmen die Bramanen, Banianen, Rasbutan, u. a. gar keinen Fremden in ihre Gemeine auf. Hergegen stoßen sie das liederliche Gesindel aus ihren Versammlungen, und verschaffen dadurch bisweilen den Christen und Mohammedanern neue Proselyten.

Ueber die Landschaft Jemen, Regierungsform, Kriegskunst, und den Zustand andrer Künste darinnen.

Die Natur hat diese Landschaft in zwey Theile, die niedrige Gegend, Tehama, und die bergigte, Dsjäbbal, getheilt. In dieser Landschaft sind viele unabhängige Landschaften. Der Regent von Jemen in engerm Verstande wird gemeiniglich der **Imam** genannt. Er vertritt auch das Amt eines Imams, indem er sich, wenn er sein Gebeth in Gesellschaft mit andern verrichtet, vor derselben stellet, damit die Anwesenden ihn sehen, und ihm in den gewöhnlichen Ceremonien folgen können. Man heißt ihn auch Chalif. Der Thron von Jemen ist erblich, und wenn die Prinzen alle gleich gute Eigenschaften besitzen, so wünschen die Unterthanen jederzeit den ältesten, welcher von einer ehelichen Frau des Imams

gebohren worden, zu ihrem Regenten zu bekommen. Dieß geschiehet aber nicht allemahl. Der Imam von Jemen ist übrigens ein freyer unabhängiger Herr, der sich weder im Geistlichen, noch Weltlichen, um die Befehle einer auswärtigen Macht bekümmert. Da er sich mit einem großen Theile seiner Unterthanen zu der Sekte Zeidi bekennet, und sich selbst Chalife und Imam nennet; so ist er in seinem Lande als das Oberhaupt im Geistlichen anzusehen. Der Imam, als ein weltlicher Fürst, führet Krieg, und schließet Frieden, allein es scheint nicht, daß er unumschränkt regieren könne. Wenigstens sagte man, daß es ihm nicht erlaubt sey, einem einzigen von seinen Unterthanen, ja so gar nicht einmahl einem Juden, oder Heiden, das Leben zu nehmen. Sondern alle Halsgerichts- und andre wichtige Sachen, sollen vor dem höchsten Gerichte zu Sana, welches aus verschiedenen Kadis bestehet, und in welchem der Imam präsidiret, ausgemacht werden. In diesem Gerichte werden die Processe sowohl schriftlich, als mündlich, und auch wohl durch Fürsprecher, abgehandelt. Ich hörte in Jemen, daß in diesem Gerichte mehr als 20 Kadis sitzen.

Wenn aber der Imam ein Tyrann und mächtig ist, so fehlet es ihm auch nicht an Mitteln, Ungerechtigkeiten zu üben. Von den vielen Kadis sind gemeiniglich nur einige wenige, nach deren Ausspruch alles entschieden wird, indem die übrigen ihnen in allen Stücken beypflichten. Wenn der Imam also nur die Hauptpersonen gewinnen kann; so ist es ihm leicht ein Urtheil gegen diejenigen zu erhalten, welche er am Leben strafen will. Vornämlich, weil es zum theil in seiner Gewalt stehet, die Kadis, so wie alle seine übrigen Bedienten, zu verändern, und sie bloß hie-

durch

durch zu nöthigen, nach seinem Verlangen ihre Urtheile zu sprechen.

In einem jedem Amte des jetzigen Königreichs Jemen ist ein Stadthalter, Dola, Emir. Man nennet ihn auch wohl Wali, doch scheinet dieser Titel nur Personen von vornehmer Geburth zuzukommen. Ein Dola ist in seinem Amte ohngefähr so viel, als ein Pascha bey den Türken; denn er kommandirt die Truppen des Imams in seinem Gebiete, und hebet die herrschaftlichen Einkünfte. Allein er muß selbst auf dem Zollhause sitzen, und jährlich sehr genaue Rechnung ablegen. Von denen viel eintragenden Aemtern werden sie gemeiniglich um das 2te, oder 3te Jahr zurückberufen, damit sie sich nicht Reichthümer sammeln, und Lust bekommen mögen sich unabhängig zu machen. Wenn die Regierung eines Dola verlängert wird, so schickt der Imam ihm allezeit ein Pferd, ein Ehrenkleid und einen Säbel, und da es ihm angezeigt wird, an welchem Tage er dieses erwarten kann, so muß er demjenigen, der es bringt, außerhalb der Stadt entgegen kommen, und die Gnadenzeichen seines Souverains mit Ehrerbietung in Empfang nehmen. Nicht nur geborne Araber von geringer Herkunft, sondern auch gewesene Sklaven, können zu diesen Bedienungen gelangen, wenn sie geschickt dazu erfunden werden. Wenn man aber einen Dola überführen kann, daß er sein Amt nicht in allen Stücken getreu verwaltet hat, so muß er befürchten, daß er sehr scharf mit Gefängniß und Konfiskation aller seiner Güter bestraft werde. Sehr selten aber geschiehet es am Leben. Sondern nachdem einem Dola alles abgenommen, und er einige Zeit ohne Bedienung gewesen ist, so erhält er oft wieder ein einträgliches Amt. Sind in einem Amte

mehrere ansehnliche Oerter, als der, wo der Dola wohnet; so sendet dieser einen Unter-Dola mit einigen Soldaten dahin, und man findet deswegen in allen Marktflecken eine kleine Besatzung, wenn sie auch nur aus 5 bis 6 Mann bestehet. Hat ein solcher Unterrichter keine Soldaten, so nennet man ihn Schech, und in den kleinen Dörfern Hakim.

Es ist auch in jedem Amte, wenigstens in den größern, ein Bas Kateb, oder Controlleur, der unmittelbar unter dem Imam, aber nicht unter dem Dola stehet, aber mit diesem auf dem Zollhause sitzen, von allen herrschaftlichen Einkünften Gegenrechnung halten, und auf die Aufführung der Bedienten des Imams überhaupt ein wachsames Auge haben muß. Dieser ist gemeiniglich eine Geißel des Stadthalters. Denn, wenn er wünscht, bald selbst Dola zu werden, so muß er den Imam von allem unterrichten, wenn der andre in seinem Dienste nachläßig gewesen, oder etwa von den Unterthanen unrechtmäßigerweise Geld erpresset hat. Bisweilen glückt es einem solchen, für seinen Eifer zur Belohnung ein Amt zu erhalten. Aber man setzet ihm einen eben so geschickten Bas Kateb zur Seite, der ihn oftmals eben so geschwinde vertreibt, als er seinen Vorgänger vertrieben hatte.

In jedem Amte ist auch ein Kadi, der wahrscheinlich unter den obersten Kadis zu Sana stehet, so wie die Kadis in der Türkey unter dem Mufti zu Konstantinopel. Die Kadis sind so wohl hier, als in den türkischen Ländern, Richter über geistliche und weltliche Sachen. Ihr Ausspruch kann so wenig hier von einem Dola, als in der Türkey von einem Pascha, umgestoßen werden. Die Kadis in Jemen aber werden fast durchgehends, so viel ich von ihnen habe

reden

reden hören, für Leute gehalten, die ein exemplarisches Leben führen, die Gerechtigkeit lieben und befördern. Ja von einigen sagte man, daß sie es als eine Beschimpfung ansehen würden, wenn jemand ihnen Geschenke anbiethen wollte, um bessere Hülfe in einer Rechtssache erwarten zu können. Selten wird man dieses von den türkischen Kadis sagen können, denn sie lieben das Geld gemeiniglich mehr, als die Gerechtigkeit. Die Kadis in den großen türkischen Städten werden auch sehr oft verändert, die in Jemen aber behalten ihre Bedienung gemeiniglich auf Lebenszeit.

Die Einkünfte des jetztregierenden Imams sollen monathlich auf vierzigtausend Species Thaler gerechnet werden können. Der Imam hat zwar eine stehende Armee, sie ist aber nicht so genau in Regimenter, als die europäischen, abgetheilet, und deshalb kann ein Reisender davon nicht so leicht vollständige Nachricht erhalten. Seine Infanterie in Friedenszeiten rechnet man auf vier tausend, und die Kavallerie auf tausend Mann. Der Dienst eines Kavalleristen bestehet zu Friedenszeiten vornehmlich darinn, daß er am Freytage, wenn ein Stallknecht ihm sein Pferd, welches in dem Stalle des Dola von der Stadt, wo er wohnet, unterhalten wird, vor der Thüre bringet, er aufsteiget, und zu Sana den Imam, in den Aemtern aber den Dola, zur Mosque begleitet. Die Morgenländer haben sehr viele Sorgfalt für die Erziehung und Erhaltung ihrer Pferde. Fast ein jedes Reitpferd in den Ställen der Vornehmen hat seinen Wärter. Weil es hier des Nachts empfindlich kalt ist, so werden die Pferde alsdenn mit Decken belegt. Sie werden so wohl auf dem Graße, als in den Ställen, mit den Füßen gleichsam

an die Erde genagelt, und gewöhnen sich also nicht leicht zu manchen Untugenden, die sie leichter lernen, wenn sie die Füße frey haben. Hingegen haben sie den Kopf frey, und dieß ist wahrscheinlich zu ihrem großen Vortheile, da sonst viele gute Pferde durch eine zu schwere, oder schlechtgemachte Halfter verderbt werden. Die meisten Kavalleristen des Imams sind zugleich Civilbediente; denn auch diese gehen bey den Morgenländern mit zu Felde. Ein jeder kleidet sich nach eigenem Gefallen. Ihre Gewehre bestehen in einer langen Lanze, welche der Stallknecht trägt. Sie haben ferner einen Säbel, ihr krummes Messer vor dem Leibe, und einige haben auch ein paar Pistolen am Pferde. Wenn sie von der Mosque zurück, und auf einen großen Platz kommen, welchen man fast in allen Städten vor dem Hause des Dola findet, so nehmen einige ihre Lanzen, und verfolgen sich paarweise, und hierinn bestehet alle ihre Kriegesübung.

Die Soldaten haben in Friedenszeiten nicht viel mehr zu thun, als die Reuter. Jedoch müssen sie bey dem Dola mit dem Gewehr in der Hand Schildwache halten, eine Gewohnheit, welche ich mich nicht erinnere bey den Türken gesehen zu haben. Sie sind übrigens bey den Thoren und auf den Wartthürmen vertheilet. Sie erhalten monathlich drittehalb Species Thaler. Sie kleiden sich nach eigenem Gefallen. Die meisten haben lange Haare, entweder herunterhangen, oder in einem Schnupftuche also gebunden, daß die Haare wie in einem Beutel auf dem Halse liegen. Uebrigens haben einige nur ein kurzes Tuch um die Hüfte, und über demselben einen Gürtel mit ihrem breiten Messer vor dem Leibe. Viele Soldaten tragen auch ein Hemde und Beinkleider. Auf

der Reise, und also vermuthlich auch, wenn sie zu Felde gehen, haben sie einen Schild, einen Säbel, und auch wohl eine Lanze. Sie müssen den Dola am Freytage zur Mosque begleiten, und alsdenn gehen vor jede vierzig bis funfzig Mann, die etwa in 6 bis 7 Glieder vertheilt sind, 4 Mann, die ihre bloßen Messer, oder ihre Flinten, in die Höhe halten, dabey singen, und dergestalt von einer Seite zur andern hüpfen, daß man glauben sollte, die Leute wären närrisch, oder besoffen. Dieses ist wahrscheinlich ein alter Gebrauch, wodurch die Soldaten zum Fechten aufgemuntert werden sollen. Trommeln und Fahnen fehlen nicht. Bey der Zurückkunft auf den erwähnten Platz müssen die Soldaten verschiedenemahl feuern. Dieses gehet ziemlich unordentlich zu. Indessen ist es doch eine Art der Kriegsübung, welche ich bey den Türken nicht gesehen habe.

Die Araber in Jemen haben eine besondere Art ihre Tapferkeit in einer Schlacht zu zeigen. Derjenige, welcher zu dieser Zeit die größten Proben seines Eifers in dem Dienste seines Herrn zeigen will, bindet sich das eine Bein krumm zusammen, und feuert so lange, bis der Feind sich zurückziehet, oder bis seine eigene Kameraden ihn verlassen, und er selbst niedergehauen wird.

Die Araber brauchen keine Kanonen im Felde, und bey den wenigen Kanonen in ihren Kastells haben sie gemeiniglich verlaufene Türken, oder indianische und europäische Renegaten, wovon selten einer in seinem Vaterlande eine Kanone abgefeuert hat. Kriegesschiffe braucht der Imam nicht, da er von der Seeseite nichts zu befürchten hat. Ich habe auch auf dem ganzen arabischen Meerbusen nichts von Seeräubern gehört. Die jemenischen Schiffe haben das

besondere, daß sie Segel von Strohmatten führen. Die Fischerboote der Araber in Jemen sind vielleicht die einfachsten und die ältesten in der ganzen Welt. Sie bestehen aus einigen forne etwas krummen Stücken Holz, die durch Queerhölzer mit hölzernen Nägeln befestiget sind. Auf einen solchen Schlitten setzt sich ein Fischer in seiner gewöhnlichen Kleidung, nämlich ganz nackend, außer mit einem Tuche um die Hüfte, oder bloß mit einem schmalen Stücke Leinwand zwischen den Beinen, um die Schaam zu bedecken, und mit einem schlechten Turban auf dem Kopfe. Um die Hüfte hat er einen Strick, um das erwähnte Stück Leinwand zu befestigen. Sein Ruder ist ein Stock, worauf an jedem Ende ein kleines Bret angenagelt ist, und mit diesem schlägt er bald an der einen, bald an der andern Seite ins Wasser. Bey gutem Winde bedienet er sich seines Ruders anstatt eines Mastbaums, und einer kleinen Strohmatte anstatt eines Seegels.

Die Künste sind in Arabien in einem schlechten Zustande. Buchdruckereyen findet man hier gar nicht, und die Mohammedaner werden sie auch so bald wohl nicht einführen. Nicht, wie man in Europa zu sagen pflegt, weil die Geistlichkeit und die vielen Schreiber, welche gleichsam unter ihrem Schutze stehen, sich dawider setzen; sondern weil die neuern an einander hangenden, oft über einander gesetzten, und durcheinandergeschlungenen arabischen Buchstaben viel schöner aussehen, wenn sie gut geschrieben, als wenn sie gedruckt sind. Vornehmlich wenn die arabischen Druckereyen nicht vollständiger sind, als die, welche wir in Europa zu haben pflegen. Ich habe den Arabern oft gedruckte Bücher gezeigt, sie fanden solche aber kaum leserlich. Daher hat die

Buch=

Buchdruckerey des Ibrahim Effendi zu Konstantinopel so bald aufgehöret. Dieser Renegat hat verschiedene Bücher gedruckt. Seine Erben haben auch noch jetzt die ganze Buchdruckerey. Aber sie haben die Arbeit nicht fortsetzen können, weil der Absatz so geringe war, daß sie die vielen Kosten der Auflage davon nicht bestreiten konnten. Wären die kufischen Buchstaben noch jetzt gebräuchlich, so würde die Buchdruckerey bey den Mohammedanern gewiß mehr Beyfall gefunden haben. Diese sind zwar auch zum Theil mit einander verbunden. Aber sie wurden doch nicht übereinander geschrieben und durcheinander geschlungen, und daher würde eine solche Druckerey mit viel wenigern Kosten vollständig gemacht werden können, als eine neue arabische. Beyläufig bemerkte ich hier noch, daß die Juden Druckereyen zu Konstantinopel, Ismir und Salonique, und die Griechen andre zu Konstantinopel und Bukaresth haben.

Weil man unter den Sunniten noch immer einige Scheinheilige findet, die gar keine Figuren dulden wollen, so trifft man unter ihnen keine Mahler und Bildhauer an. Indessen machen die Araber ihre Innschriften mit erhabenen Buchstaben sehr gut. Sie lassen sie gemeiniglich durch ihre besten Schreibmeister auf den Stein schreiben, und der Steinhauer darf also nur dem Vorgezeichneten folgen. Gold und Silber wird in Jemen sehr gut verarbeitet, aber meistentheils durch Juden und Banianen. So gar bey der Münze zu Sana findet man fast lauter Juden, so wie zu Kahira und Konstantinopel Armener, Griechen, und Juden. Es war zu meiner Zeit in ganz Jemen kein einziger, welcher eine Uhr repariren konnte. Es scheint auch, daß man die Musik in Jemen gänzlich vernachläßiget. Wenigstens erinnere ich

mich nicht in diesem Lande andre musikalische Instrumente gehört zu haben, als Trommeln und Schalmeyen.

Alle Handwerksleute arbeiten hier sitzend. Die Drechsler ziehen ihren Bogen mit der linken Hand, und das Eisen regieren sie mit der rechten Hand, und dem linken Fuße. Es scheinet auch, daß die Füße der Araber sich zu dieser Arbeit besser schicken, als der Europäer ihre; denn da sie solche niemals in enge Schuhe einsperren, so können sie mit ihren Zehen allerley Lenkungen machen, so wie wir mit unsern Fingern. Wasser- und Windmühlen habe ich in ganz Arabien nicht gesehen. Doch traf ich in Tehama eine Oehlpresse an, die durch einen Ochsen getrieben ward, und vermuthete daher, daß die Araber auch dergleichen Kornmühlen haben. Sonst machten sie ihr Korn zwischen zwey kleinen Steinen, wovon der oberste mit der Hand umgedrehet wird, oder reiben ihren Durra auf einem länglichen Steine, wie schon bemerkt worden. Man sagte, daß in Jemen noch jetzt keine Säbel gemacht würden, aber wohl breite, krumme und spitzige Messer, welche sie Jambra nennen. Die Araber haben erst vor wenigen Jahren angefangen, selbst Flinten zu machen. Diese sind noch schlecht, und man braucht hier überhaupt noch keine andre, als mit Lunten. Seit einigen Jahren ist zu Mochha auch eine Glashütte angelegt worden. Man hat in Jemen zwar viele Leinwandfabriken, aber nur von der mittlern und gröbern Sorte. Die feine Leinwand kömmt aus Ostindien, und sehr viel grobes aus Aegypten. Laken verfertigen die Araber gar nicht. Man würde es in dem heißen Tehama auch fast gar nicht brauchen können.

In Jemen werden nur wenig Münzen geschlagen. Der Imam hat zwar von venetianischen Dukaten kleinere Goldmünzen, nämlich zu anderthalb und zu dreyviertel Species Thaler prägen lassen. Man trifft sie aber nur selten bey den Wechslern an. Es werden auch Goldstücke zu drey Species Thaler geschlagen. Sonst sieht man da häufig venetianische Dukaten und römischkayserliche Species Thaler.

Von den Bedouinen, oder herumstreifenden Arabern.

Die Einwohner der arabischen Städte, und besonders derer an der Seeseite und auf der Gränze liegenden, sind wegen ihrer Handlung und Gewerbe dergestalt mit Fremden vermischt worden, daß sie gar vieles von ihren alten Sitten und Gebräuchen verlohren haben. Die wahren Araber aber, welche ihre Freyheit jederzeit höher geschätzt haben, als Reichthümer und Bequemlichkeit, leben in abgesonderten Stämmen unter Zelten, und beobachten noch beständig die uralte Regierungsform, Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren. Sie nennen ihren Adelichen insgesamt Schech, oder Schächh. Ein Schech z. E. regiert über seine Familie und alle ihre Bediente. Wenn diese ihr Eigenthum gegen ihre Nachbaren nicht vertheidigen können, so verbinden sich mehrere kleine Schechs mit einander, und wählen unter sich einen größern. Mehrere größere Schechs unterwerfen sich mit Genehmigung der kleinern einem noch mächtigern, als sie sind, und der ganze Stamm wird alsdenn nach der Familie des großen Schechs benannt. Sie sind alle gleichsam gebohrne Soldaten, und treiben zugleich die Viehzucht.

zucht. Die Schechs von den großen Stämmen haben eine Menge Kameele, theils um sie in ihren Kriegen zu gebrauchen, theils auch um darauf die Waaren der Kaufleute von einer Stadt zur andern zu bringen, und endlich um sie zu verkaufen. Die kleinern und gleichsam unterwürfigen Stämme ziehen mehr Schaafe. Den Ackerbau und andre schwere Arbeit überlassen sie ihren Unterthanen der gemeinen Araber. Diese wohnen in schlechten Hütten, die Schechs unter Zelten.

Weil diese Araber in der reinen und freyen Luft zu leben gewohnt sind, so haben sie einen überaus feinen Geruch. Die Städte gefallen ihnen so wenig, daß es ihnen unbegreiflich scheinet, wie Leute, die doch das Ansehen haben wollten, als liebten sie die Reinlichkeit, in einer so unreinen Luft leben können. Verschiedene glaubwürdige Männer haben mich gar versichern wollen, daß, wenn man einen Bedouinen in Hedsjas auf die Stelle führet, wo ein Kameel gestanden hat, er es wieder ausspüren kann, wenn es auch zu der Zeit verlohren seyn sollte, da die Pilgrimme und also auch viele tausend fremde Kameele zu Mekke sind. Sie sollen fünf Tage lang ohne Wasser leben, und gleich bestimmen können, wie tief sie an einer Stelle graben müssen, um Wasser zu bekommen, wenn sie nur das Erdreich und die darinn wachsenden Kräuter sehen. Kurz, sie sind zu ihren Streifereyen in der Wüste sehr geschickt.

Die Regierung bleibt bey diesen Arabern in der Familie eines jeden großen, oder kleinen Schechs, und es wird nicht allezeit der älteste, sondern derjenige von den Söhnen, oder nächsten Anverwandten, gewählt, der für den tüchtigsten gehalten wird. Sie bezahlen wenig, oder gar nichts, an ihre Obern. Jeder der klei-

nen Schechs ist nicht nur der Fürsprecher, sondern auch der Anführer seiner Familie. Der Große muß sie also mehr wie seine Bundesgenossen, als wie seine Unterthanen, ansehen. Wenn sie gar nicht mit seiner Regierung zufrieden, und gleichwohl außer Stande sind, ihn abzusetzen, so treiben sie ihr Vieh zu einem andern Stamme, der gemeiniglich froh ist, seine Parthey verstärken zu können. Es muß sich aber auch ein jeder kleiner Schech bestreben seine Familie wohl zu regieren, weil ihn diese sonst gleichfalls verlassen, oder absetzen würde. Daher sind bisweilen die Namen grosser Stämme in Vergessenheit gekommen, und kleinere, welche vorher gar nicht bekannt waren, haben sich empor geschwungen. Viele Stämme haben sich getheilt, und sind in entfernten Gegenden entweder berühmt, oder genöthiget worden, sich unter den Schutz eines andern Stammes zu begeben. Niemals sind diese Bedouinen gänzlich von Auswärtigen bezwungen worden, und werden auch niemals bezwungen werden können. Dagegen sind nicht nur viele Städte in dem nördlichen und östlichen Theile von Arabien den Fremden, sondern auch sogar die reichsten Städte der abgelegenen Landschaft Jemen, den Persern, Habeßinern, Anubiten und Türken unterwürfig gewesen.

Diejenigen Stämme Araber, welche sich nicht haben gelüsten lassen, in Dörfern und Städten zu wohnen, oder sich wenigstens in der Nähe von großen Städten aufzuhalten, um ihr Vieh, ihre Milch und Butter theuer verkaufen zu können, haben ihre Freyheit gänzlich behauptet. Die Araber in der Gegend von Bagdad, Mosul, Oerfa, Damask, und Haleb aber sind dem Namen nach dem Sultan unterworfen. Einige besitzen nehmlich Dörfer, wofür sie etwas gewisses an den Pascha bezahlen, oder

sie

sie haben die Einkünfte davon, und erhalten überdieß noch wohl gar gewisse Summen, um die Karavanen, welche durch die Wüste reisen, gegen andre Araber zu beschützen. Aber der Sultan kann den arabischen Stämmen niemals einen türkischen Gouverneur geben; denn so wie einzelne Familien ihren Stamm verlassen können, wenn sie mit dem regierenden Schech nicht zufrieden sind; so würde sich auch der ganze Stamm bald in die Wüste zurückziehen, wenn man ihm einen türkischen Gouverneur aufdringen wollte. Die Paschas müssen sich also damit begnügen, daß sie Uneinigkeit unter der regierenden Familie stiften, und bald den einen, bald den andern in der Regierung über seinen Stamm unterstützen. Ich bin nicht gewiß, ob der Scherif zu Mekke sich auch auf diese Art eine Herrschaft über einige Stämme Araber in Hedsjas anmaßet. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er keine Gelegenheit versäumt, die großen Stämme in seiner Nachbarschaft zu schwächen, und dieses kann auf keine bequemere Art geschehen, als wenn er die kleinern Schechs gegen den regierenden, oder den einen Stamm gegen den andern aufwiegelt. Man sagte, daß die Stämme, welche sich in der Nähe von Mekke aufhalten, einen kleinen Tribut an Schaafen und Kameelen an den Scherif bezahlen.

Die verschiedenen Stämme führen unter sich viele, aber weder blutige, noch lange dauernde Kriege. Sobald aber einer unter ihnen von einem auswärtigen Feinde, nehmlich dem Türken, angegriffen wird, so vereinigen sie sich bald, um das gemeine Wohl zu vertheidigen. Ein jeder von ihnen glaubt, in seinem Gebiete völlig souverain zu seyn, weil seine Vorfahren in der Gegend, wo er wohnt, vielleicht einige hundert Jahre regieret haben. Deswegen glaubt er

auch, ein eben so großes Recht zu haben, von den Reisenden, welche durch sein Gebiet ziehen wollen, gewisse Geschenke, Wegegeld, oder Zoll, wie man es nennen will, verlangen zu können, als andre Nationen unter gleichen Umständen einen Zoll von fremden Kaufleuten und andern Reisenden fodern. Die türkischen Sultane haben sich sogar verbunden, einem jeden Stamme Araber am Wege nach Mekke dafür, daß er die Brunnen am Wege nicht verderbt, und die Pilgrimme durch seinen Distrikt begleitet, jährlich eine gewisse Summe Geldes und eine Anzahl Kleider zu geben. Aber die türkischen Anführer der großen Karwanen sind viel zu stolz, als daß sie die großen arabischen Schechs für souveraine Prinzen, und also für mehr, als sich selbst, ansehen sollten. Sie halten solche vielmehr für Rebellen und Räuber, die kein Recht haben können, von ihnen deswegen, weil sie ihre heilige Oerter besuchen wollen, Geschenke zu verlangen, und kommen alle Jahre mit ganzen Armeen nach Mekke, um ihre Pilgrimme und Kaufleute, welche auch alle bewaffnet zu seyn pflegen, zu beschützen. Wenn also die Türken alle Jahre mit einer Armee in Arabien erscheinen, so müssen die Araber, vornehmlich bey einem öffentlichen Kriege, ihnen eine Armee entgegen stellen, um ihre Rechte zu behaupten. Diese kann man wohl nicht mit einer Bande Räuber vergleichen, da sie von großen Schechs angeführet wird, welche ohnstreitig unabhängige Herren von der Wüste sind, und also ein Recht haben, sich allen denen zu widersetzen, welche mit Gewalt durch ihr Gebiet ziehen wollen.

Die Araber schlagen und plündern daher bisweilen die Karwanen. Die türkischen Officiers sind aber nur gar zu oft selbst schuld daran, weil sie sich bisweilen nicht darum bekümmern, wie es ihren Nachfolgern

folgern gehen werde, wenn sie sich nur rühmen können, den Karwanen einen freyen Durchzug verschafft zu haben. Z. E. Ali Beyk, der sich nachher zum Beherrscher von Aegypten aufgeworfen hat, bezahlte den Arabern, als er einmal die ägyptische Karwane nach Mekke begleitete, auf der Hinreise etwa nur die Hälfte der gewöhnlichen Summe, mit dem Versprechen, daß er das Uebrige bey seiner Zurückkunft entrichten wollte. Er bezahlete nachher gar nichts, vergaß indessen nicht, dem Sultane die ganze Summe in der Rechnung anzuführen. In dem folgenden Jahre verlangten die Araber auch das restirende. Der damahlige Emir Hedsj wollte sich damit entschuldigen, daß das Vergangene ihm nichts angienge. Aber er mußte alles abtragen, wenn er nicht erwarten wollte, von den Arabern angegriffen zu werden. Abdallah Pascha, welcher die Karwane von Syrien kommandirte, ließ 1756 die vornehmsten Schechs von dem Stamme Harb, welche die gewöhnlichen Geschenke abholen wollten, freundschaftlich zu sich kommen. Aber anstatt zu bezahlen, ließ er ihnen allen die Köpfe abschlagen, und schickte diese als ein Zeichen seines Sieges über die sogenannten treulosen und räuberischen Araber nach Konstantinopel. Die Karwanen giengen in diesem Jahre siegreich nach Mekke und wieder zurück, ohne von denen Arabern beunruhigt zu werden. Alle Türken rühmten die niederträchtige Aufführung des Pascha als eine große Tapferkeit. Die Araber geschwächt durch den Verlust ihrer alten Anführer unterstunden sich in dem folgenden Jahre noch nicht wieder, ein Wegegeld von den Karwanen zu verlangen, und die Türken glaubten mit völliger Sicherheit reisen zu können. Das zweyte Jahr nachher aber versammleten sich gegen die Zurückkunft der Pilger, da schon

viele

viele durch die beschwerliche Reise abgemattet waren, und andere ihre Gewehre verkauft hatten, um die Reisekosten zu bestreiten, wie man sagt, achtzig tausend Mann Araber, und plünderten die ganze Karwane. Seit der Zeit haben die Türken sich wieder bequemt, den gewöhnlichen Tribut, und vielleicht noch mehr, an die Araber zu bezahlen. Die letztern erhielten bey dieser Plünderung viele kostbare Waaren, wovon sie nicht einmal Gebrauch zu machen wußten. Ein Araber soll einen Beutel mit Perlen für ein Kleid verkaufet haben. Ein andrer gab seiner Frau einen Beutel Perlen, in der Meynung, daß es Reis wäre. Weil er gehöret hatte, daß der Reis gut schmeckte, so sollte sie ihm davon eine Mahlzeit kochen, sie soll aber den vermeinten Reis weggeworfen haben, weil er gar nicht mürbe werden wollen.

Auf der Ostseite von Arabien werden auch zuweilen Karwanen geplündert, wenn die daselbst wohnenden herumstreifenden Araber mit den Paschas unzufrieden sind, oder der Stamm, welcher die Güter der Kaufleute von einer Stadt zur andern bringt, mit andern Stämmen in Krieg verwickelt ist. Man wollte auch behaupten, daß ein türkischer Anführer der Karwanen, welcher jährlich von Bagdad nach Mekke reiset, und von den Pilgrimmen, besonders von den persischen, so große Einkünfte hat, daß er nicht nur nichts von dem Pascha erhält, sondern noch eine ansehnliche Summe an ihn bezahlet, vor einigen Jahren mit den Arabern verabredet habe, daß sie die Karwane in einer gewissen Gegend plündern könnten.

Die arabischen Schechs sind täglich zu Pferde, oder auf ihren Dromedaren, um auf ihre Untergebnen Aufsicht zu haben, um ihre Freunde zu besuchen, oder um sich mit der Jagd zu belustigen. Man hat

in der Wüste einen fast eben so freyen Horizont, als auf der See. Wenn die Schechs also Reisende in der Ferne sehen, so nähern sie sich, und wenn sie sich stärker zu seyn glauben, so verlangen sie gemeiniglich, daß sich die Reisenden auskleiden sollen. Unter diesen Umständen sind sie wirkliche Räuber. Allein deswegen kann man noch nicht sagen, daß die Bedouinen größtentheils vom Raube leben, welches doch verschiedene Schriftsteller haben versichern wollen. Denn die Morgenländer reisen überhaupt selten einzeln, sondern immer in Karwanen. Es gehen nicht oft Karwanen durch die Wüste, und von diesen wird nur selten eine geplündert, welches man auch bloß daraus schon abnehmen kann, daß die türkischen Kaufleute noch immer Waaren nach Mekke, Basra und Bagdad schicken. Man findet also zwar eben sowohl Räuber in der arabischen Wüste, als in andern wenig bebaueten Ländern. Man kann aber die arabischen Räuber vielleicht mit unter die gesittetsten Räuber in der ganzen Welt rechnen; denn man höret überaus selten, daß die Schechs diejenigen tödten, welche sie plündern, woferne sie sich gutwillig ergeben, und nicht jemanden verwundet, oder getödtet haben. Sie sind sogar gastfrey und dienstfertig gegen diejenigen, welche sie geplündert haben, indem sie ihnen nicht nur Essen und einige alte Stücke Kleidung wiedergeben, sondern sie auch wohl auf ihrem Wege begleiten, damit sie nicht in der Wüste umkommen. Kurz, es wäre zu wünschen, daß die Räuber in allen Ländern sich so menschlich gegen die Reisenden bezeigten, als die Araber, deren Namen man fast nicht nennet, ohne sich zu erinnern, daß vornehmlich diese Nation für räuberisch gehalten wird.

Die Franciskaner im gelobten Lande vergessen nicht, einen Stamm Araber bey Jerusalem als eingefleischte Teufel zu beschreiben, und erzählen unter vielen Grausamkeiten, daß diese Araber etwa vor neunzig Jahren einen Franciskaner in einen Backofen gesteckt haben. Und doch haben die Araber ganz besondere Eigenschaften. Sie bringen die großen Reichthümer an baarem Gelde, Lebensmitteln und Kleidern, welche die Mönche jährlich aus Europa erhalten, von Jafa nach Jerusalem, ohne daß man höret, daß sie sich hievon etwas zueignen. Sie wissen, daß die Miethe für die Maulesel, das Wegegeld und andere Abgaben, welche die Araber von den Pilgrimmen verlangen, alle von den Vorstehern der Klöster zu Jafa, Rama und Jerusalem bezahlet werden, und daß die guten Väter auf ihrer Reise nichts bey sich haben, als ihre schlechte Kleidung, die einem Araber nichts nützen kann. Dennoch aber hören sie fast niemals, daß Mönche, außer welchen fast kein Europäer mehr als Pilgrimm nach dem gelobten Lande kommt, daselbst reisen, ohne ihnen aufzupassen, und die Mönche derb durchzuprügeln. Alsdann lassen sie sie ihre Reise fortsetzen. Niemals habe ich gehört, daß die Araber in andern Gegenden ein Vergnügen daran gefunden hätten, Leute zu mißhandeln. Diese Araber haben also vielleicht besondre Ursachen dazu. Sonst läßt sich auch denken, daß viele Mönche in Europa, durch das Gerücht von Schlägen, von einer Andachtsreise nach Jerusalem abgeschreckt werden, und also den dasigen Mönchen nicht kostbar fallen. Die andächtigen Europäer geben auch desto reichere Almosen, jemehr sie durch die Erzählung der Pilgrimme von dort empfangenen Schlägen einsehen, wie viel ihre Brüder unter den Ungläubigen erdulden

müssen; und die Mönche zu Jerusalem können sich desto besser in dem Besitze der heiligen Oerter erhalten gegen ihre Nebenbuhler, die Griechen und Armener. Denn die Türken vermiethen die heiligen Oerter dem, der das meiste Geld bietet.

Reise von Mochha nach Bombay.

Wir giengen am 21. Aug. 1763 am Boord des Schiffes des Herrn Scott, und zwar Herr Cramer, Herr Baurenfeind und unser europäischer Bedienter alle sehr krank, ich war aber schon so weit wieder hergestellt, daß ich allein gehen konnte; und am 23. giengen wir unter Segel. Wir erreichten am 24. beynahe Bab el mandeb. Bab el mandeb scheint da, wo es am schmalsten ist, ohngefähr fünf deutsche Meilen breit zu seyn. Wir giengen durch den breitern Kanal zwischen der Insel Perim, und der afrikanischen Küste. Am 25. August waren wir in dem Kanale, der den arabischen Meerbusen mit dem Weltmeere verbindet; den 29. und 30. waren wir in der Gegend des Vorgebirges Guardefui. Herr Baurenfeind ward täglich kränker, und fiel in einen so tiefen Schlaf, daß er sich kaum erwecken ließ, wenn man ihm Arzney, oder Lebensmittel, reichen wollte, und in diesem Schlafe verschied er am 29. Am 30. Aug. starb unser europäischer Bedienter, und beyde Leichen wurden in die See geworfen. Von dem Vorgebirge Guardefui wurden wir auf einmal gleich in ein anderes Klima versetzt, denn die Luft ward so kalt, daß ein jeder wärmere Kleider hervorsuchen mußte. Wir sahen die Wasserschlangen, die zwölf bis achtzehn Zoll lang sind, und sich auf der Oberfläche der See zeigen, als ein Zeichen, daß wir ohngefähr noch zwey Grad von der Küste entfernt wären, am 9. Sept. gegen Abend. Am 11. Sept. erreichten wir glücklich den Hafen Bombey.

II.

Auszug

aus dem zweyten und dritten Theile von Samuel Gottlieb *) Gmelins Reise durch Rußland. St. Petersburg 1774. 4to

Asow ist von Tscherkask nur 60 Werste entfernt. Man dachte in diesem Jahre sehr darauf (1769) diesen berühmten Ort aufs neue berühmt zu machen, weil man Hoffnung hatte, dadurch die Handlung über das schwarze Meer auszubreiten, und Ansprüche auf die Halbinsel Krim machen zu können. Auf dem Wege nach Asow trifft man viele Kosakenwohnungen an. Es waren in Asow noch keine ordentlich aufgebaute Häuser, sondern die Officier und Soldaten mußten sich entweder in ihren Zelten aufhalten, oder in schilfenen Hütten wohnen. Das Fortifications-Wesen wurde sehr stark betrieben. Am 10ten Aug. trat ich die Rückreise nach Arai und Malchaw an, und kam nach Gruschawskye. Es wohnen in diesem Orte Kosaken, Maloroßianer und einige wenige Tartarn: er ist ziemlich groß, und die Häuser gut beschaffen. Unsere Reise von Chutri Gruschawskye bis Chutrie Kriwoi gieng ziemlich langsam, denn die Gegend war sehr kräuterreich, und beschäftigte mich daher. Bey dem Ursprunge des Flusses Achtuba ist

*) Im Auszuge des ersten Theils im XII Bande dieser Sammlung stehet falsch Georg. Wir haben im gegenwärtigen Auszuge die erste Person beybehalten.

eine Seidenfabrike auf Kosten der Krone angelegt, die schon vielen Veränderungen unterworfen gewesen. Ihr ist ein eigener Director vorgesetzt, und man zählt binnen wenigen Jahren eine große Anzahl derselben. Die Leute in der Fabrike bestanden aus 2 verschiedenen Kolonien, und eben dieses war der Grund zu den Uneinigkeiten. Die ganze Anstalt verspricht nichts. 40 Werste unterhalb dieser Seidenplantage befinden sich die Ueberbleibsel einer uralten Stadt, welche der Sitz des Königs von der großen Tartarey Achmets war. Der Großfürst Iwan Waßiliewitsch, Großvater des Zaars gleiches Namens, zerstörte sie im Jahr C. 1462.

Der Berg Bagda liegt ohngefähr 140 Werste in die Jaikische Steppe hinein: oben darauf trifft man große Steinhaufen an, welche veranlaßt haben, daß die Kalmucken einen Tempel in der Gegend erbaut haben. Sie opfern daselbst ihre Burchanen, legen auch Geld, alte Bücher, Götzenbilder, wenn sie auch nur auf Leinwand gemahlt, oder schon gänzlich verdorben wären, hin. Viele Vorbeyreisende, wann sie auch nichts bey sich haben, womit sie ihren Gottheiten Ehrfurcht bezeugen könnten, reißen einen Lappen von den Kleidern, ein Stück Leder von den Stiefeln, ein Büschel Haare von den Pferden, und legen dergleichen Dinge als Geschenke hin. In einer kleinen Entfernung von der Südseite des Bagda und hinter derselben beobachtet man auf der Ebene eine Höle, die sich durch viele Gänge quer in die Erde schlangt, und ehemalen von einer ungeheuern Tiefe gewesen seyn soll, gegenwärtig aber mit Sand überschüttet ist. Sie wird von den Kalmucken ungemein in Ehren gehalten. Sie legen Geld, ganze Kleider, Pfeile, Bogen, Panzer, geistliche Bücher, Blätter

aus

aus denselben, mit Targutischer Schrift beschriebene Leinwand und Götzenbilder dahin. Ueberhaupt betrachten sie den ganzen Bagda Berg mit großer Ehrerbietung. Niemand ist wohl unter ihnen, der bey demselben vorbey geht, und nicht von dem Fuße desselben einen Stein nähme, solchen auf den Gipfel trüge, (woraus denn gedachte Haufen entstanden sind) daselbst sein Gebeth verrichtete, auf die Erde niederfiele, und entweder eine Münze, die 1, 2, 5---10 Kopecken beträgt, oder in Ermanglung derselben, ein Stück seines Kleides beyfügte. Sie sehen den Bagda als etwas ganz außerordentliches, so wie auch die in der nämlichen Gegend befindliche See an, und erzählen davon folgende Geschichte. Der Bagda soll ehemals an dem Fluße Jaik gestanden haben, als sich 2 heilige Kalmucken vorgenommen, denselben an die Wolga zu versetzen. Vorher fasteten und beteten sie lange, nahmen ihn darauf wirklich auf ihre Schultern. Wie sie schon in der Gegend der Wolga waren, befleckte sich der eine mit bösen Gedanken, (andre Nachrichten sagen, er habe wirklich Hurerey getrieben) worauf es geschehen, als er sogleich seine Kräfte verlohr, von der Last des Berges auf die Erde sank, und sie mit seinem Blute benetzte, daher dann die rothe Farbe der einen Seite des Berges entstanden, der Berg aber daselbsten liegen geblieben, weil es seinem Kameraden nicht möglich war, solchen allein weiter fortzuschieben. Das Salz des Sees ist schneeweiß, und besser, als alles Astrachanische, denn es enthält weniger Bittersalz in sich, und zerschmilzt daher nicht so leicht. Von diesem See träumen die Kalmucken, daß, da einmal ihr dalai Lama, den sie für unsterblich halten, zu Mittag an diesem Orte gegessen habe, und etwas übriggebliebene Salzbrühe

auf die Erde gegossen habe, so wäre davon auf einmal ein kleiner Salzsee entstanden, der nach und nach größer geworden, und endlich zu derjenigen Erheblichkeit gediehen sey, in welcher er sich nun befindet. Die in dieser Gegend wohnende Kalmucken schreiben ihr Daseyn dem Saisang Chorlink zu, welcher im Jahr C. 1593 aus der Mongaley nach Rußland mit 50000 Kibitken zuerst gekommen ist, unterwegens die Truchmener abgehalten, und 300 Familien mit sich genommen hat; andre glauben, es habe dieses erst Ajuka Chan weit später bewerkstelliget, und nur seit seiner Zeit verrichtete dieses Volk bey den Kalmucken Sklaven-Dienste. Die Truchmener führen eine Kalmuckische Lebensart, und bekennen sich zur Mohammedanischen Religion; sie reden eine besondere tartarische Sprache, die jedoch von den Astrachanischen Tartaren verstanden wird. Sie sind von Wachsthum lang, und die Farbe ihres Gesichts ist weiß. Sie scheeren ihren Kopf, wie die Astrachanischen Tartaren, und sind auch wie selbige gekleidet. Es giebt unter ihnen viele Künstler, und sie haben durchgängig den Ruhm guter Oeconomen. Sie sind reicher, als die Kalmucken, und im Streiten geübter.

Eine wahre Zierde des Zariziniſchen Districts, ja des ganzen Astrachanischen Gouvernements, ist die seit dem Jahr 1765 angelegte, und von der Festung Zarizei 25 Werste entfernte Kolonie der Evangelischen Unitäts- oder Mährischen Brüder. Sie gründet sich auf eine specielle Einladung der Kayserinn. Weil man sich vielen Nutzen von ihnen versprach, so wurden ihr solche Freyheiten und Privilegien zugestanden, deren sich andere Kolonisten nicht rühmen können.

Den

Den Landesstrich, welcher der Brüder-Unität ertheilt worden ist, besitzt sie unter sich eigenthümlich, nur kann nicht der geringste Theil davon an einen andern, der nicht zu ihrer Kolonie gehört, weder verkauft, noch unter irgend einem Vorwande veräußert werden. Sie hat die Freyheit in ihrem Districte Städte, Flecken, und Dörfer nach ihrem Belieben anzulegen, Kirchen mit Thürmen und Glocken zu bauen, sich derselben zu bedienen, öffentliche Schulen u. solche Häuser zu errichten, wo sie ihrer Kirchenzucht gemäß ihre Einrichtung machen kann, auch noch überdem durch unbebaute, der Krone gehörige Ländereyen nach den nächsten Orten, Flüssen und Gegenden Wege zu machen, wie sie es für dienlich hält; nur muß die Tutel-Canzelley von der Anlegung und Benennung der Stadt, und eines jedweden Fleckens benachrichtiget werden; man muß einen Riß und eine umständliche Beschreibung des Etablissements selbst, dessen Lage und derer dazu gehörigen Felder, wie auch anderer Appertinenzien einsenden, und eben derselben auch die Beschreibung der Schulhäuser und anderer Gebäude zu öffentlichen Anstalten mittheilen. Denen Unitätsbrüdern ist ferner vergönnet, in denen von ihnen angebauten Orten die innere Verfassung der Jurisdiction nach ihrem eigenen Gutdünken einzurichten, und zu ordnen, so, daß die Rußisch-Kayserlichen Bedienten an ihrem Einrichtungen, Kontracten, Testamenten, Erbschaften, Vormundschaften und allen andern dergleichen Civilsachen keinen Antheil nehmen, hingegen sie sich selbst aus ihrer Gesellschafft solche Personen wählen und verordnen mögen, welche nach dem allgemeinen Landrecht Policey und gute Ordnung hand-

haben, die Justiz aber unter den Astrachanischen Stadthalter verwalten.

Sie haben die Erlaubniß sich an einem jeden Orte, wo sie sich niederlassen, aller Stadtgerechtigkeiten zu bedienen, zu handeln, alle Handthierungen und Gewerbe zu treiben, Fabriken und Manufacturen nach ihrem Willen zu errichten, zu ihrer eigenen Nothdurft und zum Behuf der durchreisenden Bier zu brauen, Brandwein zu brennen, allerhand Mühlen zu bauen, und in ihren Ländereyen der Fischerey nach zu gehen, auch der Jagd und Forstgerechtigkeit ohne alle Ausnahme, wie auch des Gehölzes, sich ungekränkt zu bedienen. Jedermann ist untersagt, auf ihrem Grunde irgend ein Gebäude zu bauen, Bier = Wein = oder Brandwein = Schenken anzulegen, oder sonst Gewerbe zu treiben, sich niederzulassen, oder daselbst zu bleiben, es sey denn, daß es mit ihrer eigenen Genehmigung geschehen sollte; ihnen und ihren Nachkommen ist aber eine freye Disposition über ihre Personen und Vermögen, es sey beweglich, oder unbeweglich, in der Maße verstattet, daß sie sich mit demselben hinbegeben können, wohin sie wollen, nur müssen sie davon einen gewissen Abzug entrichten. Der Astrachanische Gouverneur giebt den Brüdern Pässe nach Asien, das Reichscollegium durch die Tutel = Canzelley nach andern auswärtigen Reichen, innerhalb des Rußischen Reichs aber können die Vorsteher die Abreisenden selbst mit Pässen versehen.

Alle in der Kayserinn Reichen sich nun und inskünftige niederlassende Glieder der Evangelischen Brüder = Unität sowohl, als ihre Kinder und Nachkommen, haben die Freyheit, daß sie zu keiner Zeit wider ihren Willen, weder in Civil = noch Militärdienste genom=

nommen werden, und daß ihre Oerter und Wohnungen von aller Einquartierung, Vorspann, Rekruten und allen andern Lieferungen befreyt sind. Dreyßig Jahre lang sind sie, vom 1sten Januar des Jahrs 1767 an, von allen Auflagen, sie mögen Namen haben wie sie wollen, frey, auch dürfen sie binnen dieser Zeit keine Abgaben, noch außerordentliche Dienste leisten. Nach Verfluß der Jahre aber bezahlt eine jedwede Mannsperson ohne Unterschied der Jahre 70 Kopecken Kopfgeld, und für eine jedwede Deßiatin Landes werden jährlich statt des Bürgerrechts, vor die Erlassung der Landesdienste, der Einquartierung und des Vorspanns, wie auch für die zufälligen Frohndienste, 25 Kopecken entrichtet. Endlich wann von diesen in dem Rußischen Reiche sich niedergelassenen Brüdern jemand Sinnes wäre, sich zurück in ein anderes Land zu begeben, so hat er dazu die Freyheit, jedoch mit der Bedingung, daß er von seinem ganzen erworbenen, keinesweges aber von dem mit hereingebrachten Vermögen, einen Theil an die kayserliche Casse entrichte. Derjenige nämlich, welcher von einem bis fünf Jahre hier gewohnt, den 5ten, und derjenige, der von 5 bis 10 Jahren und weiter sich im Lande aufgehalten, den 10ten Pfennig, worauf denn jeder reisen kann, wohin er will. Auf eben den Fuß werden die Verlassenschaften derer in Ihro Maj. Reich verstorbenen Brüder an ihre auswärtige Erben jederzeit unverweigerlich verabfolgt.

Die ersten Brüder, welche zu der Aussuchung eines Landes für die Brüder nach der Astrachanischen Stadthalterschaft abgefertigt worden sind, hatten vornehmlich den Endzweck in demselben einige gute Quellen, einen Bach, etwas Holz nebst Acker und Wiesenland zu bekommen; sie erreichten auch ihre

Absich-

Abſichten ziemlich gut. Das Stück Land, welches der Brüdergemeine zu ewigen Eigenthum übergeben worden, enthält 5807 Deßiatinen, den Antheil an der Sarpiſchen Inſel mit inbegriffen, und iſt im Durchſchnitt am Ufer der Wolga 7 Werſte lang. Es finden ſich aber auch in dieſem Lande, und beſonders ganz nahe bey Sarepta an der Zariziniſchen Landſtraße, große unbrauchbare Stücke, oder ſogenannte Salzquellen, welche nicht allein zu keinem Ackerbau etwas taugen, ſondern auch wegen der darauf befindlichen Gruften, oder Waſſerſpülungen, die ſeit einigen Jahren durch das Schneewaſſer ſehr zugenommen haben, und beſtändig weiter reißen, beſchwerlich und mit der Zeit für dieſen Ort gefährlich werden können. Das Ufer an der Wolga, welches hier ſehr hoch und ſteil iſt, hat auch die Beſchaffenheit, daß davon alljährig etwas einſtürzt, wie denn dadurch die Innwohner ſeit etlichen Jahren unterhalb des Ausfluſſes der Sarpa ein beträchtliches Stück Landes verlohren haben. Ohngefähr 1 Werſt von dieſem Ufer liegt die neue Kolonie Sarepta an dem Nordweſtlichen Ufer des Sarpa. Es iſt hier bereits eine ziemliche Anzahl Häuſer, allein man kann aus denſelben, ob ſie gleich ordentlich gebaut ſind, die eigentliche Anlage des Orts noch nicht ganz abnehmen, weil es meiſtens nur Hintergebäude ſind, die ſie aus Noth um ſich Obdach und Einrichtung zu ihren Handthierungen zu verſchaffen, von Holz aufgebauet haben. Sie hatten in dieſem Jahre mit einem großen Familien-Hauſe von Ziegelſteinen, die ſie ſelbſten hier gebrannt, und die ſehr dauerhaft ſind, den Anfang gemacht. An neuen Hauptgebäuden ſind ſeit dem Ende des Jahrs 1769 vier von Fachwerk und Steinen erbaute Familien-Häuſer, ein neuer Flügel des Jungfernhauſes, und

außer-

außerdem verschiedene Ställe und Ambaren fertig geworden. Auch bewundert man einen neuen, geräumlichen, ohne Säulen festen, und von Stein maßiv erbauten Kirchen Saal, der den 3ten Sept. 1772 eingeweihet worden, und dessen Anlage von einem Müller besorgt worden ist. Eine Uhr und eine Orgel machen denselben noch ansehnlicher.

Die vornehmsten bereits fertigen Gebäude sind das Brüder-Haus mit denen dazu gehörigen Werkstätten, und das Jungfernhaus: zwischen diesen beyden Höfen stehet der Versammlungssaal, und bey demselben ein Gebäude, worinnen der Prediger, wie auch der Vorsteher mit seinen Gehülfen, und ihren Familien, wohnen. Die übrigen Häuser sind von einzelnen Familien, die darinnen ihre Handthierungen treiben, bewohnt.

An der Sarpa haben diese Kolonisten mit vieler Mühe und Kosten einen starken Damm und Wasserspannung angebracht, auch unter demselben 2 Mühlen angelegt, eine Mahl- und eine Sägemühle; letztere ist bereits im Jahr 1768 in Gang gekommen, und liefert ihnen nicht nur Breter und Latten zum Bau, sondern sie können auch auf derselben Balkentheilen, wodurch sie bey hölzernen Gebäuden sowohl an Holz, als der Arbeit, gewinnen.

Eine gute halbe Werst von Sarepta am Fuße des Berges ist ein Vorwerk erbauet, auf welchem der Ackerbau und die Viehzucht getrieben wird, zu bequemer Benutzung des Landes aber ein paar Werste von Sarepta am Fuße der Berge bey dem Ausfluße einer schönen Wasserquelle ein Dörfchen, Nahmens Schönbrunn, ausgesteckt, allwo auch schon einige Bauerhöfe fertig sind. Was den Ackerbau betrifft, so wird zwar derselbe zu Sarepta mit ganzem Ernst getrie-

trieben, allein die Erfahrung zeiget, daß derselbe bey der mehrentheils veränderlichen und trockenen Witterung dennoch kein hinlängliches Erwerbungsmittel für den Landmann sey, wann er nicht die Viehzucht damit verbindet, und Gelegenheit hat, alle seine Producte zu Gelde zu machen, welches bey Mangel an Menschen in dieser Steppengegend für itzt unmöglich ist. Nichtsdestoweniger will man zu Sarepta angemerkt haben, daß, seit dem mehreres Land umgeackert wurde, auch die Witterung in etwas eine Veränderung gelitten hat, und sich Nebel und Thau, wovon man in dieser Gegend nichts gewust, einstellen. Ohnweit des Vorwerks ist eine starke Quelle, welche vermittelst hölzerner Röhren nach Sarepta geleitet wird, wo sie sich gerade auf dem Platze in ein großes Behältniß ergießet, und die Einwohner sowohl, als die Fremden, bey der größten Hitze und der strengsten Kälte mit gnugsamen frischen und reinen Wasser versiehet. Dieß ist eine wirkliche Schönheit des Orts: man hat so gar den Abfall des Wassers in die Gärten und in einige Küchen geleitet, welches im Sommer bey Ermangelung des Regens eine große Bequemlichkeit ist.

Anno 1769 bestand die Anzahl Sareptischer Innwohner beyderley Geschlechts in 60 bis 70 Personen. Noch zu Anfang dieses Jahrs ist diese Anzahl durch eine Gesellschaft von etliche 30 Personen und im Herbst 1771 durch eine andere von 60 vermehrt worden.

Mit der Einrichtung der mehresten Professionen und Gewerbe gieng es im Anfang etwas langsam. Der Grund war, weil die Materialien schwer zu bekommen waren, und meistens aus der Ferne herbeygeschafft werden mußten; auch sah sich mancher Meister

ter genöthigt, die unentbehrlichen Geräthschaften selbst zuzubereiten. Jedoch nehmen die Handthierungen merklich zu, sowohl was die Einrichtung der Fabriken, als auch die Vermehrung der Meister und Gesellen betrifft. Die großen Unkosten des Transports der Leute außerhalb Landes aber legen der Sache große Hindernisse in den Weg, und wann sie dann gleich den Fleiß der Einwohner nicht aufheben, so belohnen sie es doch nicht sonderlich.

Der gegenwärtige Krieg hat den Sareptischen Einwohnern auch viele Hindernisse in ihren Unternehmungen verursacht, weil sie genöthigt worden sind, wegen Streifereyen der Kubanischen Tartaren einen Graben und Wall um ihren Ort zu ziehen, und an den Ecken desselben 6 Batterien anzulegen, deren jede mit 2 Kanonen besetzt ist. Den ganzen Wall umgeben spanische Reuter und auch an einigen Orten Pallisaden. Die Gärten hinter den Hauptgebäuden sind bis an den Wall fortgepflanzt, und zum Theil mit Obstbäumen besetzt, die hier aus den Samen gezogen worden, und von allen andern Bäumen, mit denen man die Probe gemacht, am besten fortzukommen scheinen.

Die wenige Hülfe, welche den emsigen Bewohnern Sareptens in diesen unbewohnten Gegenden von ihren Nachbaren geleistet werden kann, ist eine der Hauptursachen, daß dieses Etablissement den Fortgang nicht haben kann, den es dem Wunsche und der bereits angewandten Bemühung nach haben sollte. Der Anbau des Orts wird wegen Mangel des Holzes und der Maurer sehr verzögert: es fehlt sogar zur Zeit der Heu- und Kornerndte an Arbeitsleuten, zum großen Schaden des Ackerbaues, weil in der großen Dürre und Hitze das Getraide sehr schnell

reift.

reift. Oft geht dadurch ein großer Theil der Früchte verlohren. Man sollte glauben, daß die Nachbarschaft von Zaryzin für Sarepta von großem Nutzen seyn, allein es verhält sich nicht so. Die zaryzinischen Einwohner, welche überhaupt ein ungeordnetes Volk und Leute von einer unruhigen, unzufriednen und feindseligen Denkungsart sind, beleidigen die Sarepter, wo sie nur können, sind ihnen beym Einkauf derjenigen Dinge, welche rußische Schiffe bringen, beständig zur Last, und wegen des Antheils, welchen Sarepta an der sarpischen Insel hat, fangen sie mit ihnen unbillige Zänkereyen an.

Man findet in Sarepta auch ein wohl eingerichtetes Waarenlager; worinnen Producte der Fabriken, und andre Waaren verkauft werden: das öffentliche Wirthshaus ist freylich mit keinem deutschen zu vergleichen. *)

Alle Sarepter sind der augsburgischen Confession zugethan, und haben, wie alle Brüdergemeinen, ihr Kirchenceremoniel, wornach sie sich eingerichtet haben. Der Ort hat einen allgemeinen Vorsteher, dem noch zwey Gehülfen zugeordnet sind. In Ansehung der äußerlichen Ordnung wird sorgfältig darauf gesehen, daß keine Personen, deren Umgang schädlich werden könnte, und insbesondere unverheyrathete erwachsene Personen beysammen wohnen. Tüchtige Lehrmeister geben sich mit der Aufsicht und Unterrichtung der Kinder ab. Wenn die Knaben das zwölfte Jahr erreicht haben, so denkt man auf ihre künftige Bestimmung. Sollen sie die Zahl der Gelehrten vermehren, so schickt man sie in Pädagogia, und von da nach Barby, der

hohen

*) In der That sehr unbestimmt gesagt; findet man nicht auch bey uns Gasthöfe, in welchen gesittete Menschen kaum ausdauren können?

hohen Schule der Unität. Werden sie aber zur Erlernung nützlicher Professionen angehalten, so erlernen sie solche entweder in dem Hause ihrer Eltern, oder bey einem andern Meister. Mit den Mägdgen verfährt man auf ähnliche Art. Auf kostbare Kleidung wenden die Sarepter nicht viel, alles aber ist nett und reinlich an ihnen.

Ich hatte mir vorgenommen, von Zaryzin aus nach Astrachan zu Wasser zu reisen, ich kaufte deswegen ein Fahrzeug: der Wind war mir aber gar nicht günstig. Am 22sten September landeten wir bey dem Vorposten Popowitzkoy, 25 Werste von Zaryzin an. Nach diesem Vorposten werden ordentlich alle Jahre, oder auch alle zwey Jahre, 600 donische Kosaken befehligt, welche mit andern regulairen Truppen sowohl die zaryzinische Linie, als auch die Festungen besetzen. Auch suchen sie die Wege von Räubern rein zu halten. Nach vier Monaten werden sie jedesmal abgelöst. Diese Leute versehen auch die Post, müssen den mit ordentlichen Päßen versehenen Durchreisenden Podwoden geben, und bey Krons-Fahrzeugen sich zum Rudern gebrauchen lassen. Will man sich eine elende Kreatur vorstellen, so denke man sich einen donischen Kosaken.

Es werden nur die allerärmsten und unbrauchbarsten, die nicht im Stande waren, sich weder durch Fürsprache, noch Geld, von dieser Beschwerlichkeit zu befreyen, aus ihrem Vaterlande an diese Posten geschickt. Hier geht man mit ihnen so um, wie ein sorgfältiger Hausvater sein Vieh nicht behandelt. Ein solcher Kosake muß bey der größten Armuth, da er kaum mit hartem Brode seinen Hunger zu stillen im Stande ist, in der schlechtesten Kleidung die Beschwerlichkeit der Hitze und der Kälte erdulden, oder

sich mit seinen Kameraden in ein Loch einkerkern, in welchem jeder andre Mensch es ohnmöglich eine Minute aushalten kann, da die Luft, die man in demselben einathmet, von einer faulenden Beschaffenheit ist; für sein Pferd, oder für seine zwey Pferde, in denen doch sein ganzer Reichthum besteht, hat er dasjenige Futter nicht, welches zu dessen Strapazen erfodert würde. — — Ist dann endlich seine Marterzeit vorbey, so geht er mit seinem abgematteten Vieh, wenn er nur so glücklich gewesen ist, sein und dessen Leben zu erhalten, ins Vaterland noch ärmer zurück, als er kam.

Die ungünstigen Schicksale, welche man bey einer Wasserreise im September erwarten kann, stürmten auf uns mit Gewalt zu. Unsre Ruderleute waren in ihrer Kunst ganz unerfahren, und wir geriethen am 23sten September Nachmittags auf eine Sandbank, von der wir uns erst um Mitternacht losmachen konnten. Ruhig waren wir demohngeachtet keinesweges, denn Stürme verschlugen uns bald auf diese, bald auf jene Seite der Wolga. Wir erreichten endlich den Vorposten Masamskaja, und würden auch noch an dem Tage Tschernoi Jar erreicht haben, wofern nicht gegen Abend unser Steuer gebrochen wäre. Am 25sten um 11 Uhr kamen wir erst daselbst an. Tschernoi Jar ist eine im Jahr 1626 unter Michael Fedorowitsch angelegte Festung. Am 6ten Aug. 1741 wurde sie durch eine Feuersbrunst in die Asche gelegt, im Jahr 1742 aber neu aufgebauet. Sie ist mit Pallisaden und Wällen umgeben, und hat etwa 150 Faden in der Länge. Acht gleiche Queerstraßen durchschneiden sie von beyden Seiten. Sowohl alle öffentliche, als Privathäuser sind hölzern. Die Hauptkirche aber, die sich mitten in der Stadt befindet, ist von

Steinen

Steinen aufgeführt, und hat ein artiges Glockenspiel. Jar bedeutet in der rußischen Sprache so viel, als ein erhöhtes Ufer; da nun dieser Ort an einem solchen liegt, das aus einer fetten, schwarzen Erde besteht, so hat er den Namen Tschernoi Jar bekommen. An diesem Ufer, welches ungemein steil ist, übt die Wolga im Frühlinge beym hohen Wasser ihre Gewalt sehr augenscheinlich aus. Schon seit vielen Jahren ist es eine gewöhnliche Sache, daß ein beträchtlicher Theil des Ufers vom Wasser weggespült wird, und nach 30 Jahren möchte Tschernoj Jar schwerlich mehr existiren, wenn die Wolga nicht aufhört, ihren Lauf so vorzüglich nach Westen zu richten.

Außer der Besatzung, über welche ein Obrister gesetzt ist, wohnen in der Stadt Kosaken, Schiffer und einige wenige Kaufleute, welche aber ihres Reichthums wegen berühmt sind. Die Lebensart der Bürger ist gut. Die hauptsächlichsten Nahrungsgeschäfte bestehen in der Fischerey. Auch gewinnt der Ort sehr durch das Salz, welches der nur 20 Werste entfernte See Bußcuntschatskoe liefert: mit den Kalmucken treiben die Einwohner Handlung.

Wir verließen Tschernoj Jar, und fuhren nach 25 Werften bey der Insel Martinskoi Ostrow vorbey. Sie liegt mitten in der Wolga, doch etwas mehr nach dem linken Ufer derselben: sie hat 3 Werste in der Länge, und zwey in der Breite. Die Insel ist an Weiden reich, Eichen sind aber seltener zu sehen; 25 Werste von derselben liegt eine andre in dem Strome. Sie führt den Namen Gratschenskoi Ostrow. Der Stadthalter von Astrachan hat eine kleine Kolonie Kosaken daselbst angelegt. Sie ist von allen zwischen Astrachan und Tschernoi Jar angelegten Kolonien die erste. Der ganze große Landesstrich zwischen Zaryzin

und Astrachan war, ehe es die Unitätsbrüder zu Sarepta versuchten aus nichts etwas zu machen, eine offene dürre Heide, die daher für sich nicht nur keine Frucht brachte, sondern auch noch wegen der Nachbarschaft angränzender unruhiger Völker unsicher war. Diesen letztern Umstand suchte man durch Anlegung der Festung Jenatajefskaja aus dem Wege zu räumen. In Petersburg wurde der Vorschlag gebilligt; es fragte sich nun aber, wo Leute zu den Kolonien hergenommen werden sollten? Durch das menschenfreundliche und liebreiche Betragen des Stadthalters kam es so weit, daß von astrachanischen und wolgischen Kosaken so viele Familien ausgesucht, als nöthig waren, den Grundsatz eines solchen Werks zu legen. Die Kolonie Gratschenskaja besteht aus 50 Familien, und diese wohnen in 50 von Leim aufgeführten Häusern. Diese Häuser sind reinlich, inwendig mit Kreide ausgeweißet, und die Stuben mit Kaminen versehn. Die Kolonie ist ringsum mit einem Graben und Wall befestigt, auf welchem einige Kanonen aufgepflanzt sind. Die Eingänge sind durch spanische Reuter versperret. Die Kosaken genießen eine Besoldung von 12 Rubel. Ein Solnick führt über den Ort das Kommando.

Mit dem Ackerbau hat man nur erst einen kleinen Anfang gemacht, mehr beschäftigen sich die Leute mit dem Grasbau und Bauung der Gartengewächse.

Kosatschei Ostrow ist ein holzreiches Eyland, 4 Werste lang und 1 und eine halbe breit. Die Insel Welljans erreichten wir am 26sten Abends. Auf einem Berge liegt ein Städtgen, in welchem außer 60 wolgischen Familien noch 24 Kosaken, welche die Post versehen, wohnen.

Die

Die Festung Jenatajewskaja ist 1741 unter der Kayserinn Elisabeth Petrowna gegen die Kalmucken gebaut. Sie hat eine kleine Besatzung von regulairen Soldaten: die Einwohner sind wolgische Kosaken. Eigentlich ist Jenatawskaja deswegen erbauet worden, um den kalmuckischen Chan mit seinen Saißangen aufzumuntern, sich an ein Standlager zu gewöhnen, und nach der europäischen Weise zu leben. Man baute sogar ein prächtiges Haus, und bot es ihm zum Geschenk an. Er bezog es aber nicht, sondern fand sich sogar dadurch beleidigt.

Die Bewohner von Jenatawskaja bekommen ihre Lebensmittel aus Astrachan, oder andern Städten, denn ihre Gärten und Felder liefern ihnen nichts: Viehzucht treiben sie, weil es nicht am Heu fehlt. Die Nordwest = und Südwestwinde sind für die Einwohner eine große Plage, denn es wird dadurch so vieler Steppensand in die Festung geweht, daß man nie mit unbedeckten Augen auf der Straße gehen kann. Bey stillem Wetter kommen besonders Abends sehr viele kleine fast unsichtbare Fliegen an, daß Mund, Augen und die Nase sehr leiden, denn es entstehn leicht triefende Augen, Nießen und Husten. Auch Durchfälle sind häufig.

Am 1sten October früh langten wir in Astrachan an. Die alte und mittlere Geschichte dieser Stadt gründet sich meistens auf Muthmaßungen, ich fange deswegen mit dem Zeitpuncte an, in welchem die Stadt und mit ihr das ganze Königreich dem rußischen Reiche einverleibt wurde. In ältern Zeiten führte Astrachan den Namen Tmutorakan, darauf nannte man sie Adschi Darchan, und erst die Rußen gaben ihr den itzigen Namen.

Astrachan war schon ehemals in den Händen der Rußen gewesen, ehe sie diese Stadt durch die Tapferkeit des Zaaren Iwan Waßiliewitsch wieder erhielten. Ich finde im Archiv Nachrichten, daß der erste rußische Beherrscher Mstislaw Wladimirowitsch war, und daß er auch zu Tmutorakan eine steinerne Kirche, welche der Maria gewidmet wurde, erbaut hat. Erst dazumal, als Bathyus im Jahr Christi 1237 ganz Rußland verheerete, und die Wolga mit Tartaren besetzte, verlohren die Rußen das Reich Astrachan. Die Rußen führten nun einen langjährigen Krieg, in welchem aber die Tartarey sehr litte.

Iwan Waßiljewitsch brachte es durch seine große Tapferkeit endlich so weit, daß sich Abdürrhachman, welcher damals Astrachan regierte, gleich andern tatarischen Fürsten, mit den Rußen in freundschaftliche Verbindung trat. Viele edle Tataren, selbst verschiedene von königlichem Geblüte, kamen nach Moskau, und schätzten sich glücklich, wenn sie Dienste bekamen. Emthurtschey, der Nachfolger des Abdürrhachman, suchte gleichfalls mit den Rußen auf freundschaftlichen Fuß zu stehen, und schickte den Prinzen Ischim als Gesandten an den Zaar zu Moskau, bat zugleich, daß er ihn und sein ganzes Reich unter Botmäßigkeit und Schutz aufnehmen, und daß er ihn so halten möge, wie er es mit dem kasimirowischen Fürsten Schich-Ala, und andern tatarischen Fürsten zu thun gewohnt sey. Der Zaar nahm den Gesandten gnädig auf, willigte in sein Verlangen, und schickte ihn im folgenden Jahre in Gesellschaft eines andern Gesandten an seinen Herrn zurück. Dieser nannte sich Sebastian, und hatte den Auftrag die angefangenen Tractaten zum Schluß zu bringen. Wider alles Vermuthen empfieng ihn der Tatar nichts weniger, als anständig, denn er behandelte ihn so schlecht,

daß

daß es deswegen zum Kriege kam. Im Jahr 7061 nach griechischer Zeitrechnung kamen Gesandten von Ismael = Myrsa und andern tatarischen Fürsten aus Nagaja zu Moskau an, welche sich bey dem Zaar wegen häufiger Ungerechtigkeiten, die sie von Emthurtschey erdulden mußten, beklagten, ihn um Hülfe baten, und versprachen, sich dem Zaar ganz zu ergeben, wenn er mit seinem Heere in Nagaja einrücken wollte. Alles dieses genehmigte der rußische Kayser, und setzte noch hinzu, daß, wenn er das Königreich Astrachan würde bezwungen haben, so sollte Ismael = Myrsa seinen Sohn als Geißel nach Moskau senden, er selbst aber auf den jenseit des Jaiks herrschenden Fürsten Isup losgehen, weil er einen rußischen Gesandten schlecht behandelt hätte, und ihn bis jetzt noch gefangen halte.

Dem Ismael = Myrsa gefielen die Vorschläge, den letzten ausgenommen, weil ihm die nöthigen Kräfte fehlten: der Zaar änderte ihn also ab, und schickte im Frühlinge des Jahrs 7063 Truppen nach Astrachan, die noch durch eine große Anzahl Kosaken und Strelitzen vermehrt wurden. Das Heer erschien im May in der Gegend des jetzigen Zarizyns. Man erfuhr, daß der tatarische Fürst die Stadt verlassen habe, und 8 Werste unterhalb derselben das rußische Heer erwarte. Die rußische Armee wurde darauf in zwey Theile abgesondert: der erste sollte das Lager des Feindes angreifen, der andre aber seegelte gerade nach Astrachan. Die wenigen Einwohner der Stadt öffneten beym Anblicke der Rußen die Thore und entflohen, wurden aber meistens gefangen: auch drangen die Rußen, nach tapfern Widerstande, in das Lager ein, und erbeuteten eine große Anzahl Kanonen und Feldstücke, die ehemals die Rußen selbst verlohren hatten.

Feinde kamen nicht in ihre Hände, denn sie waren der Gegenden nicht kundig.

Emthurtschey brachte in der Bestürzung alle seine Schätze und sein Serail auf Schiffe, und gieng in See. Der Fürst Wäsemskoi, Anführer der Rußen, und Herr des feindlichen Lagers, schickte den Ataman Theodor Pawlow, mit bewaffneten Kosaken und Strelitzen aus, um die entflohenen Feinde aufzusuchen. Dieser brachte auch wirklich eine große Anzahl derselben, mit Pfeilen und Schießgewehren bewaffnet ein. Derbisch Ala wurde als König von Astrachan ausgerufen, und die zurückgebliebenen Tatarn schwuren Rußland und ihrem neuen Beherrscher den Eyd der Treue. In einem Kriegsrathe wurde beschlossen, den Emthurtschey zu verfolgen: man erfuhr, daß er sich an denjenigen Theil der Wolga, welcher Motschack heißt, und die kißlarische Steppe beströmet, in die Gegend des Sees Beloe begeben. Die Rußen setzten ihm nach, kamen an den Ort, und hörten nun, er sey nach Tjumen geflüchtet. Der ganze Weg dahin wurde besetzt, und man schickte noch überdieß leichte Truppen auf die dem Ufer zunächst gelegenen Inseln aus. Viele Gefährten des Fürsten trafen sie an, und erbeuteten ansehnliche Summen Geldes, Schätze und Waffen. Auch die Königinnen wurden gefangen, von ihm selbst aber erfuhr man nichts. Sein Lager wurde endlich doch ausgekundschaftet und eingenommen: er hatte es in der Gegend des Sees Karabulath aufgeschlagen. Emthurtschey entkam dennoch mit einigen seiner tapfersten Leute, und floh an den See Beloe, wurde aber auch da von den Rußen eingeholt, entwischte ihnen aber auch, und zog sich mit 20 seiner Gefährten nach Asow: alle übrigen Tataren aber wurden entweder niedergemacht, oder geriethen in Gefangenschaft: andre,

welche sich noch versteckt hielten, baten um Gnade. Man bestimmte von Rußischer Seite einen Tag, an welchem alle diejenigen, welche des Rußischen Schutzes genießen wollten, nach Astrachan kommen sollten. Es erschienen der Fürst Jraklesch mit andern fürstlichen Blutsverwandten und Unterthanen. 3000 bewaffnete Ritter und 7000 schwarze Tataren stellten sich ein. Sie beschwuren auf das feyerlichste für sich und ihre Nachkommen rußische Unterthanen zu bleiben: auch versprachen sie, dem Zaar jährlich 4000 Rubel zu erlegen, alle Gefangene auszuliefern, und sich nach dem Ableben des Derbysch Ale von dem Zaar einen neuen König zu erbitten. Die Sieger kehrten darauf nach Moskau zurück, und erhielten vom Zaar reichliche Belohnungen.

Das Königreich Astrachan war nicht sehr lange in Rußlands Besitz gewesen, als der Großsultan Selim im Jahr C. 1569 den Entschluß faßte, es an sich zu reißen, und in dieser Absicht dasselbe zu Wasser und zu Lande anzugreifen gedachte. Seine Landarmee bestand aus 25000 Mann Cavallerie, und 30000 Janitscharen. Dreyhundert Galeeren wurden von Constantinopel nach Asow geschickt, die 5000 Janitscharen, 3000 Arbeitsleute und eine große Anzahl Tataren am Bord hatten. Der Vorsatz war, daß diese Galeeren von Asow aus dem Don rückwärts gehen sollten, und wann man in die Gegend zwischen dem Don und der Wolga gekommen wäre, sollte die Mannschafft durch einen Kanal beyde Flüsse verbinden, damit in Zukunft Schiffe aus dem schwarzen Meere in die Caspische See seegeln könnten.

Der Admiral über die Flotte war der Pascha Mirsarleth, und hatte den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes. Die Landarmee kam nach einer be-

schwerlichen Reise in Asow an, da dann auch der Krimmische Tartarchan Aldigery, nebst seinen 3 Söhnen, zu den Türken übergieng. Nach einem zehntägigen Aufenthalte gieng dieses gemeinschafftliche Heer durch die große Kubanische und Kumanische Steppe auf Astrachan los, kam wirklich den 5ten Sept. vor die Stadt, und umzingelte sie. Die Flotte landete auch in sehr kurzer Zeit an dem Orte, wo der Kanal angefangen werden sollte, und legte Hand ans Werk. Zufälliger Weise fügte es sich, daß der General Peter Semeonowitsch Serebrianoy mit Truppen von Moskau aus diese Gegend traf (allem Anschein nach wollte er Astrachan Hülfe leisten.) Die Avantgarde überbrachte ihm die Nachricht von Ankunft der türkischen Flotte, und dem Kanale. Unvermuthet überfiel er die fleißigen Türken, schlug sie gänzlich, und nur wenige blieben übrig, welche diese traurige Nachricht in Asow bekannt machten.

Astrachan war indessen immer noch durch die Landtruppen belagert. Die Besatzung, welche sich zwar auf ihre Tapferkeit verließ, aber wegen ihrer geringen Mannschafft dennoch zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, beschloß endlich in der Nacht einen Ausfall zu wagen. Nachdem viele tausend Feinde niedergemacht waren, kehrte sie wieder in die Stadt zurück, ohne besondern Verlust. Als aber die Landarmee der Türken erst das Schicksal der Flotte erfuhr, wurde sie so zaghaft, daß sie sich vornahm, alle kriegerische Gedanken fahren zu lassen: sie befürchtete auch eine Hungersnoth, weil der Winter anrückte, und die Zufuhre des Proviants abgeschnitten war. Die Astrachanischen Tartaren, welche es mit den Türken in der Stille hielten, sprachen zwar Muth zu, und erbothen sich, Lebensmittel zu schaffen. Sie giengen

gen zu dem Ende nach Rußland auf Raub aus, wurden aber daselbst so empfangen, daß nicht einer im Stande war, den Türken bey Astrachan von ihrem erlittenen Unglücke Nachricht zu geben. Die Türken hoben in dieser Verlegenheit die Belagerung auf, zernichteten ihre Verschanzungen, und zogen sich zurück. Die Russen, welchen es genug war, die Stadt ohne Verlust ihrer Besatzung behauptet zu haben, hielten es nicht für nöthig, ihre Feinde zu verfolgen, sondern sie überließen sie ihrem eigenen Schicksale, und die Astrachanischen Tartaren, weil sie auf der einen Seite sahen, daß es vergeblich wäre, auf die Hülfe der Türken weiter zu hoffen, wollten auf der andern Seite ihre Untreue gegen die Russen nicht noch größer machen, und riethen den abziehenden Türken, durch die Moscharische Steppe nach Asow zurück zu kehren, da sie auf dieser Reise einen kürzern und bequemern Weg finden würden. Hier geschah es, daß fast die ganze Armee zu Grunde gieng, wenigstens bis auf 3000 Mann, welche dann ausgemergelt und halb verhungert, oder erfroren, in ihr Vaterland zurückkehrten.

Astrachan genoß darauf eine Ruhe von mehr Jahren: es wurde nach und nach auf rußischen Fuß eingerichtet, denn die königliche Provinz schüttelte alle tatarische Herrschaft von sich ab, und wurde in ein rußisches Gouvernement verwandelt. Im Jahr 1669 entstanden neue Unruhen, welche der bekannte Rebell, Stenko Rasin, erregte. Er hatte eine lüderliche Rotte unruhiger Köpfe, die meistens donische Kosaken waren, zusammengebracht, die sich durch die Steppe der Wolga näherte, in die Gegend des Flusses Kamischenka kam, und daselbst alle nach Astrachan gehende Schiffe entweder nahm, oder beraubte.

Unter diesen Schiffen befand sich eines, welches dem Moskawischen Patriarchen Joaßan zugehörte. Stenko Rasin ließ alle auf dem Schiffe befindliche Leute umbringen, damit er nicht verrathen würde, und gieng darauf nach Zaryzin. Auf der Insel Sarpinski vertheilte er seinen Raub. Der Commendant von Zaryzin schloß sich in den Mauern der Stadt ein, und wagte die Feinde ihrer starken Anzahl wegen nicht zu verfolgen. Rasin verlor selbst die Hoffnung von der Stadt Meister zu werden, und reiste daher gerade nach Astrachan. Als er an den Ausfluß der Wolga Busan kam, lief er ein, seegelte von da in See, und landete bey der Jaikischen Stadt Gurjew. Wie der Astrachanische Vice-Stadthalter die Nachricht von dieser Begebenheit erfuhr, schickte er einen ziemlichen Haufen Strelizen aus, welche diese Räuber verfolgen sollten. Die Strelizen zogen aber den Kürzern: ein Theil von ihnen wurde niedergehauen, ein andrer gerieth in die Gefangenschaft, und mußte die Anzahl der Räuber vermehren. Schiffe und Waffen giengen bey dieser Gelegenheit verlohren. Als Rasin von der Festung Gurjew Meister war, richtete er ein grausames Blutbad an. Die vornehmsten Einwohner, die angesehensten Officiere und Soldaten blieben. Bey einer gewissen Grube, welche Rasin hatte graben lassen, um seine gebliebenen Leute zu beerdigen, kam es zum Treffen, und über 1000 rußische Edelleute verlohren ihr Leben. Nur wenige retteten sich, und brachten die traurige Nachricht nach Astrachan.

Den Winter brachte Stenko Rasin in Gurjew zu, und den darauf folgenden Frühling begab er sich nach Persien, wo viele Städte die Grausamkeit seiner Räubereyen empfanden. Indem er noch mit

Plün-

Plündereyen beschäftiget war, erregte noch ein anderer Donischer Räuber, Sereschka Krivoi, (Sergius Strabo) neue Unruhen. Mit vielen Verschwornen kam er bewaffnet an die Wolga, nahm eine große Anzahl Frachtschiffe vom Flusse Metschetuaja, lief gleichfalls in den Arm Busan ein, und begab sich in See. Schilkow, der Astrachan damals noch regierte, wollte auch diesen Räuber verfolgen, schickte auf flachen Bothen 4 Parthien Strelizen gegen ihn aus, welche er durch Versprechungen zur Tapferkeit aufzumuntern gesucht hatte. Allein sie wurden vom Feinde umringt, und genöthigt als Gefangene nebst allem Proviant zu ihm überzugehen. In Persien vereinigten sie sich dann alle mit Rasin, welcher nun durch erneuerte Kräfte seine Grausamkeiten fortsetzte. Immerwährende Siege machten ihn endlich so stolz, daß ein persischer Chan es wagte, sich ihm zu widersetzen. Es wurde ein Seetreffen geliefert, in welchem Rasin die Hälfte seiner Macht verlor, die Perser aber doch zuletzt überwand.

Die Russen besetzten Gurjew aufs neue mit Strelitzen aus Astrachan, aber auch diese rebellirten, brachten ihren Befehlshaber um, und begaben sich, um rauben zu können, nach der Insel Kuliwitskoi. Die Russen setzten ihnen nach, und siegten, worauf alle diese Untreuen ins Elend verwiesen wurden.

Im Herbste des Jahrs 7176, da Prosorowskoy Stadthalter von Astrachan war, wurde Stenko Rasin auf Zaarischen Befehl aus Persien in sein Vaterland mit Pardon zurück berufen. Der Rebell nahm diese Gnade an, und schickte aus seiner Staniza 8 Männer an den Hof zu Moskau, um eine völlige Vergebung für seine Vergehungen zu erflehen. Man hoffte nun völlige Ruhe zu genießen,

allein

allein der kühne Rasin, brach, nachdem er sich einige Zeit am Don aufgehalten hatte, auf, und bemächtigte sich in der Gegend von Zarizyn vieler kalmuckischer und tatarischer Ulussen, belagerte die Stadt, bestach die Besatzung mit Gelde, drang ein, und ermordete den Commendanten, und alle, die sich ihm widersetzten. Die Cronscasse und alle Schiffe waren überdieß seine Beute. Inzwischen kam Iwan Lopatin mit Strelitzen aus Moskau an, kaum ließ er sich aber vor Zarizyn sehen, als sich Stenko Rasin ihm ins Gesicht stellte, und gänzlich schlug.

Die Tataren überbrachten von diesen Dingen die erste Nachricht nach Astrachan, und sie wurde durch den Prokuror Paul Dubenskoy bestätigt. Den 8ten Junius eben des Jahrs 7178 kam ein Hauptmann aus Tschernoi Jar an, welcher sagte, daß auch diese Festung in den Händen der Räuber sey, und daß bey der Einnahme der ganze Adel sein Leben eingebüßt habe. Man dachte nun in Astrachan ernstlich auf Gegenwehr, verbesserte die Stadtmauer, der Gouverneur benachrichtigte auch den Rußischen Monarchen von der Noth, in welcher sich diese Gegenden befanden. Die Briefe kamen aber unglücklicherweise nicht an Ort und Stelle, weil der Ueberbringer das Unglück hatte, im Don zu ersaufen.

Rasin näherte sich der Stadt immer mehr, und 8 Werste oberhalb derselben machte er Halt: er fertigte darauf 2 leichte Schiffe ab, auf denen sich ein Astrachanischer Priester, Wasiley Malenkoy, und ein Bedienter vom Kniasen Iwow befanden: beyde steckten sich, um desto besser spioniren zu können, in Bettlerhabite, und erschienen so vor der Stadt. Sie wurden aber gefangen genommen, vor den Stadthalter gebracht, und von ihm ausgefragt. Den

Be-

Bedienten ließ er foltern, und auf der Mauer, ohnweit der beyden Schiffe, aufhängen. Der Priester aber wurde mit zugestopftem Munde in ein finsteres Gefängniß geworfen. Der Erzbischoff stellte öffentliche Gebethe an, der Stadthalter that zum guten Erfolg zu einer künftigen Vertheidigung sein möglichstes, er bewaffnete die Thore, vertheilte die Kanonen auf den Mauern, kein Mensch, weder Ausländer, noch Knabe, der nur eine Flinte tragen konnte, wurde verschont: jeder mußte auf dem ihm angewiesenen Posten erscheinen. Am 19ten Junius machte sich Rasin, von den astrachanischen Verräthern, Andrey Lebedew und Simon Kurätnikaw, genugsam benachrichtigt, in die Bucht der Wolga, Bolda genannt, von da in den Bach Tscherepach, nach Kutum, und von da in die Kriwuscha, einem Flüßchen, das eine halbe Werst von der Stadtmauer entfernt, seinen kurzen Lauf nach Mittag nimmt, und sich also just in derjenigen Gegend befindet, wo gegenwärtig die meisten Gärten angelegt sind. Daselbst fieng er an, Sturmleitern zur Belagerung zu verfertigen. Das Wasser stieg in diesem Jahre so außerordentlich hoch, daß die rasinischen Fahrzeuge in die Kriwuscha einlaufen konnten. In den Sumpf, welcher die Stadtmauern von der Kriwuscha trennt, und welcher nach der Hand zu der Anlage eines Kanals gedient hat, ließ der Erzbischoff Wasser aus der Wolga fließen, daß die Städtmauern von allen Seiten mit Wasser umgeben würden. An eben diesem 19ten Junius giengen zwey Bettler aus der Stadt zu Rasin. Er gewann sie durch Geld, und sie versprachen ihm, bey der Belagerung an verschiedenen Orten Feuer anzulegen. Wie sie wieder zurück kehrten, gestan-

standen sie ihre vorgehabte Missethat, und verlohren ihr Leben.

Der Bischoff und der Stadthalter fiengen nun mehr und mehr an, die Treue der Besatzung zu bezweifeln. Der erste rief alle Officiers zu sich, ermahnte sie zum Gehorsam, und erinnerte sie an ihren Eyd: das ganze Volk schwur vors Vaterland zu fechten.

Am 21ten gegen Abend zog der Gouverneur Prosorawskoi mit seinem Bruder, mit seinem Sohne, und mit vielen Officiers Kriegshabite an, und wie er sich in Waffen befand, ließ er in die Trompete stoßen. Er begab sich nach der Himmelfahrtspforte, weil er glaubte, daß die Räuber auf dieselbe den ersten Angriff thun würden: er ermahnte die Soldaten zur Tapferkeit, und bemühte sich die weitere Annäherung der Feinde zu verhindern. Aber die Nacht darauf besetzten die Räuber die Pforte, schlugen Sturmleitern an, und machten mit dem Besteigen der Mauer den Anfang. Nun zeigte sich die Denkungsart der Astrachaner. Die Soldaten, welche auf den Mauern postirt waren, nahmen die auf den Leitern zu ihnen kommenden Räuber nicht nur auf, sondern lockten sie noch durch Zeichen an. Die Kanoniers, die auf die Feinde feuern sollten, weigerten sich es zu thun, und blieben ruhig; diejenigen Officiers aber von dem Adel und von der Bürgerschafft, die sich tapfer bewiesen, wurden niedergemacht. Man durchbohrte den Leib des Gouverneurs mit einem Spieße durch und durch. Weil er noch nicht ganz todt war, brachten ihn seine Bedienten in den Karmelin, und von da in die Hauptkirche: sein Bruder, Michael Erosorowkoi, der sich an den Thüren des Tempels wehrte, blieb auf dem Platze. Der Erzbischoff Joseph verfügte sich nach

dem

dem Sobor, und reichte dem sterbenden Stadthalter das heil. Abendmal. Eine große Anzahl Einwohner begab sich auch dahin, oder schloß sich vielmehr in diesen heiligen Ort ein, weil keine sichere Freystätte mehr übrig zu seyn schien. Als der Tag anbrach, und die Feinde die äußere Mauer schon besetzt hatten, bestürmten sie auch den Kremlin, und sowohl durch die durchgebrochene Pforte, als durch die in dem Schlosse gegen Mittag gelegene Vorrathskammer, wo die Mauer etwas schwächer war, drangen sie in das Schloß, und umzingelten den mit Menschen angefüllten Tempel. Alle Officiere, Edelleute und Schreiber machte man nieder, und wie man sie auf Befehl des Rasins nach dem Kloster der heil. Dreyfaltigkeit brachte, zählte der Mönch 600 Leichname. Inzwischen kletterten zwey Russen, einige Deutsche und Tscherkassen, an der Anzahl in allen neune, auf einen andern Thurm des Tempels, und von Feinden umzingelt, wehrten sie sich bis auf die Mitte des Tages. So lange ihr Bley dauerte, war es den Räubern unmöglich, den Thurm einzunehmen. Wie sie keine Kugeln mehr hatten, so mußten silberne und kupferne Münzen die Stelle derselben vertreten; da aber auch diese und das Schießpulver verbraucht waren, stürzten sie sich entweder selbst vom Thurme herunter, oder fielen dem Feinde in die Hände und starben.

Astrachan war nun also in den Händen eines unersättlichen Räubers. Die ganze öffentliche Casse, das baare Geld sowohl, als die Zobel, nahm er, und schaffte alles in die Festung Jamhurtschey, da er sie dann theilte. Bis in die Mitte des Julius hielt sich Rasin in Astrachan auf, und verübte alle mögliche Grausamkeiten und Lasterthaten. Wann er auf den

Straßen ritte, und von ohngefähr jemanden antraf, den ließ er entweder über die Klinge springen, ins Wasser stürzen, mit zusammengebundenen Füßen aufhängen, oder an Händen und Füßen verstümmeln. Was er allein nicht zu thun vermochte, thaten andre. Die untreue Garnison stand ihm in allen bey: sogar die Kinder stellten Versammlungen an, und übten niederträchtige und boshafte Gewaltthätigkeiten aus.

Den 13ten Julius schickte Rasin in besoffenem Muthe seinen Jessaul zum Erzbischoffe, und verlangte den ältesten Sohn des Prosorowskoi von ihm. Wie er ankam, fragte er ihn, zu welchem Gebrauch sein Vater die Zollgelder verwandt habe? Er antwortete, daß er sie an die Canzley abgegeben, und die Soldaten davon bezahlet, welches auch ein Schreiber bekräftigte. Auf die Frage, wo das Vermögen seines Vaters verborgen läge, erwiederte der junge Prosorowskoi, daß es der Rasinische Jessaul an sich gerissen habe. Da Rasin dieses hörte, ließ er ihm die Füße binden, und an eine Mauer hängen, dem Schreiber aber einen Haken in die Rippen bohren, und auf diese Weise aufknüpfen. Nach einer halben Stunde, mußte auch der jüngste Sohn des Prosorowskoi herbeykommen: er ließ ihn neben seinen Bruder aufbinden; das Leben schenkte er zwar beyden, der ältere starb aber bald.

Nach diesen Thaten gieng Rasin mit seinen donischen Räubern und einigen Strelizen von der astrachanischen Besatzung nach Sinbirsk zurück, und überließ das Commando der Stadt den Aufrührern, Waska Us und Fetka Scheludiat, die er in derselben zu Atamanen bestellte. Diese bemüheten sich nun auf alle Weise ihrem Heerführer gefällig zu seyn. In

einer den 3ten Aug. angestellten Versammlung erregten sie einen neuen Aufruhr; alle astrachanische Canzleybediente, welche der Wuth des Rasins entgangen waren, brachten sie entweder in ihren Häusern, oder auf der Straße um, sie bestürmten das Haus des Erzbischoff Josephs, und verlangten, daß man ihnen den kaiserlichen Prokuror, Iwan Turtschinin, welcher sich in demselben versteckt habe, herausgeben solle; da sie ihn nicht fanden, so vergiengen sie sich mit den lästerlichsten Ausdrücken an dem Erzbischoffe selbsten, warfen ihm vor, daß er mehr auf der Seite der Vornehmen, als der Kosaken ihrer, sey: sie machten Anschläge auf sein Leben, doch kam er noch davon.

Im Winter des Jahrs 7179 kam Siuntsch Mursa, wegen einiger zwischen ihm und den schwarzen Kalmucken vorgefallenen Zwistigkeiten nach Astrachan, und schlug sein Lager, welches er gegen die Anfälle der Tataren mit einem Walle und Graben befestigte, bey dem Fluße Zarew Protock auf; seine Armee war 15000 Mann stark. Den 12ten Februar kam auch Jamhurtschei Mirsa Kaikuwatow mit Bergtscherkassen und Krimmischen Tataren vor der Stadt an, überfiel das Lager des Siuntsch Mursa, schlug ihn, beraubte ihn aller seiner Güter, trieb ihm sein sämmtliches Vieh weg, und führte die Gefangenen in die Krimm, oder nach den Kaukasischen Gebirgen. Das Treffen war sehr blutig, und währte 24 Stunden. Siuntsch Mursa war nicht selbst dabey, weil er sich als Geißel im Arrest der Zusammenverschwornen befand, und in diesem Zustande bis auf die Ankunft des rußischen Generals Iwan Bogdanowitsch Miloslawskoy blieb.

Zu eben dieser Zeit überbrachte Mirsa Emaned Enaewan dem Erzbischoffe Joseph einen kayserlichen Be-

fehl, der zu Moskau ausgefertigt war, worinnen die Einwohner von Astrachan, und besonders diejenigen, welche sich unter den Verräthern befanden, erinnert wurden, ihre Denkungsart zu verändern, und den Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Monarchen zu erneuern. Der Bischoff nahm eine Abschrift davon, und überschickte sie dem Klosterabt Silvester mit dem Befehl, er solle die ungehorsamen Andrey Lebedew und Sergey Baranow zu sich kommen lassen, ihnen diesen Befehl vorlesen, und sie von ihrem bisherigen Verfahren abrathen. Kaum hatte Lebedew die Zelle des Mönchs verlassen, als er zu seinen Cameraden gieng, und sagte, der Bischoff gäbe seine Befehle für Zaarische aus, und sey entschlossen alle Verschworne den Vornehmen zu überantworten. Aber Joseph ließ die Glocken läuten, und befehlen, daß jedermann sich in der Hauptkirche einfinden sollte. Nur sehr wenige erschienen, denn die Rebellen liefen in das Haus ihres Atamans.

Inzwischen las ein Priester den Zaarischen Befehl vor: von den Rebellen waren verschiedene gegenwärtig. Da der Priester den Befehl an den Bischoff wieder einhändigen wollte, rissen die Rebellen ihm denselben aus den Händen, und brachten ihn ihrem Vorgesetzten. Dieser bemächtigte sich darauf des armen Priesters, belegte ihn mit grausamen Martern, und fragte ihn, ob der Befehl zaarisch, oder bischöfflich sey? Wie er darauf bestand, daß ihn Joseph aus Moskau erhalten habe, wurde er endlich wieder befreyt.

Den 21ten April kam ein astrachanischer Soldat zum Bischoff, und meldete, daß jurtowische Tataren abermal einen kayserlichen Befehl aus Moskau hätten, und sich mit demselben auf der andern Seite

der

der Wolga befänden; der Bischoff schickte zu den Häuptern der Verschwornen, forderte sie zu sich, und ließ ihnen sagen, daß er Sachen von der äußersten Wichtigkeit ihnen vorzutragen habe. Sie weigerten sich, zu ihm zu kommen, und begaben sich auf öffentlichen Markt. Der Bischoff erfuhr dieß kaum, als er auch daselbst erschien, und sagte, es sey ein kayserlicher Befehl vorhanden, und die Häupter der Verschwörung möchten denselben zu mehrerer Ueberzeugung selbst von den Ueberbringern abholen. Der Befehl wurde endlich gebracht; der Bischoff eilte damit in die Kirche, öffnete ihn daselbst in Gegenwart der versammleten Verschwornen, und wollte ihn eben vorlesen, als die letztern die Kirche verließen, und sich in ihren Kreiß begaben.

Joseph verfolgte sie, nahm eine ziemliche Anzahl Priester und Kirchenbediente zu sich, verfügte sich mit ihnen in den Kreis, ließ zuerst denjenigen Befehl ablesen, der eigentlich an sie gerichtet war, und dann auch den, welchen der Bischoff selbst erhalten hatte. Die Verschwornen achteten aber nicht darauf, sondern führten sich noch ungebührlicher auf, schrieen und sagten: "Die Vornehmen im Reiche mögen schreiben, was sie wollen, uns gehet es nichts an: wenn die Befehle zaarisch gewesen wären, so müßte man ein rothes Innsiegel darunter gedruckt finden: Vielleicht sey der Bischoff selbst Verfasser davon." Sie setzten hinzu: "Schon lange wartet der Thurm auf dich, wo Prosorowskoy mit Recht sein Leben verlohren hat: wir bedauern nur, daß wir keine andre Tage haben, (es war die Marterwoche, da dieses geschah) du würdest erfahren, was es auf sich habe, den Kosaken so viel zu thun zu machen; von dir, von deinen Anschlägen, kommen alle die Unruhen her; du hast

Briefe nach dem Terek und nach dem Don geschickt, und du hast dadurch zu Wege gebracht, daß die donischen und terekischen Kosaken von uns abgefallen sind." Hierauf wandte sich der Bischoff an die astrachanische Besatzung, und sagte zu den Soldaten: Euch, euch liegt es ob, diese donischen Räuber fest zu nehmen, ihnen Ketten und Bande anzulegen: thut es, kehrt zu eurer Pflicht, so versichere ich euch, daß ihr bey dem Kayser für eure Vergehungen Vergebung erhalten werdet. Die astrachanischen Soldaten antworteten: Wen sollen wir dann bändigen? uns etwa selbst? Die Rede des Bischoffs hatte also keine andre Wirkung, als daß alle ihn mehr verspotteten, und ihm den Tod schwuren.

Am 1sten May fiel der schon erwähnte arme Priester den Zusammenverschwornen abermals in die Hände, sie folterten ihn auf das unmenschlichste, und unter den grausamsten Martern wollten sie von ihm das Geständniß auspressen, daß der Erzbischoff die Befehle selbst verfertigt habe. Er blieb aber unverändert bey der Wahrheit, und weil ihnen diese nicht gefiel, so tödteten sie ihn. Zwey Vornehme von Adel, die sich in des Bischoffs Hause aufhielten, mußten aus dem nämlichen Grunde die grausamsten Gewaltthätigkeiten erfahren. Da die Barbaren endlich sahen, daß sie auch mit diesen nichts ausrichteten, wurde beschlossen, den Erzbischoff umzubringen. Am 11ten May kamen einige von den Verschwornen in die Kirche, und beriefen den Bischoff in ihren Kreis, wohin er auch zu kommen versprach. Er ließ aber doch zuerst die Glocken läuten, wodurch alle Priester sich versammleten, und in die Kirche giengen. Der Bischoff ließ sich von ihnen seinen priesterlichen Ornat anlegen, und in demselben fand er sich bey den Verschwor-

schwornen ein. Wie er sich nach der Ursache erkundigte, aus welcher man ihn hieher berufen habe; wandte sich Us, der Oberataman, zu dem Kosaken Kotschaniowskoi, und sagte zu ihm: Warum schweigest du, Stein? tritt hervor, und sprich, was du im Namen des Oberatamans zu sagen hast. Er fieng also an: Im Namen Stenko Rasins, unsers Heerführers, bin ich hier, und soll dich, Erzbischoff, fragen, was die Briefe haben bedeuten sollen, die du an unsre Brüder am Don und am Tereck geschrieben hast, dann diese deine Briefe haben verursacht, daß die donischen und tereckischen Kosaken von uns abgefallen sind. Der Bischoff erwiederte, er habe weder nach dem Don, noch dem Tereck, Briefe geschrieben: und gesetzt, er hätte es gethan, so glaubte er dadurch keine Missethat begangen zu haben, denn die donischen und tereckischen Einwohner wären ja nicht Feinde, sondern Unterthanen eines gemeinschaftlichen großen Kayfers. Er aber rathe auch ihnen, daß auch sie sich bemühen möchten, diesen Namen zu verdienen, und daß sie daher ihren aufrührischen und räuberischen Gedanken ein endliches Ziel setzen sollten.

Durch diese Rede wurden die Verschwornen noch aufgebrachter. Warum verbirgst du dann, Erzbischoff, deine Schelmereyen, schrieen die Kosaken, und warum erscheinst du in diesem Habit bey uns? Sie befahlen hierauf den Priestern, ihren Bischoff zu entkleiden, der es dann auch selbst verlangte. Wie es geschehen war, wurden die Priester aus der Versammlung gestoßen, und der Bischoff in den Kremlin geschleppt. Sie banden ihm daselbst Hände und Füße, berührten ihn mit glühenden Zangen, und fragten, ob er die Befehle verfertigt, und die Briefe geschrieben habe? Er antwortete gar nichts. Nach-

dem sie ihn aufs äußerste gemartert hatten, führten sie ihn endlich auf den Thurm, und stürzten ihn hinab. Auf diese That entstand ein tiefes Stillschweigen unter den Mördern, und sie schienen wie vom Schlage gerührt zu seyn. Doch als sich die Priester bey dem Leichname ihres Bischoffs versammlen wollten, so wurden sie von den Verschwornen durch Prügel abgehalten; gleichwohl aber salbte und begrub man denselben am folgenden Tage in der Hauptkirche.

Der Knäs Jakob Nikitisch Odojewskoi überschrieb hierauf den ganzen Zustand von Astrachan an den Zaar nach Moskau. In den letzten Tagen des Augusts 7179 erschien daher der General Iwan Bogdanowitsch Miloslawskoi mit einer mäßigen Anzahl Truppen vor Astrachan, um die Verschwornen zum Gehorsam zu zwingen. Diese verließen sich auf ihr ehemaliges Glück, und unterstanden sich den größten Theil ihrer Mannschaft auf Fahrzeugen einzuschiffen, und den Russen entgegen zu gehen; sie wurden aber gänzlich geschlagen, und nur wenige von ihnen erreichten bey der Flucht die Stadt. Der rußische General begab sich mit seinem Heere in den Arm der Wolga, den man Bolda nennt, und eben bey dem Austritte desselben schlug er sein Lager auf, das er mit einem Walle und Graben befestigte; in die Stadt aber schickte er Abgeordnete, und ließ die Einwohner zu freywilliger Uebergabe auffordern: auch verstattete er den Verschwornen freyen Zutritt in sein Lager, und lockte sie durch freundliche Begegnung auf seine Seite. Wie er merkte, daß die Astrachaner mit der Uebergabe der Stadt zauderten, so schlug er am Fluße Solnika, seinem Lager gegen über, noch ein zweytes auf. Die Feinde wagten einen Ausfall auf dasselbe, wurden aber mit großem Verlust zurück

geschlagen. Zu gleicher Zeit fand sich auch in Astrachan ein Tscherkassischer Fürst ein, welcher durch List eines der Häupter von den Verschwornen zu sich bat, und auslieferte. Dieser, um nicht in Strafe zu gerathen, veränderte die Denkungsart, und bewog noch viele andre Mitverschworne gleichfalls dazu. Dieß bewirkte neue Uneinigkeiten in der Stadt. Ein Theil wollte sich unter rußischen Schutz begeben: ein andrer aber lieber alles verlieren, als von dem einmal vorgesetzten Plan abgehen. Der Winter kam, und die Verschwornen zweifelten an ihren Kräften: durch die Sanftmuth und durch Versprechungen des rußischen Generals aufgemuntert, beschlossen sie einmüthig, Gesandte an ihn zu senden, und die Stadt zu übergeben. Miloslawskoi ergriff den Antrag ohne Bedenken, und zog in die Stadt.

Unter Millionen Glückswünschungen und mit der größten Freude wurden die Russen empfangen: Der General versah die Thore, Thürme und Mauern mit seinen Wachen, begab sich hierauf in die Hauptkirche, dankte daselbst dem Himmel für seine Hülfe, sprach den Bürgern von Astrachan Muth ein, und stand den Nothleidenden mit Hülfe bey. Alle während der Empörung entstandene Unordnungen hob er auf, und ganz Astrachan versetzte er wieder in denjenigen Zustand, in welchem es vorher war. Es wurde darauf vom Zaar befohlen, alle in diesen Gegenden durch die donischen Kosaken und Besatzungssoldaten begangene Grausamkeiten zu untersuchen. Stenko Rasin bekam gleichfalls seinen verdienten Lohn, dann, nachdem ihn der General Dolgorucki geschlagen, und gefangen nach Moskau gebracht hatte, wurde er auf einem Wagen, und unter einem auf demselben aufgerichteten Galgen, in der ganzen

Stadt herumgeführt, und hernach lebendig gevierttheilt. Die vier Theile wurden nebst dem Kopfe auf Pfähle gesteckt, und das Eingeweide den Hunden vorgeworfen. Bey aller dieser Marter bewies er sich ganz unerschrocken. Sein jüngster Bruder Frolka aber, der mit ihm gefangen, und hinter dem Wagen zu Fuße zu gehen gezwungen wurde, desto zaghafter. Jedoch weil er dem Zaar seines Bruders verborgene Schätze entdeckt hatte, kam er mit dem Leben davon.

Während der kurzen Regierung des Zaar Fedor Alexejewitsch trug sich in der astrachanischen Statthalterschaft nichts merkwürdiges vor. Anno 1705 ereignete sich das jämmerliche Blutbad, durch die ehemaligen Strelizen. Im Jahr 1722 genoß sie das außerordentliche Glück, von ihrem großen Monarchen selbst besucht zu werden. Dieses und die folgenden Jahre machten Astrachan, des berühmten persischen Kriegs wegen, noch bekannter. *) In dem Jahr 1727 raffte die Pest einen großen Theil der Einwohner Astrachans auf: außer vielen Feuersbrünsten aber, worunter die letzte im Jahr 1767 eine der schrecklichsten war, ist daselbst die Anlage eines Kanals zwischen der Wolga und der Kutum, und, den neuen Plan der Stadt ausgenommen, keine Veränderung vorgefallen.

Da ich hier auch eine Beschreibung von Astrachan und der benachbarten Gegend zu geben gesonnen bin, so finde ich nothwendig, die Beschreibung der Wolga vorauszuschicken.

Die

*) Das Soimonowische Tagebuch von diesem Feldzuge findet sich in Müllers Sammlung rußischer Geschichten.

Die Wolga hat verschiedene Namen. Die Kalmucken nennen sie Edschil, die Tataren Ethel: bey den Alten ist sie unter dem Namen Rha bekannt. Sie ist einer der größten und merkwürdigsten Ströme in der Welt, entspringt in der Provinz Reschkow, 40 Meilen über Jaroslaw, in dem wolchonskischen Walde, allwo ein kleiner Bach aus einer See ohngefähr 2 Meilen von dannen in eine andere See Namens Wolgo fällt, und durch selbige hindurch läuft.

Die Wolga, welche durch unzählige andre Flüße und Ströme Wasser erhält, ist wegen der vielen Winkel, Ecken, Flächen, Gründe, Inseln und Sandbänke gefährlich zu befahren, und nur im May und Junius, da die nördlichern Flüße ihr von dem geschmolzenen Schnee vermehrtes Wasser überliefern, pflegen sich die Fahrzeuge sicher zu befinden. Die niedrigen Inseln werden überschwemmt, daß man über sie hinfahren kann, und das ganz niedrig herumliegende Land so unter Wasser gesetzt, daß die hohen Bäume nur mit den Spitzen hervorragen. Die Wolga ist in diesem Betracht dem Nil ähnlich, und sie wird es dadurch noch mehr, weil auf ihre Ueberschwemmung im Frühlinge eine besondre Fruchtbarkeit des Erdbodens erfolgt, die auf den Wiesen vorzüglich merklich ist. Zu Saratow nimmt man ohngefähr die Mitte von dem Laufe der Wolga an. Bis dahin, und von da bis Zarizyn läuft dieser Strom von seinem mittäglichen Ursprunge gerade nach Norden durch ein weites Thal, welches die Rußen Saymischtscha nennen. Von Zarizyn wendet sich die Wolga gerade nach Süden, und erweitert ihr Vorland in eine außerordentliche Breite, die Zarizyn gegen über 60 Werste austragen soll, mir aber kaum 30 auszumachen scheint. Weiter nach Astrachan wird es immer schmäler.

Das rechte Ufer der Wolga, ist, wie bey allen rußisch=asiatischen Flüssen dieser Gegend, erhöht und bergigt, das linke aber niedrig. Von Jarizyn bis Astrachan ist die Wolga am breitesten, und nur in wenigen Gegenden eine Werste breit.

Die Wolga bildet sehr viele Inseln, unter denen die sarpische eine der berühmtesten ist. Um Astrachan trifft man die meisten an, und jemehr sich die Wolga ihrem Ende nähert, desto mehr vervielfältigen sie sich, da unser Strom in seinem Laufe sich in so viele Theile theilt, wie von keinem andern bekannt ist.

Der Südwind, welchen man hier gemeiniglich den Wind aus der See zu nennen pflegt, bindet sich an keine gewisse Zeit; doch ist er in den letzten Sommermonaten am häufigsten, so wie er sich auch bey dem Anfange und Ausgange des Winters einstellt. Wenn es gewiß ist, daß derselbe die Schiffarth auf der kaspischen See befördert, so bringt er aber auch die schädliche Wirkung hervor, daß der sumpfigte Landesstrich zwischen Astrachan und den Mündungen der Wolga noch sumpfigter, ja zuweilen ganz unter Wasser gesetzt wird, da dann eine Landreise von Astrachan nach Tschetiri Bugri niemals möglich ist. Die unerträgliche Sommerhitze vermehrt er, und im Winter veranlaßt er oft Katarrhal=und Inflammationsfieber. Zu allem Glück fehlt es diesen Gegenden nicht an Hügeln. Wenn diese einmal besser benutzt werden, und man die Sümpfe, wie in Ingermannland und Finnland, auszutrocknen sucht, Dämme anlegt u. s. w. ist zu vermuthen, daß auch die Südwinde zu Astrachan mit der Zeit diejenigen gefährlichen Wirkungen nicht mehr hervorbringen werden.

Ohngeachtet die Wolga, ehe sie Astrachan erreicht, schon in verschiedene Arme ausgetreten ist, so

ist

ist doch der Strom bey der Stadt noch 2200 Fuß breit. Im Winter, der bis auf 2 Monate zuweilen dauert, friert derselbe so fest zu, daß schwer beladene Schlitten ohne Gefahr darüber fahren können.

Das jetzige Astracham liegt auf der Wiesenseite der Wolga, da, wo sie sich in so viele Arme trennt, 80 Werste von seinen Mündungen entfernt. Alle Theile Astrachans sind auf gewisse Hügel vertheilt, welche den Umfang der Stadt ausmachen.

Der vorzüglichste Theil der Stadt, oder vielmehr die Stadt selbst, weil sich daselbst der Kreml und die Festungswerke befinden, liegt auf dem Haasenhügel, der in der Länge zwey, und in der Breite etwas über eine halbe Werste beträgt; die Länge desselben erstreckt sich von Osten nach Westen, seine rechte Seite hat ihre Lage nach Norden, und wird an derselben von der Wolga beströmt, die linke ist gegen Mittag gelegen, und wird allda von einem etwas niedrigern Hügel, von der Stelle, wo die Armenier und Tataren wohnen, abgesondert, die westliche Seite aber wird von der Mündung des Kanals eingeschlossen.

Auf den gedachten großen Hügel folgt ein andrer, der eine gleiche Lage mit demselben hat; zwar ist er schmäler, aber dagegen um desto länger. Er fängt an demjenigen Orte der Kutum an, wo aus derselben der Kanal geführt wird, und endigt sich an demjenigen Ufer der Wolga, wo eine andre Mündung des Kanals in diesen Strom tritt. Auf der Mitte dieses Hügels wohnen die Tataren, dann folgen die Armenier, und das Ende desselben nehmen wenige Soldaten und Kaufleute ein. Seine rechte Seite, die ihre Lage nach den Stadtmauern hat, gränzt an den Kanal, die linke aber an eine weitläuftige gegen 100 Faden breite Ebne, welche Sol-

daten

daten und Armenier bewohnen, und die zum Theil von der Kriwuscha beströmt wird: diese läuft an vielen Gärten und Häusern vorbey, und fällt wieder in den Kutum.

Der Kreml ist auf dem erhabensten Theile des Hügels gegen Abend erbaut, hat die Form eines Dreyecks, ist 120 Faden lang, 80 breit, und mit einer aus Ziegelsteinen aufgeführten Mauer umgeben. Gegen Osten sind mit dem Kreml die Festungswerke Bieloi Gorod verbunden.

Die Hauptkirche ist eines der ansehnlichsten Gebäude in der Stadt. Der Metropolit Samson erbaute sie im Jahr 1696 auf eigne Kosten. Sie hat 50 Schritte in der Länge, und 30 in der Breite. Nicht weit davon ist die Wohnung des Erzbischoffs. Das ehemalige Kloster der heiligen Dreyfaltigkeit ist auf Befehl in eine Kirche verwandelt, und die Einkünfte genießt jetzt die Krone. Zwischen dem Gebäude der Kancelley und dem ehemaligen Kloster Troitzkischen liegt die Hauptwache, und hinter derselben die Pulvermagazine.

Der ansehnliche rußische Gasthof ist auf öffentliche Kosten erbauet: ringsum ist er mit Buden und Gewölbern umgeben, welche Kaufleute zu miethen verpflichtet sind, und für jede der Krone jährlich 24 Rubel bezahlen. Der armenische und indianische Gasthof sind kleiner, als der erstere: beyde sind auf Kronskosten erbaut. Die Miethe für eine Bude beträgt jährlich 12 Rubel, woraus eine Summe von mehr denn 1000 Rubels erwächst. Innerhalb der Festungswerke findet man 5 steinerne Kirchen, aber nur 2 öffentliche Gebäude: eines ist die Kronsapotheke, das andre ein Policeyhaus.

Nach dem traurigen Zustande, den die letzte Feuersbrunst in Astrachan verursacht hatte, wurde auf Veranlassung des Stadthalters ein kayserlicher Befehl bekannt gemacht, dem zufolge die ganze Stadt nicht nur neu aufgebauet, sondern auch die Gebäude nach den Regeln der Baukunst massiv aufgeführt werden sollten. Es wurde ein Plan entworfen, der auch in Petersburg genehmigt wurde. Die Kayserinn legte auch zum Bau 170000 Rubel in die Bank von Astrachan: die Krone wollte selbst bauen, und die fertigen Häuser den Einwohnern um den billigsten Preis überlassen. Unglücklicher Weise geht es mit dem Bauen noch jetzt sehr langsam zu, denn seit den 5 Jahren, da der Befehl ertheilt wurde, sind nur 2 steinerne Gebäude und 3 Privathäuser erbauet, aber noch nicht ganz vollendet.

Das Admiralitäts = Gebäude liegt in derjenigen Vorstadt, welche zunächst an die Festungswerke gränzt, und ist mit Wall und Graben befestigt. Alle Gebäude, welche dazu gehören, sind hölzern, und gegenwärtig ziemlich veraltet. Zwischen dem Kanal und Kreml bis zur matschagischen Pforte liegt der tatarische Markt. Von früh Morgens an, bis gegen die Mittagszeit, wird hier Handel und Wandel getrieben: auf dem rußischen Markte hingegen werden gegen Abend erst Waaren eingekauft, ohngeachtet die Buden den ganzen Tag über offen stehen. Gleich an dem Winkel der Festungswerke ist der armenische Markt, auf welchem Armenier und Georgier ihre Gewerbe treiben. Man verkauft daselbst allerley Eßwaaren, als Früchte, Gartengewächse, Fische, Fleisch, Butter, Reis, u. d. gl. ferner Specereyen, persisches Gummi, Gewürz u. s. w. Das Jungfrauenkloster in Astrachan besitzt 2 steinerne Kirchen. Die Zellen der Nonnen

sind hölzern. Das katholische Kloster ist von Ziegelsteinen erbaut, und ziemlich geräumig. Es giebt nur einige wenige deutsche Katholiken in Astrachan: Der Hauptgegenstand des Klosters sind die Armenier, von denen entweder viele katholisch sind, oder noch bewogen werden diese Religion anzunehmen. Das Hotel des Stadthalters ist ohnstreitig das vorzüglichste Gebäude der ganzen Stadt.

Unter sehr vielen Gärten zeichnet sich der Apothekergarten aus. Er ist viereckigt, und seine Seiten haben eine Länge und Breite von 70 Faden. Das Haus des Apothekers steht im Garten, und hat zwey Stockwerke. Für die Arbeitsleute sind zwey Kasernen angelegt, eine gute chymische Werkstatt, worinnen die Salze der Pflanzen, das astrachanische Bittersalz, der Süßholzsaft, Extrakte, destillirte Wasser u. d. gl. bereitet worden. Die Orangerie = Treib= und Winterhäuser liegen diesen Gebäuden gegen über. Alle Officin= Pflanzen, welche zum Gebrauch der rußischen Kronsapotheken verlangt werden, sollten hier billig zu finden seyn. Die Krone spart zu Erfüllung ihrer Absichten keine Kosten. Der Aufseher des Gartens versieht ganz Rußland mit Süßholzsaft und englischem Salze: denn auch die Produkte des Thier= und Mineral= Reichs gehen ihn an: weil in dem benachbarten Persien viele ausländische und kostbare Simplicia wohlfeil zu haben sind, so bekommt er auch zuweilen den Auftrag, die Materialkammer zu Petersburg und Moskau damit zu versehen. In dem kayserlichen Garten = Comtoir sind gegen 300 Menschen beschäftigt: Dieses Collegium betreibt, um seine Einkünfte zu vermehren, auch den Weinbau, versieht den Hof mit allerhand Früchten, schickt zuweilen ein Schiff nach Persien, brennt Ziegelsteine, verkauft

Holz,

Holz, hat Branntweinbrennereyen u. s. w. Olearius sagt, daß ein österreichischer betagter Mönch, der als Gefangener in diese Gegend kam, die ersten persischen Weinstöcke hier gepflanzt habe. Anfangs war es bloß eigener Trieb, im Jahr 1613 legte er aber auf zaarischen Befehl einen öffentlichen Weinberg an. Viele Bürger befolgten sein Beyspiel, und im Jahr 1640 wurde Jakob Botmann, aus Gottorp gebürtig, als ordentlicher Weingärtner zu Astrachan bestellt. Unter Peter dem Großen wurden noch die wichtigsten Verbesserungen gemacht. Dieser große und unsterbliche Kayser machte die erste Anlage zu dem gegenwärtigen Garten-Comtoir. Er legte es ganz auf eigene Kosten an, und ernannte einen gewissen Franzosen Poßuet zum Oberaufseher. Dieser verwaltete 37 Jahre durch sein Amt mit ungemeiner Einsicht.

In den Gärten pflanzt man allerley Arten von Küchengewächsen, Lattig, rothe, gelbe und märkische Rüben, Rettig, Senf, Gurken, Kürbisse, Melonen, und Arbusen; unter europäischen Zugemüsen vermißt man die Tartuffeln (solanum tuberosum), die Erdäpfel (heliaethus tuberosus) und die Artischocken. Statt derselben aber wird die Melongena und der spanische Pfeffer häufig gepflanzt. Birnen, Aepfel, Pfirsichen und Maulbeeren sind unter den Obstbäumen die gewöhnlichsten, weil sie aber in der Blütenzeit von den Raupen meistens zerfressen werden, so tragen sie wenige Früchte. Da im Sommer die Hitze groß und der Regen sparsam ist, so geschieht die Bewässerung durch ordentliche Windmühlen, welche nahe an Flüßen und Bächen angelegt sind, die das Wasser in die Rinnen treiben, und die Gärten befeuchten.

In ganz Astrachan rechnet man kraft einer nach der großen Feuersbrunst veranstalteten Schatzung 2541 Häuser, ohne die Kirchen, und die im Kreml befindlichen Gebäude. Von rußischen Kirchen sind in allen 25, und von Hauptklöstern nur noch 2 vorhanden. Zwey Kirchen haben die Armenier, eine die Lutheraner, und eine die Katholiken. Funfzehn Metscheten bemerkt man auf Zarew, 4 aber in den Dörfern der Agrischaner, der Bucharen und Gilaner. Einen kleinen Götzentempel unterhalten die Indianer mitten auf ihrem Gasthofe.

Die Gerichtshäuser Astrachans sind folgende. Das vornehmste ist die Gouvernements-Canzley, dann kommt die Obercommendanten-Canzley, und die viere der Bataillons, das Consistorium, zu dessen Gerichtsbarkeit die Priester und Mönche gehören, der Magistrat, das Admiralitäts-Comtoir, und der wörtliche Verhörplatz. Das asiatisch-tatarische Gericht schlichtet die Zwistigkeiten unter denen zu Astrachan wohnenden Agrischanen, Bucharen und Gilanen, das tatarische Gericht entscheidet die Streitigkeiten der jurkowischen Tataren, und das armenische Rathhaus der Armenier ihre. Bey diesen werden jährlich zwey Richter gewählt, die zwar beyde Armenier sind, einer aber muß katholisch seyn: ihnen wird ein rußischer Richter, der gemeiniglich den Charakter eines Oberofficiers bekleidet, beygesellt, der gleichsam Procuratorsdienste, und bey der tatarischen Gerichtsbarkeit eben dieselbe Stelle versieht. Zwey jurkowische Tataren sind die jährlichen Präsidenten des tatarischen Comtoirs.

Was die Privathäuser in Astrachan betrifft, so findet man in der tatarischen und armenischen Slobodo, wie auch in Zarew, die besten, sowohl von Stein, als Holz.

Die

Die Einrichtung der lutherischen Kirche in Astrachan gründet sich mit allen in Rußland befindlichen, theils auf eine allgemeine Verordnung, und auf eine specielle Ukase. Im Jahr 1702 den 16ten April wurde sie in Rußland und Deutschland bekannt gemacht. Als die Kirche im Jahr 1729 in der Christnacht abbrannte, gieng die Ukase, wie alle übrige Urkunden der Kirche, verlohren. Sie genießt bis jetzt aber noch alle ihre ersten Freyheiten. Die lutherische Gemeinde war im Anfange dieses Jahrhunderts sehr angewachsen, aber in dem Aufruhre 1705 wurden beynahe alle Lutheraner niedergemacht. Im Jahr 1760 wurden durch eine Collecte 2000 Rubel zu Erbauung einer neuen Kirche zusammen gebracht. Diese ist 7 Faden lang, 6 breit, 2 und einen halben hoch.

Ich komme nun auf die Bewohner Astrachans. Die astrachanischen Tataren werden in jurtowische und kotschewnyische getheilt. Die ersten ziehen in Horden herum, und sind nachgebliebene Unterthanen der dem rußischen Scepter unterjochten Fürsten. A=ulnye nennt man diejenigen von den jaßakischen Tataren, die in Dörfern wohnen, denn A=ulnye bedeutet in der tatarischen Sprache ein Dorf.

Von den kotschewnyschen Tataren sind wenige mehr vorhanden, denn da die Kalmucken zur Wolga kamen, vereinigten sie sich mit denselben, und ergaben sich der Macht des Taischa=Chans: nachher giengen aber viele von ihnen in die Krimm und Kuban, einige sogar zu den Kirgis=Kosaken und Baschkiren über. Für jetzt trifft man nur noch sehr wenige und überaus kleine Horden in der nagaischen Steppe an.

Die jaßakischen Tataren mußten nach der Einnahme von Astrachan eben so viele Abgaben erlegen, als sie ihrem Chan zu geben schuldig waren. Im

Jahr 1715 waren sie 12000 Mann stark: jetzt ist ihre Anzahl sehr geringe. Von uralten Zeiten her wurden sie in Tabunen, oder Dörfer, eingetheilt, und jedem derselben ein Tabunnoi Golowa, oder ein Staroſt, vorgesetzt, welcher Richter war. Sie bekamen nur sehr geringe Besoldung, und bey gewissen Gelegenheiten Zulage. Da aber der gröſste Theil von jaſsakischen Tataren nach Kuban und der Krimm übergegangen ist, so giebt es Tabunnoi Golowi, die nur noch über 2 oder 3 Personen zu befehlen haben, sie genieſsen aber dennoch ihren Gehalt, ja auch Anverwandte von denselben und ganz Fremde eignen sich denselben zu, nachdem viele von ihnen gestorben sind. Es giebt sogar solche tatarische Staroſten, die sich fremde Dörfer von verstorbenen Personen angemaſst haben, und also auf eine ganz unrechtmäſsige Art doppelten Sold ziehen.

Wie aber die jaſsakischen Tataren nach der Eroberung von Astrachan eben diejenigen Abgaben entrichten muſsten, die sie ihren mohammedanischen Beherrschern bezahlten: so lieſs man ihnen auch alle die Ländereyen, die sie vorher im Besitz gehabt hatten. Im Jahr 1722 fieng man an diese Länder zu bestimmen, doch geschah diese Bestimmung nur nach der Angabe der Tabunnye Golowi, ja man that es sogar nur in der Nähe von Astrachan, und dachte an entferntere Orte gar nicht. Die Häupter der Dörfer erstreckten zu der Zeit, da so viele Einwohner entflohen, ihre Gewalt über noch mehrere Dörfer, und verkauften sie an die Ruſsen, Armenier, Bucharen u. s. w. verpfändeten sie, oder vermietheten sie auch auf viele Jahre: dann verlangten sie andre dagegen, und bekamen sie, weil die Gouverneurs nicht untersuchten, wie viel ihnen eigentlich gehörte. Endlich kam es so

weit,

weit, daß es an Heuschlägen für astrachanische Soldaten fehlte. Es entstand aus diesem Mißbrauch auch der Schaden, daß, indem die Staroſten so eigenmächtig verfuhren, die Ländereyen ihrer Untergebenen ohne ihr Wissen veräußerten, und den Nutzen davon allein zogen, diese darüber mürrisch wurden, und zu desertiren Anlaß nahmen.

Man rechnet gegen hundert Mursas, die anfänglich unter den jurtowischen Tataren befindlich waren; sie wurden mit Ulschugen und Ländereyen beschenkt, auch ihren Verdiensten gemäß bezahlt. Einige von ihnen liessen sich mit allen ihren Unterthanen, den Schaidiakaws, Urußaws, Bachtiaraws, u. s. w. taufen. Bey der vergeblichen Belagerung, mit welcher die Türken unter der Regierung Sultan Selims des zweyten Astrachan bedrohten, hatten sie 10,000 Mann in ihren Diensten.

Die Mursas, von welchen ich spreche, haben leibeigene Unterthanen, welche Jamiaki genannt werden. Sie tragen der Krone nichts ein. Die jurtawischen und aulnischen Tataren kann man unter 3 Abtheilungen bringen: entweder bezahlen sie wirklich Kopfgeld, und dann sind sie eigentliche jaßakische, oder sie versehen die Post zwischen Astrachan und Kißlar, dann nennt man sie Podwodnye, oder sie gehören zum Garten-Comtoir. Von den letztern sind zu Astrachan 225 Familien, von den beyden andern 723, von Dsemeken aber 330. Von Mursas hingegen, von Staroſten und ihren Brüdern, den Starsinas, und 26 andern in Sold stehenden Tataren nur noch 58. Die Anzahl und die Namen der jurtowischen Tataren werden durch ihre Häuser bestimmt: die Häuser haben den Namen Kessel, weil jede Familie einen solchen großen Kessel unterhält, in

welchem die Speisen zubereitet werden. Alle jurtowische Tataren wohnen entweder in der Vorstadt Zarew, oder in 6 um die Stadt gelegenen Dörfern. Die Anzahl der Familien in denselben kann man auf 210 rechnen. Alle in diesen Dörfern befindlichen Häuser sind äußerst schlecht, hölzern, ohne Dächer, unordentlich angelegt, und die Höfe wie die Viehställe mit Schilf umgeben. Die Tataren wohnen auch nur im Winter darinnen, denn im Sommer begeben sie sich in ihre Kibitken.

Die Gestalt dieser Kibitken ist entweder eckigt, oder rund: sie sind sehr niedrig, so, daß man kaum aufrecht in denselben stehen kann. An ihrem Gipfel ist ein rundes Loch angebracht, das anstatt eines Fensters und zum Durchzug des Rauchs dient. Die Wände werden mit Binsen, oder mit den Blättern der typha paluſtris, befestigt. Die Gipfel mit Decken, die Koschma heißen, und das Luftloch mit eben denselben so bedeckt, können mit Hülfe einer Stange gleich weggeschoben werden.

Alle jurtowische Tataren legen sich auf den Ackerbau und die Viehzucht, denn Handlung zu führen ist ihnen untersagt. Die Gartengewächse verkaufen sie in Astrachan. Von Kornarten bauen sie nur den Hirse, den sie entweder rösten, oder mit Milch in einem Brey genießen. Ehemals hatten sie einen grossen Vorrath am Vieh, zu Anfang des letzten türkischen Kriegs aber wurden sie von dem bekannten kubanischen Räuber, dem Fürsten Sakur Adschi, aller derjenigen Pferde beraubt, die jenseits der Kuma weideten.

Die Kalmucken sind in Ansehung der Speisen den Tataren am ähnlichsten: doch haben die letztern von den Russen das Brodbacken, und die Zubereitung

tung der Mehlspeisen angenommen. Sie trinken viel Wein, und andere hitzige Getränke, ohngeachtet es den Gesetzen ihrer Religion entgegen ist. Eine besondre Art Meth, den sie Balbusan nennen, wird von ihnen allgemein getrunken; 2--3 Gläser berauschen schon äußerst. Dieß Getränke wird auf folgende Art zubereitet. Man läßt ein Pfund Honig in 5 Eimern Wasser zerfließen, thut in einen Topf 2 Stof Bierhefen, ein Pfund Waizenmehl, und mischt von dem Honigwasser 2 Stofe dazu, läßt alsdann ein Pfund Hopfen mit einem Eimer Wasser so lange kochen, bis ohngefähr die Hälfte vom Wasser eingekocht ist. Ein Stof von diesem Hopfenwasser wird hierauf in obigen Topf gegossen, und an einen warmen Ort gesetzt, wo es 3 bis 4 Stunden gärt. Dann wird es mit dem übrigen Honigwasser vermischt, in ein Faß gethan, und auf 14 Stunden an einen temperirten Ort zur Fermentation hingestellt. Darauf gießt man das Klare von oben ab, und gebraucht es entweder gleich, oder wenn man einen außerordentlich starken Meth haben will, gießt man das Klare in ein anderes Faß, läßt es abermals 8--14 Tage fermentiren, und thut alle 24 Stunden ein Pfund Honig dazu, damit der Meth durch langes Gähren die Süßigkeit nicht verliehrt. — Die jassakischen Tataren, welche in den Dörfern wohnen, oder in Horden herum ziehen, verdienen den Ruhm der Mäßigkeit, und eines gesitteten Lebens. Unter den astrachanischen aber giebt es viele Trunkenbolde und unzüchtige Leute: hauptsächlich verdienen die Reichern diesen Vorwurf.

In ihrer Gesichtsbildung kommen sie mit den Kalmucken sehr viel überein. Sie haben eine dunkelgraue Farbe, schwarzes Haar, einen breiten platten

ten Kopfe, breite dicke Backen, und ein spitziges Kinn. Ihr Bart ist kurz und dünne; ihre Ohren stehen vom Kopfe ab, sind dabey groß, und ihre Nase ist klein und platt. Sie sind von mittelmäßiger Statur, aufrecht und nicht allzu dick. Junge Leute männlichen Geschlechts tragen kurze nach Art der Kosaken geschorne Haare, und scheeren sich entweder den Bart, oder tragen einen Stutzbart. Alte halten ihren Bart in Ehren, scheeren ihren Kopf ganz, und bedecken den Wirbel desselben mit einem kleinen Käppchen, das sie Keksche nennen, und über welches sie die Mütze aufsetzen. Auch einige junge Leute und selbst Knaben gehen mit geschornem Kopfe. Die Kleidung der Nagaischen Tataren ist die gewöhnliche orientalische, und von kosakischen wenig verschieden. Ihre Mützen sind rund, niedrig, mit einem Schaf- Marder- oder Zobelfleck verbrämt, und oben mit Tuch, oder Sammt, bedeckt. Der Unterrock reicht bis unter die Kniee; und wird in der Mitte mit einem Gürtel umwunden. Der Oberrock ist weiter, etwas länger, und die Ermel gehen nur bis an den Ellbogen, da hingegen die vom Unterrock bis auf die Hand reichen. Die Beinkleider reichen bis auf die Füße, nach türkischer Art: die Stiefeln sind weit, und sind gemeiniglich aus Bockleder von rother, oder gelber Farbe verfertigt. Die Pelze sind auf zweyerley Art bey ihnen gewöhnlich: die erste Art gleicht einem Oberrock, die andre Art den rußischen Taluppen. Die Chalatte, welche auf tatarisch Kaptal heißen, werden im Sommer als Oberröcke getragen. Priester und reiche Leute bedienen sich ihrer. Die Mützen der Frauenspersonen sind ganz klein, von länglichter Gestalt, bedecken nur den Wirbel des Kopfs, und berühren nicht völlig den obern Theil der Ohren: an ihrem innern Rande

wer-

werden sie mit einem schwarzen Schaafsfelle, und an dem erhöhtern Theile mit Tuch, oder Samt, verziert. Der Oberrock der Frauen reicht bis auf die Füße, und hat Ermel: sie werden aus einem weißen, oder roth baumwollenen Zeuge gemacht, welches die Tataren Kumatsch nennen: der untere Rock ist der Männer ihrem vollkommen ähnlich, nur daß er an den Seiten, in der Mitte der Brust, nach dem Bauch zu, mit runden metallenen Knöpfen ausgeziert ist, und statt eines Gürtels, nur zusammen gehängt wird. Ueber den Ober- und Unterrock hängen die Tatarinnen, nach dem allgemeinen Gebrauch der Morgenländer, einen Schleyer. Die Hosen der Frauen sind enger, als bey den Männern: meistens sind sie aus Leinwand, oder rothen Burmet, verfertigt: auch tragen die tatarischen Weiber lederne Stiefeln, oder vielmehr lederne Schuhe, an deren Fersen wollene Strümpfe angeneht sind: über dieselben ziehn sie noch persische Pantoffeln. Die Weiber flechten ihr Haar in Zöpfe, die den Rücken herunter hängen: die Unverheyratheten binden ein schwarzseidenes mit Silber durchwebtes Buschat daran, welches oft bis an die Unterbeine reichet: Verheyrathete tragen ein seidenes baumwollenes Band am Ende der Zöpfe. Ohren- und Nasenringe sind ein Hauptputz der Tartarinnen: die letztern sind von Silber, Gold, und mit Perlen und Edelgesteinen besetzt.

Die astrachanischen Tataren bekennen sich zur mohammedanischen Religion, und zwar zur sunnischen Sekte derselben. Wann die Ramasan-Fasten vorbey sind; so begeben sie sich an dem ersten Tage des 10ten Monats, welcher von ihrem Propheten zum Allmosengeben bestimmt ist, zum beten, wobey sie gemeinschafftlich die Augen gegen Mittag

kehren. Nach geendigtem Gebeth fallen sie entweder auf die Erde nieder, oder sie werfen sich auf die Kniee, aber alles zugleich auf ein gegebenes Zeichen. Dann hält der Oberpriester eine Rede von einem besonders dazu erbauten Catheder: darauf wenden sich die andächtigen Tataren zu ihm, grüßen ihn, küssen seine rechte Hand, und legen sie an ihre Stirne: Reiche finden sich dabey mit Chalatten ein, und behängen damit seine Schultern. Das Fest Kurban Bairan feyern unsre Tataren gleichfalls mit großer Ehrfurcht. Wann arme Leute nicht im Stande sind ein Schaaf zum Opfer zu bringen, so treten sie mit andern zusammen, und erfüllen ihre Pflicht. Sie haben dreyerley Priester: Der Vornehmste ist der Kasy, auf ihn folgen die Mullas, und dann die Abys. Der Kasy, der einzige in seiner Art, erhält seine Würde durch das Recht der Geburt. Er entscheidet alle Religionsangelegenheiten, und ist über die andern Priester Richter. Man hält ihn für ungemein reich, und wohl mit Recht, wenn man die beträchtliche Anzahl der Tataren bedenkt, die ihm doch alle Geschenke bringen. Dennoch macht er keinen großen Aufwand. Er bekleidet sich mit gemeinen Chalatten, und erscheint auf den Straßen ohne alles Gefolge, worinnen doch bey den Morgenländern der größte Staat besteht, und ein Mursa schon einen ganzen Schwarm Leute um sich hat. Ich habe den Kasy sehr oft in einer schlechten Arbe fahren sehen, die von einem einzigen Pferde gezogen wurde. Man würde ihn von den schlechtesten Tatar schwerlich unterscheiden, wenn er nicht durch seinen großen Kopfbund sich auszeichnete. Ein Mulla ist ein ordentlicher Priester, von denen jedweder eine eigene Metschet hat: seine Verrichtung ist in derselben zu beten, aus dem Koran

Stellen

Stellen vorzulesen, der Beschneidung der Kinder beyzuwohnen, und denselben Namen zu geben, die Hochzeitsceremonien und die Beerdigungen zu besorgen. Die Abys sind Küster: sie laden von den Thürmern der Metscheten zum öffentlichen Gebet ein, lesen auch wohl etwas aus dem Koran vor, und leisten den Mullas Hülfe. Beyde sind von allen Abgaben und Policeybeschwerden frey, befinden sich, wie alle Priester in der Welt, wohl, dann das Gebähren, das Paaren und das Sterben der Menschen bringt ihnen Geld ein. Auch können sie sich mit gutem Grunde auf die angeführten Feyertage freuen. Dann die Reichen stellen sich bey dieser Gelegenheit mit Rubeln, und die Armen mit Kopecken ein. Die Priester der Tataren können arabisch lesen, ob aber einer die Sprache gründlich verstehe, ist zu bezweifeln. Die tatarische Sprache ist nichts anders, als verdorbenes Türkisch: es können sich auch beyde Nationen verstehen. Man bemerkt auch in der tatarischen Sprache viele Worte hebräischen Ursprungs: als schaitan, er ist böse gewesen, Schabasch, der Feyertag, von schabasch, er hat geruhet, Abys von Ab, Vater, Alla, Gott, von El; so gar die Benennungen der Buchstaben und die Art zu schreiben sind hebräisch.

Wenn bey einer Frau die Stunde der Niederkunft nahe ist, so begiebt sie sich in ihr auf der Erde ausgebreitetes Bette, worinnen sie eine solche Lage bekommt, daß sie sich zwar mit dem Untertheile des Leibes nach der Erde richtet, da sie inzwischen mit 2 unter den Achseln festgebundenen Stricken beständig in die Höhe gezogen wird, weil man glaubt, daß auf diese Weise die Geburt befördert werde. Gleich nach der Geburt erscheinen bekannte Weiber, und legen ihre Glückwünsche ab: nach einigen Tagen finder

det sich ein Priester ein, der nach verrichtetem Gebet dem Kinde einen Namen giebt. Reiche Leute geben bey dieser Feyerlichkeit ein Gastmal. Wenn ein Knabe acht bis zehn Jahr alt ist, so wird mit demselben die Beschneidung vorgenommen. Ein Priester, ein Wundarzt, und einige Freunde des Hauses begeben sich in das Zimmer des Candidaten, ohne von den Eltern begleitet zu werden. Des Priesters Amt ist, vor der Operation Gebete zu thun; dann nimmt einer von den Freunden den Knaben auf den Schoos, spricht ihm Dinge vor, die er gern anzuhören gewohnt ist, verspricht ihm diese und jene Wohlthat, und sucht sein Gemüth in die vollkommenste Beruhigung zu setzen. Unter diesen betrügerischen Liebkosungen aber bindet er ihm die Augen zu: der Wundarzt ergreift sogleich mit einer dazu bestimmten hölzernen Scheere den Rand der Vorhaut, und schneidet mit einem Messerchen etwas von derselben ab. Man bestreuet die Wunde mit Asche von verbrannter Baumwolle, und die Eltern stellen ein Gastmal an. Der Priester wird mit Geld, und der Wundarzt mit einem Pferde, oder Chalatt, wann es arme Leute sind, auch wohl nur mit 20 bis 50 Kopecken belohnt. Viele Knaben genesen gleich, und können auch schon den andern Tag wieder herumgehen, bey andern, wo Geschwülste und Vereiterungen dazu kommen, steht die Heilung manchmal ein paar Wochen an. Vor dem 15ten Jahr müssen alle Tataren beschnitten werden: nachher geht es nicht mehr an. Ein Unbeschnittener wird für unrein gehalten, und darf kein Vieh schlachten. Wann es demohngeachtet geschieht, so ist es verboten, das Fleisch zu essen, weil es unrein ist. Bemittelte Leute pflegen, wenn sie ihre Kinder beschneiden lassen, auch an der Armen ihren dieß heilige Werk zu veranstalten.

Bey den Hochzeiten der Tataren sind viele Ceremonien zu beobachten, und sie sind auch mit ansehnlichen Ausgaben verbunden. Entweder ist der zukünftige Bräutigam schon selbsten im Stande, für sich auszusuchen, oder seine Aeltern geben sich statt seiner mit dieser Beschäfftigung ab; denn viele Jahre zuvor, ehe das Beylager vollzogen wird, sucht man dem jungen Menschen schon eine Braut aus, und die beyderseitigen Aeltern unterhandeln wegen der Mitgabe unter einander. Oft befinden sich die Hauptpersonen noch in dem kindischen Alter: ich wohnte selbst einem mit großer Feyerlichkeit vollzogenen tatarischen Verlöbniß bey, wo der Bräutigam nicht älter, als acht, und die Braut nur vier Jahre alt war, während der Zeit, da sie verkauft wurde, als ein Kind spielte, und von andern erwachsenen Mägdchen, die das Fest mit begiengen, sich herum tragen ließ. Wann sich die Aeltern für ihren Sohn eine Braut ersehen haben, oder wenn der letztere im Stande gewesen ist, es selbsten zu thun, so wird eine alte Frau zu den Aeltern der Braut geschickt, die das Verlangen anbringen, und sich wegen der Größe des Geschenks erkundigen muß, welches die Aeltern der Braut vom Bräutigam verlangen. Gefällt der Tochter der Mann, und haben die beyderseitigen Familien nichts gegen einander einzuwenden, so wird das Geschenk (Kalim) bestimmt, und die Alte ertheilt Bescheid. Scheint der Kalim zu viel zu seyn, so unterhandelt die Kuplerinn auf beyden Seiten so lange, bis man endlich eins wird. Der Kalim ist freylich so verschieden, wie bey uns die Mitgaben. Eine Braut kostet oft 100, oft aber auch nur 10 Rubel. Außer dem Gelde muß aber der Bräutigam auch noch andre Geschenke machen.

Nun

Nun wird ein Tag angesetzt, an welchem der Bräutigam den Aeltern der Braut das Geld für dieselbe mit dem Anhang einhändigen soll. Ehe dieser Tag erscheint, werden dem Bräutigam von seinen Freunden verschiedene Präsente zugestellt, damit ihm seine Ausgaben nicht zu schwer werden, die Aeltern machen auch den Kalim wenigstens zur Hälfte, oder doch den dritten Theil davon fertig. Erst an dem Tage selbst laden beyderseitige Aeltern ihre Freunde zu dieser Feyerlichkeit ein, und der Braut ihre noch eine große Anzahl von Jungfern. Gemeiniglich versammlen sich von dem letzteren so viele, daß sie in dem Hause keinen Raum finden würden, wenn man nicht im Sommer ein Segeltuch ausspannte, und sie darunter beherbergte. Die Braut, wann sie erwachsen ist, begiebt sich zu ihnen, und nimmt mit verhülltem Gesichte in dem hintersten Winkel des Versammlungsplatzes ein Plätzgen ein. Im Winter wird diesen Dirnen eine geraumige tatarische Hütte, oder auch ein reingemachter Viehstall, zu ihrem Aufenthalte angewiesen. In demselben lagern sie sich auf der Erde um die Braut herum. Bey dem Bräutigam hingegen sind junge Leute männlichen Geschlechts versammlet, um zu schmausen. Hat die Kuplerinn denjenigen Theil von Kalim den Aeltern der Braut noch nicht entrichtet, welchen die Aeltern des Bräutigams für itzt sich zu bezahlen vorgenommen haben, so geschieht es nunmehr von derselben. Vier Säcke Waizenmehl, 3 bis 5 Pfund Reis, ein oder zwey Pfund Butter, eine gewisse Menge rohes und gebratenes Fleisch, Leinwand, Rosinen, Zucker, Confitüren und andre Kleinigkeiten werden noch beygefügt, alles auf zwey Arben geladen, mit wollenen, oder seidenen Teppichen bedeckt, und so in das Haus der Braut

gebracht. Pfeifer und Trommelschläger, die von einer großen Anzahl Jünglinge begleitet werden, fangen den Reihen an, dann folgt das gesattelte und aufgezäumte Pferd des Bräutigams, das ein Bedienter, oder Anverwandter, führt, und auf dieses die mit Geschenken angefüllten Arben, auf deren einem die Kuplerinn sitzt, da die übrigen von kleinen Knaben regiert werden. Die Alte begiebt sich hierauf unter einer großen Anzahl Zuschauer in die Behausung der Braut, in welcher sich eine beträchtliche Menge Gäste eingefunden haben. Sie übergiebt den Eltern die Geschenke, diese zeigen sie den anwesenden Freunden, welche denn die Freygebigkeit des großmüthigen Bräutigams erheben. Darauf werden die Früchte, der Zucker, die Confituren unter den Gästen als Ehrengeschenke ausgetheilt, und man bringt Essen und Trinken herbey, da sich denn die Vornehmern mit ihren Schüsseln auf die Erde lagern; die Geringern nehmen die Brocken von den Vornehmen stehend an, und verzehren sie. Was übrig bleibt, nehmen die Gäste mit sich nach Hause. Die Mägdgen verlassen die Braut diesen ganzen Tag nicht, sondern verabschieden sich erst am folgenden. Drey Tage nach dieser Feyerlichkeit ist ein anderes Fest, welches die Schwiegereltern dem Bräutigam zu Ehren anstellen. Er bittet also alle seine Freunde und Bekannten zusammen. Unter Pauken und Pfeifenschall verläßt er sein Haus, und geht zwischen zwey Druschka, zur Braut. Sobald er daselbst angekommen ist, und den Schwiegervater mit den Anverwandten ins Gesicht bekommen hat, macht er ihm durch eine tiefe Verbeugung, und indem er seine Hände auf die Kniee legt, das ehrerbietigste Compliment, erhebt sich nach und nach wieder in die Höhe, und setzt sich auf einer

ihm angewiesenen Stelle mit seinen Freunden nieder. Man trinkt rußischen und kalmuckischen Thee, Branntewein, oder Meth, man speist, und nach der Mahlzeit tritt der Bräutigam in dasjenige Zimmer, wo die Braut mit den Mägdgen sitzt, giebt den Musikanten Geld, und legt ihnen auf, vermittelst des Instruments Kobas das Lob seiner Schwiegereltern und neuer Anverwandten ertönen zu lassen, und dabey Lieder abzusingen. Die Eltern der Braut erwiedern dieß auf eben die Art. Während allen diesem enthüllt sich die Braut nicht; der Bräutigam verweilt noch eine kurze Zeit, und geht nachher mit seinem Schwarm nach Hause.

Ich habe schon gesagt, daß viele Jahre verfließen, ehe auf die Verlobung die wirkliche Hochzeit folgt: es versteht sich dieß doch aber nur in dem Falle, wenn Verlobte noch nicht mannbar sind: sonsten geschieht die Heyrath nach einem ganzen, oder halben Jahr. Binnen dieser Zeit sammlet der Bräutigam denjenigen Theil des Kalims zusammen, den er noch vermöge des Kontrakts zu entrichten verpflichtet ist: die Eltern der Braut lassen aber ihrer Tochter die nöthigen Kleider verfertigen, und machen Anstalten zur Hochzeit. Zwischen derselben und der Verlobung meidet der Bräutigam die Gesellschafft seines Schwiegervaters und der zukünftigen Anverwandten gänzlich. Er entzieht sich sogar ihrem Angesichte, und wenn es sich ja zuträgt, daß sie einander von ohngefähr auf den Straßen begegnen, so weicht er ihnen aus. Hingegen ist es ihm erlaubt seine Braut zu besuchen, so oft er will, ja es bleibt nicht einmal bey leeren Besuchen. Man sieht es für keine schändliche Sache an, den Beyschlaf auszuüben, denn jedermann weis davon, auch die Eltern einer solchen geschwächten Braut. Und diese, gleich als wenn sie es haben wollten, daß

die

die Tochter ihre Jungferschaft vor der Zeit verlieren möchte, setzen ein Bette an einen sichern Ort. Doch muß der Bräutigam, als ein wirklicher Ehebrecher, den ersten Beyschlaf mit Gelde bezahlen; denn ob es ihm gleich erlaubt ist, mit seiner Braut in einem Bette zu schlafen, so sitzen gleichwohl neben demselben einige alte Frauen mit brennenden Kerzen in der Hand, und beobachten ganz genau, ob sich nicht der Bräutigam eines unerlaubten Vorwitzes gelüsten lasse. Sobald sie etwas von dieser Art wahrnehmen, nehmen sie sich der Braut an, doch um in ihrem Amte nicht allzu gewissenhaft zu verfahren, beschenkt sie der Bräutigam mit einigen schon dazu in Bereitschaft gelegten Rubeln, und weil sie diese gerne haben wollen, löschen sie die Lichter aus, suchen die Thüre, und lassen das Paar alleine. Es ist übrigens wahr, daß nicht alle Tataren ihre Bräute vor der Hochzeit beschlafen: aber diejenigen, die es nicht thun, haben ihre Enthaltsamkeit der Liebe zum Gelde am meisten zu verdanken. Denn wenn eine geschwächte Dirne, oder auch selbst der Bräutigam, stirbt, so geht der ganze Kalim verlohren, da widrigenfalls bey dem Tode der Braut ihre Eltern denselben ohne Weigerung zurückgeben müssen, und bey dem Ableben des Bräutigams entweder eben dieß geschieht, oder sein Bruder, sein nächster Freund, oder Verwandte, vertritt die Stelle im Heyrathen für ihn. Fallen im Zwischenraum der Verlobung und Hochzeit merkwürdige tatarische Feste ein, so ist es nicht nur Gefälligkeit, sondern auch Pflicht, daß sich der Bräutigam bey seiner Braut mit allerley Geschenken, welche gewöhnlich in seidenen, oder baumwollenen Zeugen zu bestehen pflegen, einfindet.

Die übrigen Ceremonien bey dem tatarischen Beylager sind folgende. Sobald die letzte Hälfte des Kalims entrichtet ist, so wird der Tag zur Hochzeit bestimmt. An demselben laden die Eltern der Braut ihre Blutsverwandte und Freunde, einen oder den andern Mulla, Reiche auch den Kasy, zu der Feyerlichkeit ein. Sie bitten auch wieder eine große Anzahl Jungfern zu sich, welche der Braut Gesellschaft leisten müssen. Ist die Versammlung bey einander, so geht der Bräutigam mit einem seiner klügsten Freunde auf das Haus seines Schwiegersohns los, und gleich als wenn er nicht wüßte, was daselbst vorgeht, hält er bey der Thür still, sieht durch die Fenster, oder eine andre Oeffnung, um zu erfahren, was diese Versammlung zu bedeuten habe, und schickt einen Fürsprecher an dieselbe ab. Der anwesende Mulla betet hierauf, stattet seinen Glückwunsch ab, und fragt den Abgesandten, ob die Braut dem Bräutigam gefalle? Wenn er Ja zur Antwort erhält, so schickt er den Küster an den Aby, und läßt sich durch ihn bey der Braut erkundigen, ob sie den Bräutigam liebe, und sich nicht wider Willen, bloß um den Befehl ihrer Eltern zu erfüllen, verheyrathe. Kommt eine Antwort zum Vortheil des Bräutigams zurück: so fragt der Priester den Abgesandten, auf welche Bedingungen der Bräutigam zu heyrathen gedenke. *) Nachdem er auch diese bekannt gemacht hat, befragt er die Schiedsrichter der Braut, wie hoch sie die Geld-

stra-

*) Die Tataren verheyrathen sich mit ihren Weibern auf eine zweyfache Art. Bey der einen werden die letztern eingeschränkt, und so der Gewalt der Männer übergeben, daß sie lebenslang in dem ihnen angewiesenen Behältniß verbleiben müssen, nicht Erlaub-

strafe ansetzen wollten, welche der neue Ehemann entrichten soll, wenn er seine zukünftige Frau auf eine ungeziemende Art behandelt, ihr die nöthige Nahrung und Kleidung entzieht, oder gar die Ehe bricht; nach Beschaffenheit des Bräutigams und der Braut besteht diese Strafe in 50 bis 100 Rubel. Sollte sie dem Abgesandten des Bräutigams zu hoch vorkommen, so unterhandelt man so lange, bis man einig wird, der Priester spricht wiederum einige Gebete, und damit ist der wichtigste Theil der Hochzeitscerimonien zu Ende. Der Bräutigam geht wieder nach Hause; die bey den Eltern der Braut versammleten Gäste essen und trinken, die Braut macht sich mit ihren Brautjungfern lustig, man musicirt, man tanzt, und 3 Tage lang dauren diese Ergötzlichkeiten: an dem dritten aber, mitten in der Nacht, bringt die Kuplerinn die Braut in das Haus des Bräutigams, führt sie gerade in das Schlafgemach, und dahin verfügt sich auch der Bräutigam. Die Kuplerinn, oder eine andre nahe Anverwandtinn, bereitet das Bette zu, und wird für diese Bemühung von dem Bräutigam belohnt. Sie zieht die Braut aus, und legt sie ins Bette. Der Bräutigam muß da 3 Tage lang aushalten, und keines von beyden darf dieses Gemach

 ver-

laubniß haben, zum Fenster hinaus zu sehen, und ohne Befehl der Männer keinen Schritt thun dürfen.

In diesem Falle aber sind die Weiber von allen häuslichen Geschäften befreyt, und ihre Verrichtung ist nur diese, daß sie gleich einer Statue mit gefalteten Händen zu Hause sitzen. Im andern Falle haben die tatarischen Weiber die Freyheit überall hinzugehn, wo sie wollen, und ohngestraft in dem Publicum zu erscheinen. Hingegen sind sie verpflichtet die häuslichen Angelegenheiten nach allen Umständen zu besorgen:

verlassen, ausgenommen wenn es die Natur verlangt. Eben diese Frau, welche das Hochzeitbette zubereitet hat, reicht binnen diesen 3 Tagen den jungen Eheleuten Essen, Trinken und Wasser zum waschen. Inzwischen machen sich die Freunde des Bräutigams lustig: ein gleiches geschieht bey den Eltern der Braut. Am Morgen des 4ten Tages versammlen sich die Hochzeitsgäste noch einmal, und trinken einige Schaalen Branntewein. Eine neu vermählte tatarische Frau kann ihr Schlafzimmer nicht eher verlassen, bis sie gebohren hat. Die Unfruchtbaren müssen es sich gefallen lassen 2 bis 3 Jahre in demselben zu bleiben.

Die Vielweiberey ist auch bey den Tataren erlaubt, doch darf kein Mann über fünf Weiber haben. Nur sehr wenige haben zwey und drey: die allermeisten nur eine. Die erste Frau behauptet einen Vorzug vor den übrigen: Die Hochzeitsceremonien bleiben immer die nehmlichen.

Die tatarische Musik und der tatarische Tanz, von welchen beyden Dingen man bey den Hochzeiten die beste Kenntniß erlangen kann, verdienen auch bemerkt zu werden. Sie haben nur vier Instrumente. Das erste hat den Namen Kobas, das zweyte ist eine kleine hölzerne Pfeife, das dritte die rußische Balalaika, und das vierte zwey kleine den persischen ähnliche Pauken. Das erstere verdient, weil es den Tataren ganz eigenthümlich ist, eine Beschreibung. Der Kobas sieht einer kugelrunden tiefen und hohlen Schüssel ähnlich, die oberhalb mit einem hölzernen Handgriffe versehen ist, dessen Extremität sich mit einem hölzernen herzförmigen Ringe endigt, an dem verschiedene metallene Plättchen hängen, die wie Münzen aussehen. Unterhalb wird diese Schüssel mit einem Stocke unterstützt, daß man sie über das Knie halten kann. Der hohle Theil des Kobas ist

mit

mit nichts überzogen, sondern offen. Zwey aber von Pferdehaaren geflochtene Saiten sind darüber ausgespannt, und diese werden mit einem Bogen gestrichen. Der Ton des Instruments ist traurig und heulend. Während der Zeit, da man spielt, schüttelt man das ganze Instrument öfters zusammen, dadurch dann die an der Endung des Handgriffs befindliche metallene Plättchen in Bewegung gerathen, und ein Klingeln verursachen.

Das Tanzen der Männer besteht darinnen, daß zwey Kerls mit ausgebreiteten Händen sich hin und her bewegen. Der Tanz der Weiber ist äußerst schlecht: die Mägdgen sitzen in einem Winkel des Tanzsaals mit verhüllten Gesichte, und in ihrer Gesellschaft eine alte Frau. So oft es nun dieser beliebt, richtet sie eine oder die andere dieser Jungfern in die Höhe, enthüllt dieselbe, und stellt sie in die Mitte. Das Mägdgen stellt sich äußerst schamhaft, verbirgt die Augen mit den Händen, fällt auf die Kniee, wird von der alten Frau wieder aufgehoben, dreht sich alsdann mit den Händen auf die Augen gelegt sehr langsam im Kreise herum, so daß sie in einer Minute kaum drey oder vier mal mit der Endigung des Kreises fertig wird. Hierinnen besteht der tatarische Tanz. Die Jünglinge sammlen während dem Tanz für den Musikanten Geld ein, und übergeben es dem Sänger, der die Namen derjenigen, die dazu etwas beygetragen haben, mit erhabener Stimme besingt, und dann dem Musikanten das Geld übergiebt.

Alle tatarische Gastereyen lassen sich nach denen beschriebenen hochzeitlichen Schmausereyen beurtheilen. Allemal befinden sich die Weiber in einem besondern Zimmer, und nach der Verschiedenheit der

Denkungsarten bezeigen sich einige mäßig und andre unordentlich.

Die Tataren begraben ihre Todten auf eine ganz einfache Art. Gleich nach dem Absterben eines Menschen versammlen sich die Freunde und Nachbarn, und waschen den Leichnam ab. Auch verstopfen sie die Nase, die Ohren, den Mund, die Zeugungsglieder, und den Hintern mit Baumwolle, damit keine Feuchtigkeit aus diesen Theilen hervordringt, denn dieß halten die Tataren für äußerst unrein. Sie bekommen für diese Bemühung einige Kleinigkeiten von den nachgebliebenen Kleidern des Verstorbenen zum Geschenk. Der Leichnam wird nachher in baumwollenes Zeug eingewickelt, in den Sarg gelegt, und entweder vermittelst einer Arbe zur Grabstätte gebracht, oder auch dahin getragen. Der Sarg wird mit einer Decke von Kutna, oder Kanawat, überzogen: der Priester geht voran, und die Freunde folgen. Ist man an der bestimmten Stelle angekommen, so verrichtet der Priester seine Gebete, und der Leichnam wird in die Gruft gesenkt. Die Decke des Sargs erhält der Priester zum Geschenk, und die Anverwandten geben Freunden und Nachbarn ein Gastmahl. Den dritten Tag nach dem Tode eines Menschen, den 7ten und 40sten widmen sie durch Gebete und Gastereyen dem Angedenken des Abgelebten: auch erneuren sie es gerade nach einem Jahre.

Das weibliche Geschlecht giebt sich bey den Tataren mit eigenen Arbeiten ab, und das männliche wiederum mit besondern. Die Männer pflügen, fischen, füttern das Vieh, machen Heu, und verrichten mit einem Worte die schwersten Geschäfte. Viele unter ihnen schustern, und viele arbeiten in Fabriken. Die Weiber besorgen die Küche, nähen Kleider, verfertigen Mützen, und spinnen Baum-

wolle, in welcher Kunst sie es so weit gebracht haben, daß ein Pfund von der allerfeinsten 3 bis 4 Rubel zu stehen kommt. Auch Kameelgarn spinnen sie, und bereiten daraus eine Art von Kamelott, die sie Biaza, die Rußen aber Armiak nennen.

Die tatarischen Sattel und ihr ganzes Reitzeug sind vollkommen kosakisch, oder tscherkaßisch. Ihr Fuhrwerk besteht entweder in denen bereits beschriebenen Arben, oder in Wagen mit 4 Rädern, die unsern gleichen, aber nur in der Stadt Dienste thun. Die Arben sind zu großen Lasten sehr geschickt, denn ein Pferd kann auf denselben 30 Pud bey ebenen Wegen fortziehen. Le Brün hat sie in seiner Reisebeschreibung bereits abgezeichnet.

Von den Hausmitteln der Tataren findet man in Müllers Sammlung rußischer Geschichten Band 5. Seite 96. f. zuverläßige Nachrichten. Die berühmte tatarische Seife wird auf folgende Art zubereitet. Man nimmt salzigte Kräuter von verschiedenen Geschlechtern, als Kali, dessen sämmtliche Gattungen aus diesem Grunde zu Astrachan Mylnaja Trawa, oder das Seifenkraut, und in der tatarischen Sprache Bas heißen, Meltengattungen, (tatarisch Karabak u. s. w.) trocknet dieselben einige Tage lang an der Sonne, und brennt sie hierauf zu Asche. Sobald sie fertig ist, wird sie auf einer Matte, die an 4 Pfälen ausgespannt ist, ausgebreitet, und kochendes Wasser darauf geschüttet. Dadurch entsteht eine Lauge, die man in einem Kessel ohngefähr bis auf die Hälfte einkocht: darauf wird wieder frische aufgegossen, und damit so lange fortgefahren, bis sich die Lauge in einen dicken weißen Brey verwandelt. Von dem Brey legt man darauf etwas in eine Schüssel, und mischt in kleinen Theilen das Fett von Seehunden, oder Fischtran, bey, rührt das

Gemengsel um, und nachdem sich alles wohl mit einander vereinigt hat, breitet man die Masse auf einer Matte an der Sonne aus, in der Absicht, alle wässerichte Theile von derselben abzusondern. Darauf wird die Masse wiederum in einen Kessel gethan, mit etwas Fett untermischt, und dann in Formen gegossen. Die Rußen und Tataren behaupten, daß man mit dieser Seife viele Flecken vertreiben könne, welche man mit der gewöhnlichen auszuwaschen nicht im Stande ist. Ihr Geruch ist äußerst übel, dagegen ist sie aber außerordentlich wohlfeil, denn ein Pfund kostet kaum zwey Kopecken.

Von den Tataren komme ich zu den Armeniannern, als dem zweyten Volk, welches zu Astrachan wohnet.

Die Armenianer nennen sich in ihrer Sprache Hai. Es sind schon über 100 Jahre, daß sich einige von ihnen im rußischen Gebiete aufhalten. Zu ihrer ersten Wohnung aber hatten sie Kasan gewählt, und nach Astrachan flüchtete nur derjenige Rest, welcher von einer schrecklichen Pest verschonet blieb. Das Klima von Astrachan, der astrachanische Wein und die Gärten, das Betragen der Obrigkeit gegen diese Ausländer, insbesondre aber die vortheilhafte Einladung Peters des Großen, bewog diese Morgenländer in ihr Vaterland zu schreiben, aus demselben nach und nach eine große Anzahl von Landsleuten nach Astrachan zu locken; da dann eine große Menge, ja ganze Familien, besonders auch deswegen, weil ihnen Handlung erlaubt wurde, die Einladung annahmen, und sich nicht nur zu Astrachan, sondern auch in vielen andern Gegenden Rußlands, niederließen.

Man rechnet 1281 Armenianer männlichen Geschlechts in Astrachan, von denen 91 katholisch sind.

Sie besitzen alle mögliche Freyheiten, welche sie sich wünschen können, und in manchen Stücken noch grössere, als die Rußen selbst. Sie haben nichts mit dem rußischen Rathe zu thun, sondern alles, was in ihrem Rathe nicht ausgemacht werden kann, gehört für das Gericht der Gouvernements-Canzley. Sie sind von allen Abgaben und Steuern gänzlich befreyt, und bezahlen dem rußischen Magistrat als eine Schadloshaltung 1000 Rubel. Um keine Einquartierung zu bekommen, erlegen sie auch eine Summe.

So wie die Armenianer die Justiz nach ihren eigenen Gesetzen, und durch eigene Richter verwalten, so genießen sie auch in Ansehung der Religion die vollkommenste Freyheit. Der Gebrauch der Glocken ist ihnen sogar verstattet, und sie können auf den öffentlichen Straßen ungehindert Processionen anstellen.

Bey der Taufe hält eine erwachsene Person das Kind, und legt in seinem Namen das Glaubensbekenntniß ab: der Priester besprengt es dreymal auf dem Wirbel des Kopfs, taucht es hierauf dreymal ins Wasser, wäscht den ganzen Leib, und endigt die Handlung mit der Firmelung. Bey dem Abendmahle glauben die Armenianer eine wirkliche Transsubstantiation, und theilen den Communicanten Brod in rothen Wein getaucht aus. Von den Katholiken gehen sie darinnen hauptsächlich ab, daß sie den römischen Pabst nicht für das Oberhaupt der Kirche halten, daß sie kein Fegfeuer annehmen, sondern vielmehr glauben, die Strafen und Belohnungen der Menschen würden bis auf den jüngsten Tag verschoben: sie erkennen auch nur die drey ersten ökumenischen Concilien für ächt, das chalcedonische verwerfen sie aber ganz. Mit den Griechen lehren sie zugleich, daß der heilige Geist allein von dem Vater, nicht aber von dem Sohne aus-

gehe. In Ansehung der Auswahl des Essens, in Betracht der Kindbetterinnen und ihrer Reinigung, so wie beym Schlachtopfer, haben sie jüdische Gebräuche. Den Gottesdienst versehen bey den Armenianern sowohl Mönche, als Priester. Die erstern, als Patriarchen, Erzbischöffe, Bischöffe, gemeine Priester und Einsiedler, sind unverheyrathet: die Priester müssen aber eine Frau haben, weil ihr Amt einen öftern Umgang mit Personen beyderley Geschlechts erfodert. Die armenianischen Fasten sind von dreyfacher Art. Die erste nennen sie Poch, die zweyte Dzurim, und die dritte Navakatikh. Poch ist, wenn sie weder Fleisch, noch Milch, weder Fische, noch Eyer essen, Dzurim, wenn sie vom Morgen bis auf den Abend weder essen, noch trinken. Navakatikh, wenn sie sich nur des Fleisches enthalten. An Weynachten fasten sie acht Tage, wie auch am Feste des heiligen Sergius: die großen Fasten vor Ostern währen sieben Wochen: außer diesen Fasttagen haben sie noch andre. Auf die Fürbitte der Heiligen und besonders der Mutter Gottes halten die Armenianer sehr viel.

Wenn ein Armenianer stirbt, so wird es den Anverwandten, Freunden und Bekannten sogleich gemeldet, die sich sogleich in dem Trauerhause einfinden um Tröster und Trösterinnen abzugeben. Man wäscht den Leichnam, und gemeiniglich wird er den ersten Tag mit Ceremonien nach der Kirche gebracht. Die Procession ist diese. Zwey Knaben tragen Fahnen voraus, auf welchen gemeiniglich das Bildniß der Mariä abgemahlt ist; auf diese folgen sechs, oder mehrere Diakonen mit großen brennenden Wachskerzen in der Hand, und auf diese der Bischoff in der Begleitung vier, oder mehrerer in ihren ganzen Ornat angekleideter Priester: dann kommen die Träger vom Deckel des Sargs, der, wie der Sarg selbsten, aus gemeinen Bretern verfer-

tigt,

tigt; bey den Reichen aber mit seidnem Zeuge und silbernen, oder goldenen Treßen beschlagen ist; sechs oder acht Personen tragen hierauf den auf einer Todtenbaare stehenden, und mit einer nach Beschaffenheit der Umstände schlechten, oder kostbaren Decke umhüllten Sarg. Anverwandte und Gäste beschließen den Zug. Die Leidtragenden werden von andern geführt: das Frauenzimmer verstellt sich durch schreckliche Gebehrden und fliegendes Haar bey solchen Gelegenheiten sehr, und bricht in ein jämmerliches Trauergeschrey aus. Ehe sich die Procession vom Leichenhause nach der Kirche verfügt, wird der Sarg von dem vornehmsten Priester beräuchert, und dann ein kurzes Gebet verrichtet, worauf die übrigen Geistlichen einen Gesang anstimmen, der bis zur Kirche fortwährt. Ist man in derselben angelangt, so wird der Sarg in einer solchen Richtung niedergelassen, daß der Kopf nach dem Altare und die Füsse nach der Thür zu zu liegen kommen. Rund herum brennen Wachskerzen: man beräuchert ihn wieder einige mal, der Priester betet, und nach Vollendung desselben begiebt sich die ganze Procession in das Trauerhaus zurück, woselbst der übrige Rest des Tages mit essen und trinken zugebracht wird. Tages darauf versammlet man sich wieder in dem Hause des Verstorbenen, man geht von da abermal nach der Kirche, die Priester beten und singen, der Sarg wird auf die Todtenbaare gestellt, und in eben derselben Ordnung, als am ersten Tage, nach dem Grabe gebracht, mit dem Unterschiede, daß ihn nur bloß die Männer begleiten. Die Frauenspersonen gehen in das Trauerhaus zurück, und erst am folgenden Tage kommen sie ans Grab, um den Verstorbenen zu beweinen. Man bedenkt auch die Armen bey den armenianischen Begräbnissen, theils durch die Bewirthung, theils durch Allmosengeben. Nach

Ver=

Verfluß einer Woche feyern sie das erste, und nach 6 Wochen das zweyte Erinnerungsfest. Das Ankleiden der Todten ist willkührlich, und nach den Vermögensumständen verschieden. Geistliche dürfen nicht gefahren, sondern müssen bis zum Grabe getragen werden.

Die Hochzeitsceremonien sind von andern ziemlich verschieden. Nachdem die Personen reich, oder arm sind, geht es bey den Hochzeiten prächtig, oder elend zu, auch richten sich die Orientaler nach der Art desjenigen Volks, unter welchem sie wohnen: so, daß eine armenianische Hochzeit zu Astrachan ein ganz andres Ansehen hat, als eine in Persien, in der Türkey, oder in Armenien selbst. Zuerst will ich die wahre armenianische Hochzeit beschreiben, und dann den Unterschied zeigen, welchen ich zu Astrachan beobachtet habe.

Der Bräutigam verläßt gegen Abend sein Haus, nimmt so viel Gäste mit sich, als er will, und geht mit ihnen zu derjenigen Person, die bey der Ceremonie Vatersstelle versieht. Vor dem Reichen gehn zwey armenianische Sänger mit ihren musikalischen Instrumenten her, auf diese folgt ein andrer Armenianer, der auf dem Kopfe einen großen viereckigten Teller trägt, worauf zwey mit gutem Branntewein gefüllte Flaschen stehen: darzwischen befindet sich ein anderes silbernes Fläschgen, in welchem Rosenwasser ist, mit welchem die neu ankommenden Gäste besprengt werden. Um die Fläschgen herum und auf dem ganzen Teller sind verschiedene Früchte und Confituren gestreut: der Rand des Tellers ist aber mit vielen brennenden Wachslichtern besetzt. Auf diesen Armenianer folgen alle Gäste mit Wachskerzen in der Hand: der Bräutigam geht in der Mitte mit dem Druschka. Sobald die Procession bey dem Hause des Vaters

vom

vom Bräutigam ankömmt, nimmt einer von den Gästen das Fläschgen mit Rosenwasser, und begießt damit alle in das Haus eintretende Personen. Der Bräutigam geht zuletzt ins Haus. Man hält sich da etwa eine halbe Stunde auf, und bringt diese Zeit mit trinken, singen und musiciren zu; dann verfügt sich des Bräutigams Vater mit der Gesellschaft in das Haus des Bräutigams, und wie man sich demselben nähert, so kommen ihm aus dem Hause einige Armenianer, mit einem wächsernen durch Blumen ausgezierten Baume entgegen, bezeugen dem Bräutigam, dem Vater und dem Druschka ihre Ehrerbietung, und erhalten ähnliche Komplimente von ihnen. Die Gesellschaft geht nun nicht gleich in das Haus, sondern verweilt noch vorher entweder unter freyem Himmel, oder unter einem Zelte, wo Nephta gebrannt wird; man singt und trinkt daselbst abermal, man musicirt auch und feuert Schießgewehre ab. Will der Bräutigam noch mehreren Personen von Distinction, oder an denen ihm gelegen ist, Ehre anthun, so führt er sie auf die nehmliche Weise zu sich, wie er es mit dem Vater gemacht hat. Endlich macht man sich zum Abendessen fertig. Die Dielen werden mit Teppichen belegt, und auf diese Essen in Schüsseln aufgesetzt, deren Rand wiederum mit Kerzen erleuchtet ist. An Wein und Branntewein fehlt es auch nicht. Man lagert sich also auf die Erde und schmaust. Den vornehmsten Ort des Zimmers nimmt der Bräutigam ein: zu seiner rechten sitzt der Vater, zur linken der Druschka. Zu seinen Füßen aber liegt ein bloßes Schwerdt. Vor ihm steht nun der große mit Rosenwasser, Branntewein und Confect angefüllte Teller, der herum getragen wurde, neben diesem zwey große Wachskerzen, ihm aber gegen über der große wächserne

Baum. Nach geendigter Mahlzeit wird gesungen, getrunken und getanzt. Inzwischen kommt ein andrer Armenianer in den Versammlungssaal, mit einer Wanne auf dem Kopfe, worinnen sich (Kna) Schminke befindet: er ruft einige Worte aus, worauf die Gäste singen und in die Hände klatschen. Nach diesem Gesange tanzt er mit seiner Wanne, und die Gäste stecken ihm Geld in den Mund, worauf er seine Wanne mit der Schminke vor dem Bräutigam hinsetzt; gleich tritt ein andrer mit einer Pfanne glüender Kohlen herein, über welcher sich Vater, Bräutigam und der Druschka die Farbe einreiben; die übrigen färben ihre Finger meist roth, und waschen sich darauf mit warmen Wasser ab. Nun erscheint der Vater der Braut, und meldet, daß seine Tochter fertig sey, in die Kirche zur Trauung zu gehen. Alles steht auf, man greift zu den musikalischen Instrumenten, man nimmt den großen Teller nebst dem Baume, und geht auf das Haus los. Ehe man in dasselbe hineintritt, wird wieder unter freyem Himmel getrunken und gesungen; einen ähnlichen Präsentirteller, den man im Vorhause vor sich findet, räumt man hinweg, und setzt an dessen Stelle den nun herbey gebrachten hin. Der Priester, des Bräutigams Vater, der Bräutigam und der Druschka verfügen sich zu der Braut; der erste segnet das neue Paar durch Gebete ein, hängt dem Bräutigam einen Orden um, und bindet an dessen Hals einen dünnen Faden, dessen Enden verknüpft sind, zu einem Zeichen, daß der Bräutigam nicht befugt sey, den Beyschlaf zu halten, bis der Priester mit eigener Hand nach drey Tagen die Schnur wiederum unter Gebet losgemacht habe. Dann geben sich die neuen Eheleute einander die Hand. Nun geht man zur Kirche, unterwegs wird

abermal

abermal des Essens, Trinkens und Musicirens wegen, an verschiedenen Plätzen inne gehalten, in der Kirche betet der Priester aufs neue, führt Braut und Bräutigam auf einer Stelle im Kreise herum, giebt beyden etwas Wein zu trinken, und beschließt die Handlung mit Lesung der Messe. Zu Astrachan wird dem Bräutigam die Enthaltungsschnur erst in der Kirche umgebunden. Die Hochzeiten feyert man alle bey Tage, und gewöhnlich Vormittags. Der Bräutigam hat das Schwerdt nicht zu den Füssen liegen, sondern hält es in der Hand. Der Orden, den er trägt, ist eben das, was die Krone und der Kranz bey den Europäern sind.

Entweder sind zu Tourneforts Zeiten die Armenianer ganz andre Leute gewesen, als sie itzt sind, oder der gute Mann hat sich bey der Beschreibung derselben ungemein betrogen.*) Ich habe dieses Volk von allen Seiten kennen lernen, und folgende Hauptzüge ihres Charakters beobachtet: sie sind falsch, führen sich aber auch nach Beschaffenheit der Umstände stolz und niederträchtig, aber immer niederträchtig auf. Ein Armenianer ist im Stande, seinen Vater, oder Bruder, zu verkaufen, wenn er die Habsucht nur dadurch zu befriedigen im Stande ist. Es ist ihm etwas leichtes, einen falschen Eyd zu schwören, wenn er dadurch einer verdienten Strafe entgehen, oder in dem unrechtmäßigen Besitze von

*) Tournefort sagt: Die Armenianer sind die besten Leute von der Welt: rechtschaffen, höflich, gesittet, verständig und fromm. Ich würde sie für ganz glücklich halten, wenn sie sich nicht genöthigt sähen, zuweilen die Waffen zu ergreifen, um sich gegen die Grausamkeiten ihrer Nachbarn zu schützen. Nayage du Levant. a Amsterd. 1718. 4to. To. II. p. 158. Nie sind wohl die Berichte zweyer Reisenden widersprechender gewesen: Sollten etwa die Armenianer in Astrachan ausgeartet seyn?

von Gelde bleiben kann. Seitdem ich die Armenianer habe kennen lernen, seitdem sind mir erst die Juden schätzbar geworden. Ein Armenianer fällt auf die Füße, wenn er Hülfe gebraucht; verspricht Haus und Hof, und bietet sogar sich selbst an; kaum ist er aber aus der Verlegenheit, so kehrt er seinem Retter den Rücken zu, und es ist viel, wenn er ihm deswegen nicht Schaden zuzufügen trachtet, weil er ihm geholfen hat. Kommt es mit einem Hay so weit, daß er durch einen besondern Zufall des Glücks mit Recht oder Unrecht eine mehr oder weniger bedeutende Person vorstellt, so vergißt er gar, daß er ein Armenianer ist: zwar nicht im Herzen, denn dieses bleibt unveränderlich, sondern weil er die Gnade, die er in einem fremden Reiche genießt, als eine Schuldigkeit ansieht, die ihm gebührt. Selbst die Armenianer beobachten gegen einander eine politische Antipathie. Man kann sich aus diesen wenigen Zügen in dem Charakter des Armenianers vorstellen, wie er gegen seine Obrigkeit gesinnt sey.

Die hauptsächlichste Beschäftigung, womit sich die Armenianer ihrer Nahrung wegen zu Astrachan abgeben, ist unstreitig die Handlung. Europäische Waaren, als Cochenille, Indigo, englische und holländische Tücher, französische reiche Stoffe, oder seidene Zeuge, Kammlott, Silber- und Goldfaden, Zucker, Kaffee und Thee schaffen sie aus Astrachan nach Persien: von daher bringen sie Seide, rohe und gesponnene Baumwolle, seidne und baumwollene Zeuge zurück. Ueber Persien handeln sie auch nach Bucharien, wo sie Baumwolle, Lämmerfelle, Perlen, Edelgesteine und Goldsand aufkaufen. Bey den persischen Unruhen büßten sie ihr Vermögen meistens ein, wodurch ihr Credit sehr litte: sie sahen sich genöthigt

Schul-

Schulden zu machen, und vernichteten zum Schaden des rußischen Reichs und einzelner Unterthanen die ganze Handlung auf dem caspischen Meere. Die Armenianer sitzen auch auf ihrem Markte ordentlich in Buden, wie die Rußen, und verkaufen Reis, persische Früchte, Gewürze, Specereyen, Gummata und Kleinigkeiten. Es giebt unter den Armenianern auch sehr viele Fabrikanten und Handwerker; unter den letztern bemerkt man sogar Gold- und Silberarbeiter, Jubelier und Uhrmacher. Ein außerordentliches Vergnügen haben die Armenianer an der Gartenlust. Ihre vorzüglichsten Victualien bestehen auch in Gartenfrüchten: sie lieben geistige Getränke, nehmen sie aber nur bey der Nacht. Ein neuer Beweis ihres schlechten Charakters. Sie backen zweyerley Arten Waizenbrod: die erste heist in ihrer Sprache Lawasch, und die andre Tschureck. Der Teig zum Lawasch wird eben so verfertigt, wie der zu unserm Brode, nur weniger gesäuert. Wenn er fertig ist, rollt man ihn zu ganz dünnen Fladen, die ohngefähr eine Arschin in der Länge haben, legt sie auf ein Polster, welches auf einem Brete befestigt ist, und wirft sie vermittelst desselben an die Seitenwände des Ofens, daß sie kleben bleiben. Wenn die eine Seite gebacken ist, zieht man sie herab, und klebt sie an der andern an. Die Fladen werden darauf in der Luft aufgehängt: weil man in einer armenianischen Haushaltung nur alle Monate frisches Brod bäckt, so benetzt man die Fladen bey einem jedesmaligen Gebrauche mit kaltem Wasser, um sie zu erweichen. Der Tschureck unterscheidet sich vom Lawasch darinnen, daß die Fladen Fingers dick, aber klein sind. Man bäckt ihn auch alle Tage frisch.

Das armenianische Frauenzimmer ist ungemein fruchtbar. Die strengen Fasten dieses Volks, in wel-

chem der Beyschlaf verboten ist, sind wohl ein stärkerer Grund dazu, als der bey ihnen eingeführte häufige Gebrauch des Knoblauchs. Die Mägdchen bekommen oft schon im zehnten und eilften Jahre die monatliche Reinigung. Die Frauenspersonen färben ihr Haar und die Augenbraunen schwarz, wozu sie Galläpfel nehmen, zu Pulver stoßen, auf eine eiserne Platte legen, und oben drauf wiederum eine glüende Platte, zwischen welchen das Pulver so gebrannt wird, daß es ein Oel von sich giebt. Sie gießen hierauf noch etwas Wasser zu, und reiben das Pulver auf eben derselben Platte mit einem gewissen Erz, das die Armenianer und andre Morgenländer Raßeg nennen, bis davon eine schwarze Tinctur entsteht. Sie benetzen mit derselben vermittelst eines Pinsels, oder etwas Baumwolle, die Augenbraunen, und wenn sie das Kopfhaar färben, binden sie es so in die Höhe, damit weder Gesicht, noch Hals, berührt werden kann. Die Schwärze hält nicht über vier Wochen.

Die astrachanischen Armenier bedecken ihr Haupt mit einer runden aus Tuch, oder Sammet, verfertigten und mit schwarzem Lämmerfell bebrämten Mütze, welche sich von den tatarischen Mützen darinn unterscheidet, daß sie nicht so hoch und um die Hälfte schmäler bebrämt ist; die Mützen der Vornehmen endigen sich mit vier spitzigen Ecken. Die Oberröcke und die Pelze werden auf ähnliche Art gemacht, und unterscheiden sich von den Röcken aller übrigen Orientaler. Sie reichen bis über die Waden, werden vorne nicht über einander geschlagen, sondern gehn nur dicht zusammen.

Die Hosen gehn von den Hüften bis an die Ferse hinunter. Ihre Hemden sind entweder auf morgenländische, oder europäische Art gemacht.

Das

Das Frauenzimmer trägt über das Gesicht einen Schleyer von Kammertuch, oder Batist, dessen Enden bis auf die Mitte des Rückens herunterhängen, und mit Franzen von Gold, oder Silber, besetzt sind. Um den Kopf, über den Schleyer, wird ein schmal zusammengelegtes seidenes Tuch gebunden, und an die Seiten des Gesichts werden aus Menschenhaar gemachte Locken angesteckt, welche die Ohren bedecken: hinten hängen vom Kopfe bis auf die Füße viele Zöpfe, von schwarzem Haar zusammengeflochten, hinunter. Um den Hals trägt das Frauenzimmer goldene, oder mit Edelgesteinen und Perlen besetzte Halsbänder: an diesen werden auch viele goldene und silberne Münzen befestigt, welche manchmal die ganze Brust bedecken. Die Oberröcke, Pelze und Unterröcke sind von denjenigen, deren sich das männliche Geschlecht dieser Nation bedient, darinnen unterschieden, daß der ganz obere nur bis an die Knie geht, der mittlere bis an die Füße stößt, und der untere die Länge des obersten hat. Der erste wird von reichen Zeugen gemacht.

Die armenianische Frauenstracht, wie sie le Brün in seiner Reise hat abbilden lassen, ist die tzulfische. Die Vornehmen in Astrachan von diesem Geschlechte kleiden sich georgianisch.

Unter die Bewohner der Stadt zählt man auch mit Recht die astrachanischen Kosaken. Sie sind im ganzen rußischen Reiche durch eine allgemeine Verordnung Peter des Großen die Nachfolger der Strelitzen geworden, die ihres unruhigen Betragens wegen verbannt wurden. Itzt machen sie ein Chor von 500 Mann aus, und thun die Dienste ihrer Vorgänger; diese bestehn darinnen, daß sie bey nöthigen Fällen recognosciren, Leute, welche in kayserlichen Diensten sind, begleiten, und die Posten bedecken.

In der Stadt sind 1309 ansäßige Kaufleute, und von Künstlern und Handwerkern 1464. Es werden in Astrachan seidene und baumwollene Materien verarbeitet. So viel man auch gethan hat die Fabriken zu befördern, so wenig hat man doch bis itzt ausgerichtet: der Grund davon ist wohl, weil die Arbeiter meistens ein Ausbund schlechter Leute sind.

Der astrachanische rothe und gelbe Saffian ist überall seiner Güte wegen bekannt. Ich habe die Zubereitung desselben erfahren, und theile sie zur Nachahmung mit. Wenn 50 abgezogene Bocksfelle zubereitet werden sollen, so legt man sie zuerst in einen Kübel kaltes Wasser, und läßt sie 24 Stunden darinnen. Dann nimmt man sie aus dem Wasser heraus, und schabt das noch übrige Fleisch ab: damit aber auch die Wolle von der Haut losgehe, thut man sie hierauf 10 Tage in Kalkwasser. Nach Verlauf dieser Zeit schabt man das Haar ab, wäscht die Felle mit reinem Wasser aus, legt sie aber wieder 14 Tage lang in Kalkwasser: sobald diese Zeit verflossen, thut man die Felle in ein Gefäß, gießt reines kaltes Wasser auf sie, tritt sie mit Füßen, und wiederholt dieses siebenmal. Dann nimmt man sie wieder heraus, legt sie paarweise mit der äußern Seite auf einen Haufen zusammen, und verändert in 24 Stunden ihren Zustand nicht. Die Zusammenlegung der Felle wird jedesmal nach dem Waschen wiederholt, nach derselben tritt man sie auf die vorbeschriebene Art wiederum viermal. Dann legt man die Felle wiederum in ein Gefäß, bestreut jedes mit weißem Hundekoth, tritt sie darauf eine Viertelstunde, wäscht sie 9 mal mit reinem Wasser aus, schabt sie mit einem Messer, und breitet sie aus, damit sich die Feuchtigkeit verliert. Man theilt darauf die Felle in die Hälfte, thut jede in ein besonderes Gefäß, und bestreuet sie mit Waizenkleyen. Die Gefäße werden

halb

halb voll Wasser gegossen, und so bleiben sie vier Tage liegen. Man läßt hierauf 20 Pfund Honig in einem Kessel aufsieden, gießt 5 Eimer Wasser dazu, und giebt Achtung, daß es bey starkem Feuer nicht überkoche. In dieses Honigwasser taucht man die Felle, wenn es laulicht ist: man thut sie darauf zusammengelegt in ein großes Gefäß, und beschwert sie mit Bretern und Steinen; das Gefäß muß unten kleine Oeffnungen haben, damit das Wasser abläuft. Darauf thut man die Felle 4 Tage lang in eine Salzlauge, ringt sie aus, bringt sie zum zweyten mal in die Lauge, und färbt sie den andern Tag, damit sie keinen Schaden leiden. (Zur Salzlauge nimmt man 1 Pud Salz in fünf Eimer Wasser) Das Färben geschieht auf folgende Art: Man gießt 10 Eimer Wasser in einen Kessel, und legt in denselben 4 Pfund von der Farbe, die Tschagan *) heißt, kocht das Wasser so lange, bis es gelb wird, und legt dann ein Pfund fein gestoßene Cochenille in das gelbe Wasser, und kocht sie eine halbe Stunde: dann legt man fünf oder sechs Solotnike Alaun noch in den Kessel, und läßt es so mit einander aufkochen. Hierauf nimmt man einen Trog, und gießt aus dem Kessel von der Farbe etwas hinein, etwa so viel, als in eine mittelmäßige Kanne geht, färbt die äußere Seite eines jeden Felles, und ringt hernach dasselbe langsam aus; bey jedem Felle wird das übrig gebliebene Färbewasser ausgegossen, und frisches aus dem Kessel hinein gethan. Die Felle werden halb zusammengelegt, und so durch den Trog gezogen: dann kehrt man sie auf die andre Seite, und verfährt auf ähnliche Weise mit denselben. Die Felle müssen vier mal gefärbt werden. Nach allem diesen nimmt man zehn Pfund kißlarische Eichenblätter, und sondert sie in drey Theile ab, thut einen davon in einen Trog,

*) Es ist *Artemisia annua*.

gießt laulichtes Wasser darauf, legt die Felle hinein, und stampft sie mit Füßen. Während dem Stampfen muß das Wasser gekostet werden, ob es süß sey, widrigenfalls tritt man die Felle so lange, bis diese Veränderung vorgeht. Man nimmt sie wieder aus der Eichenlauge, ringt sie aus, und verfährt mit dem zweyten und dritten Theile der übrigen Blätter, wie mit dem erstern. Nun haben die Felle ihre gehörige Weiche, und man schabt die innere Seite so sorgfältig, wie möglich, ab. Man wäscht sie noch einmal, und schmiert itzt die auswendige Seite mit Baum = oder Hanföl ein, wovon man zu 50 Fellen etwa einen Stoff gebraucht. Nachdem die Felle in der Luft aufgehängt worden, und trocken sind, poliert man sie mit einem harten Holze um ihnen einen schönen Glanz zu geben. Es ist nothwendig, daß die Felle einen Tag vor der Polierung auswendig angefeuchtet werden, damit sie nicht verbrennen.

Die Zubereitung des gelben Saffians ist folgende. Anfänglich verfährt man mit ihm, wie mit dem rothen, nur gebraucht man weder Honig, noch Salz. In der Eichenlauge bleiben die Felle zwey Tage, und man tritt sie nur zu einigen Stunden. Nach diesen zwey Tagen wäscht man sie rein aus, und hängt sie gehäuft auf eine Stange, damit das Wasser abläuft: darauf gießt man in einen Kessel 7 Eimer Wasser, und thut 20 Pfund von der gelben Farbe Kuck zerstoßen hinein. Man kocht die Farbe tüchtig durch, schöpft sie aus dem Kessel in ein Gefäß, gießt zugleich frisches Wasser in den Kessel. Auf 20 Pfund Kuck rechnet man 15 Eimer Wasser und 2 Pfund gestoßenen Alaun, welcher zu halben Löffeln nach und nach beygemischt wird. Jedes Fell wird zweymal gefärbt, übrigens aber wie der rothe Saffian bearbeitet.

Während

Während meines Aufenthalts zu Astrachan bemühte ich mich, die Natur der krimmischen Krankheit, die so viel besonderes und dunkeles hat, genau kennen zu lernen, und nahm deswegen eine ziemliche Anzahl mit derselben behaftete Personen in meine besondre Aufsicht.

Die Krankheit braucht einige Jahre, ehe sie reif wird; sie ist da tödtlich, und alle Arzneyen, die auch anfangs gut wirken, werden vergeblich gebraucht. Ein blau angelaufenes Gesicht, rothe Flecken an verschiedenen Theilen des Leibes, besonders an den Extremitäten, die zuerst unschmerzhaft sind, hernach aber ein heftiges Brennen und Jucken verursachen, sind die ersten Symptomen bey dieser Beschwerde. Nach ein paar Jahren wird die Haut am ganzen Leibe rauh, hart, schuppigt, und bekommt eine braunrothe Farbe, das Gesicht schwillt auf, und wird völlig ungestalt. Die Drüsen unter der Haut, am Gesicht und unter der Zunge, an der Nase und äußern Extremitäten verhärten sich scirrhös. Die Geschwülste brechen nach und nach auf, und gehn gemeiniglich an den Füßen in bösartige Geschwüre über. Einige derselben trocknen wieder zu, bleiben so eine Zeit lang, brechen aber auch wohl wieder auf. Die exulcerirten Beulen bilden einen garstigen Schorf, welcher ein starkes Jucken erregt, wenn er trocken wird. Geht eine unreine Rinde etwa durch einen Stoß, oder andern Zufall, ab, so folgen Geschwüre, die bis auf die Knochen dringen: ja man hat Beyspiele, daß die Finger und Zehen gliederweise abfallen. Endlich dringt das Uebel nach den innern Theilen, der Hals wird exulcerirt, der Athem beschwerlich, die Nasenlöcher verschlossen, oder es setzen sich auch da Geschwüre an. Die Zunge und der Gaumen werden angefressen, und

oft fällt das Haar aus. Bey allen diesen kläglichen Umständen haben die Kranken einen guten Appetit, schlafen gewöhnlich, uriniren frey, dünsten aber nicht regelmäßig aus. Bey einigen stellen sich Gliederschmerzen, besonders bey einer Luftveränderung, ein, andere haben Kopfweh und matten oder geschwinden Puls. Die Krankheit betrifft zuweilen eine ganze Familie, ist aber nicht eigentlich ansteckend. Leute von verschiedenem Alter sind derselben unterworfen, aber alle Zeit nur von gemeiner Geburt, die an eine schlechte Diät gewöhnt sind, nur Fische und viele rohe oder gesalzene Speisen essen, sich geistiger Getränke enthalten, und keine hinreichende Bewegung haben.

Einige von denjenigen Personen, die ich in Cur nahm, waren vorher, ehe sie mit dieser abscheulichen Krankheit heimgesucht wurden, mit einer trockenen Krätze behaftet gewesen, die abwechselnd vergangen und wieder gekommen war: andre hatten deutliche scorbutische Zufälle, noch andre hatten ordentliche, oder unordentliche intermittirende Fieber gehabt, von denen aber, weil man sie entweder gar nicht, oder nicht recht behandelte, etwas im Leibe, besonders aber eine Verhärtung in der rechten Seite zurückgeblieben, und bey andern fanden sich, ehe diese Krankheit ausbrach, mehrere von den gedachten Zufällen zusammen ein. So kam mir z. E. ein Soldat von 60 Jahren vor, der während seines Dienstes sehr oft unordentliche Anfälle vom Fieber hatte, nachher den Scharbock mit einer starken Mundfäule, mit Schmerzen und Flecken an den Füßen bekam, und von denselben ein ganzes Jahr gequält wurde: auch hatte er die güldene Ader sehr stark. Als diese aber zu fließen aufhörte, bekam er sehr heftiges Nasenbluten, welches man vergebens

zu stillen versuchte, und endlich bekam er die schreckliche krimmische Krankheit selbst.

Alle Personen, die ich an dieser Krankheit liegen sah, waren von sanguinisch-phlegmatischen, oder sanguinisch-melancholischen Temperament: ich glaube deswegen auch nicht zu irren, wenn man das Wesen der Krankheit in einer äußerst verdorbenen Masse des Bluts und andern aus dem Blute erzeugten Säften sucht: oder kürzer, die Krankheit für den äußersten Grad des Scorbuts hält. Ist also wohl dieselbe von der lepra des Aretaeus und des Celsus unterschieden?

Das Queckſilber thut in der krimmischen Krankheit keine Dienste, sondern verschlimmert vielmehr alle Zufälle. Durch den Gebrauch des Spießglases, von dem ich endlich einen Scrupel gab, stellte ich einige her. Freylich sah ich mich auch genöthigt für Diät zu sorgen, denn das Hospital hat nur Fische. Alle die Kranken, bey denen schon die innern Säfte angegriffen waren, starben. *)

Ich hatte von der Akademie noch keine Befehle erhalten: wohin und wie ich meine fernere Reise, von Astrachan aus, einrichten sollte: um nun nicht länger in Ungewißheit zu bleiben, entwarf ich folgenden Plan.

Ich selbst wollte mit Anfang des Mays zu Schiffe gehen, ein halbes Jahr lang die caspische See bereisen, und das angränzende feste Land von Rußland und Persien untersuchen. Doct. Güldenstadt sollte im May Kißlar verlassen, die Tavlistan, Kuba

*) Im Original folgen hier Beschreibungen von Thieren: da sie aber meistens schon bekannt sind, und unser Auszug nicht alle die zur Erklärung derselben nothwendige Kupfer liefern kann, so übergehen wir sie. Die Beschreibung der astrachanischen Fische und Fischerey steht schon im Pallas.

und Kabarda, wie auch die übrigen an dem Fuße des kaukasischen Gebirges gelegenen Dörfer tatarischer Fürsten besuchen, alsdann ins Gebirge selbst, und bis zur georgianischen Hauptstadt Teflis gehen, im Herbste nach Kißlar zurückkommen, um sich mit mir zu vereinigen.

Der Plan wurde von einem unsrer Studenten an die Akademie abgeschickt: D. Güldenstädt reiste aber gleich nach Kißlar. Zu Ende des Märzes kam unser Abgeschickter mit völliger Genehmhaltung des Plans zurück. Der Herr Stadthalter von Astrachan wurde von Petersburg aus angewiesen, meine Reise nach Persien so zu veranstalten, daß die Ehre Rußlands genau beobachtet werden könne. Er that alles: ich bekam ein eigenes Schiff, die besten Empfehlungsschreiben an die persischen Chans, und Briefe an die rußischen Consuls zu Sallian und Engeli. Er unterstützte mich mit einem guten persischen und tatarischen Dollmetscher; zur Begleitung gab er mir ein Commando von 12 Soldaten, unter der Aufsicht eines Sergeanten mit einem Pfeifer und Trommelschläger.

Die Zeit zur Abreise rückte nun immer näher: unglücklicher Weise plagte mich ein heftiges Fieber, welches mich in Astrachan aufhielt. Am 28 May stieß mein mit allen Lebens = und Vertheidigungsmitteln versehenes Schiff von der Admiralität ab, um nach der Mündung der Wolga zu kommen. Nach und nach besserte sich mein Gesundheitszustand, und am fünften Junius folgte ich in einer Chaluppe dem Schiffe nach.

Am zwölften warfen wir mit Anbruch des Tages vor Derbent, ohngefähr eine Meile von der Stadt, Anker. Man rechnet von Astrachan bis hieher 68 Meilen zur See.

Der

Der Grund der caspischen See ist hier voll kleiner geschlagener Muscheln, und an einigen Orten ganz steinicht und felsicht. Dieser macht das derbentische Ufer so beschwerlich, daß die Schiffe nur in einer ziemlichen Entfernung ankern, und niemals vollkommen landen können. Eine der Hauptursachen, warum dieser Hafen wenig besucht wird, und der auswärtige Handel geringe ist.

Um mit dem großen Fahrzeuge nicht allzu weit vom Lande abzustehn, rückten wir am 13ten etwas näher an die Stadt, jedoch mit der Vorsichtigkeit, den Grund genau besichtigen zu lassen. Wir begrüßten die Festung mit 5 Kanonenschüssen, und aus derselben wurde mit eben so vielen geantwortet: endlich ankerten wir abermal, und ich schickte den tatarischen Dollmetscher mit dem Studenten Klutscharew und einem Soldaten in der Chaluppe an den Befehlshaber der Stadt ab, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, mich bey ihm anzumelden, und die Empfehlungsbriefe des Stadthalters zu übergeben.

Die Abgeordneten wurden wohl empfangen. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß schon ein bequemes Logis für mich in Bereitschaft sey, und daß noch denselben Abend der Landesherr von Schirvan Fetch Ali Chan aus Kuba, hier erwartet werde. Mit unsern Abgeordneten erschienen auch drey andre aus der Stadt, die uns bewillkommten, und zum Zeichen ihrer Freude über unsre Ankunft, derbentischen Wein und wohlriechende Blumen ihrer Landesart gemäß mitbrachten. Ich verließ das Schiff, bestieg die Chaluppe, und ruderte nebst meinem ganzen Gefolge nach der Stadt. Kaum erfuhr es der Chan, als er mich schon durch einen Officier begrüßen ließ, welcher mich dann auch nach der für mich angewiese-

nen Wohnung abschickte. Zu gleicher Zeit sagte man mir auch, daß ich den Chan selbst am andern Morgen zu sprechen bekommen sollte.

Ich war auch kaum erwacht, als er mich schon zu sich rufen ließ. Ich gieng in Begleitung des Raths Kaftaraßow und des Studenten Hablitz, als meines rußischen Dollmetschers, zu ihm. Die Geschenke, welche für den Chan bestimmt waren, bestanden in holländischem Tuch, Zucker, Confituren und einem Compaß. Der Chan wohnt in der Festung, welche hoch liegt: der Audienzsaal war nichts weniger, als prächtig. In dem Vorzimmer, welches von des Chans seinem nur vermittelst einer kleinen Treppe abgesondert war, standen viele Leute mit abgelegten Ueberschuhen. Der Chan saß in der Mitte der Stube auf der Erde in einer tatarischen Kleidung, und rauchte Taback: neben sich hatte er eine geladene Pistole liegen, die er niemals von der Seite zu legen pflegt. Ihm gegen über saß der Gouverneur der Stadt, und ein benachbarter tatarischer Fürst; neben diesen wurde ein Stuhl für mich hingesetzt, meine Herren Dollmetscher mußten aber stehen. Das Empfehlungsschreiben von dem Herrn Stadthalter von Astrachan wurde dem Adjutanten des Chans eingehändigt. Dieser eröffnete das Siegel, und übergab es dem Chan, der er sogleich durchlas, bey Erwähnung des höchsten Namens Ihro kayserl. Majestät sich tief bückte, und mich darauf seiner Gewogenheit und alles möglichen Beystandes in meinen Geschäften versicherte. Er merkte bald, daß ich einige medicinische Kenntnisse haben müsse, und da er in seinem Gesichte nahe am Ohre eine verhärtete Geschwulst hatte, auch schon glaubte, daß ich sie würde vertreiben können, ersuchte er mich, den andern Mor-

gen

gen wieder zu kommen, meine ganze Gesellschaft mit zu bringen, und seinen Puls zu untersuchen.

Das Pulsfühlen ist bey den Persern nicht nur eine wichtige, zur Beurtheilung und Heilung der Krankheiten höchst nothwendige, sondern auch zugleich nach ihrer Meynung eine mit Schwierigkeiten verbundne, die größte Einsicht verrathende und sehr ruhmwürdige Sache. Die Persianer, wie sie überhaupt zum Aberglauben sehr geneigt sind, suchen überall etwas außerordentliches. Sie unternehmen nichts von Folgen, ohne durch Astrologie erst zu bestimmen, ob die Constellation es erlaube, oder nicht. Heute war also der bedenkliche Tag, wo ich mit einer gelehrten tiefsinnigen Miene den Puls untersuchen und den Zustand und Lauf der Krankheit des Chans bestimmen sollte. Ich gieng zu ihm, nahm alle zu meinem Gefolge gehörige Personen mit mir, und wurde von demselben mit eben der Höflichkeit, als gestern, empfangen. Meine Leute blieben wieder in dem Vorzimmer stehn, mir aber wurde in dasjenige, wo der Chan saß, ein Stuhl zum niedersetzen gebracht. Der Chan wünschte Kaffee zu trinken, er trug aber Bedenken es zu thun, ehe er von mir dazu Erlaubniß bekommen, und ehe der Puls untersucht war. Ich machte mir bey Ertheilung meiner Antwort weniger Sorge, als er bey seiner Frage: der Chan trank Kaffee, und nach. und nach schickte ich mich an, mein Doctorsgesicht in gehörige Falten zu bringen, um mit abgemessenen Schritten auf des Chans Hand losgehn zu können. Das Pulsfühlen hat immer das Wahrsagen zur Absicht. Ein Wahrsager aber ist allezeit angenehm, wenn er seine Kunst so einzurichten weis, daß derjenige, bey dem er sie anbringt, mehr zufrieden, als mißvergnügt, ist: ich sagte daher dem Chan, daß sein

Puls weder zu geschwind, noch zu langsam, weder zu stark, noch zu schwach gehe; daß es daher ein Puls sey, wie er bey einem gesunden Menschen verlangt werde. Wie er aber wissen wollte, welche Bewandtniß es mit der Geschwulst habe, sagte ich ihm, daß ich sie eben sowohl, wie den Puls, fühlen müsse, um ihm meine Meynung vollkommen sagen zu können.

Er zeigte sie mir ohne Bedenken. Ich fand, daß es ein Scirrhus sey, der schon ein paar Jahr zu seiner Reife nöthig gehabt haben mochte. Ich sagte, daß zur Genesung wohl eine längere Zeit erfodert werden möchte, als ich hier zubringen könnte: ich tröstete ihn mehr mit Worten, als mit Arzneyen, gab ihm aber doch auch einige.

Entweder seine Hochachtung auf das erhaltene Empfehlungsschreiben zu bezeugen, oder auch mich als Arzt zu den gehörigen Pflichten zu ermuntern, und vielleicht für die erhaltenen Presente nicht unerkenntlich zu seyn, schickte der Chan den 16ten seinen Adjutanten zu mir, und ließ mir 100 Rubel persisches Geld unter dem Vorwand anbieten, in Ermangelung dasiger Münze die nothwendigen Ausgaben damit zu bestreiten. Diese Höflichkeit, oder Grobheit, lehnte ich mit der Entschuldigung also von mir ab, daß, ohngeachtet ich noch nicht mit persischem Gelde versehen war, dennoch einige Waaren bey mir vorhanden wären, welche ich leicht zu Gelde würde machen können; zu dem empfänge ich mit allen bey mir befindlichen Personen von der Kayserinn so viel, daß ich keiner Hülfe benöthigt wäre. Der Chan behielt seine Rubel, und überschickte mir einige Schafe und Federvieh, welches ich ohne Bedenken annahm.

Am 16ten Junius bis zum 7ten Jul. machte ich mir die Merkwürdigkeiten der Stadt Derbent bekannt.

Sie

Sie soll von Alexander dem Großen, oder Iskender der Morgenländer, erbaut worden seyn: wenigstens soll er den beträchtlichsten Anfang gemacht haben. Sie liegt dicht an der See, an dem Fuße eines Gebirges, welches zu den derbentischen gehört, und eine Fortsetzung der usmeinischen ist. Die Stadt wird in mehrere Theile abgesondert. Der erste und oberste begreift die Festung, oder das Schloß, in sich, ist unter den übrigen der kleinste, und wird vom Chan, auch einigen Armenianern, bewohnt: von diesem obern Theile der Stadt können die übrigen beschossen werden, und daß dieses schon mehrmalen müsse geschehen seyn, bezeugen die häufigen Ueberbleibsel eingefallener Häuser. Das Schloß ist von Natur Festung, und kann von der Stadtseite nicht bestürmt werden. Gegen Westen dient eine Kette hoher Berge der Stadt zum Schutz, und es ist also nur die Seeseite übrig, von welcher eine Gefahr zu erwarten ist. Durch Kunst sind diese natürlichen Festungswerke noch mehr verbessert, und auf denen benachbarten Anhöhen sind verschiedene kleine Festungen angelegt. Das Mauerwerk der Festung ist merkwürdig: eine Mauer läuft an der nördlichen Seite der Stadt, bis dicht an die See, und dient gegen die Usmäner zum Schutz: eine andre Mauer ist an der südlichen Seite befindlich; beyde nähern sich dem Schloße, und bilden einen Triangel. Durch diese Mauern hängen nun freylich alle Theile der Stadt zusammen; allein die häufigen Scheidemauern in der Quere, machen doch wiederum Abtheilungen. Die Mauern sind von ungleicher Höhe, und aus Felsensteinen, in welchen eine erstaunliche Menge sowohl versteinerter, als auch nur kalcinirter Muscheln und Schnecken eingegraben sind. Die Brustwehren der Mauern sind gut. Von der Festung läuft gerade

nach Westen durch Berge und Thäler die dritte Mauer, von welcher die Einwohner behaupten, daß sie bis an die schwarze See gereicht haben soll. Die Ueberbleibsel der Mauer machen diese Behauptung wahrscheinlich.

Ich ritte mit einigen meines Gefolgs zu den Trümmern dieser Mauer. Man ist hier in Gefahr von den benachbarten Lesgiern beunruhigt zu werden, welche nach Beute trachten, ja oft Reisende mit sich nehmen, und als Sklaven verkaufen. Die Mauer ist ein und eine halbe Meile von der Stadt entfernt, 30 Fuß hoch und verhältnißmäßig dick. An einigen Stellen ist sie so unbeschädigt, als wäre sie erst neu erbaut. In gewissen Entfernungen sind Wachthürme aufgeführt, die ziemlich hoch, und mit unterirrdischen Gewölbern versehen sind; man kann von da die kaukasischen Gebirge übersehen. Nahe bey der Stadt findet man von dieser Mauer keine Ueberbleibsel, tiefer aber nach Westen desto mehrere. Die Mauer bildet eine von der kaspischen See nach dem schwarzen Meere zu gezogene Linie, und die Wachthürme und Festungen dienten vermuthlich dazu, Derbent, als den Hauptgarnisonsort, von dem, was in den Gebirgen vorgieng, zu benachrichtigen.

Die Einwohner Derbents bestehn aus verschiedenen Nationen. In der Festung wohnen Armenianer, über welche ein Orischbeck die Aufsicht hat: auch in dem untern Theile der Stadt findet man einige. In dem zweyten Theile der Stadt wohnt der Naip, oder persische Stadthalter, der in Abwesenheit des Chans das Kommando führt. Es giebt auch hier einige Indianer. Die verschiedenen Schicksale und Verheerungen, welche die Stadt in einer an einander hängenden Reihe von Jahren erfahren hat, machen die Meynung zweifelhaft, daß Perser die ursprüng-

sprünglichen Bewohner derselben gewesen. Gegenwärtig ist daselbst nur noch ein Mischmasch von verschiedentlich unter einander gemischtem tatarischen und persischen Geblüte. Man rechnet in allem 4000 Familien, und unter diesen befinden sich 100 armenianische. Sie ernähren sich theils mit Handwerkern, theils mit dem Ackerbau und der Viehzucht. Die Armenianer bezahlen dem Chan keine Abgaben, müssen aber dagegen die Policeybeschwerden tragen.

Korn wird sehr wenig, ja nicht einmal zur höchsten Nothdurft, nach maloroßianischer Art gebaut. Daher wird hier das Mehl mit großem Gewinnst abgesetzt, und man bezahlt gerne für einen Kul 7=10 Rubel. Oft steigt der Preiß noch höher. Auf 15 Rubel kommt er bey dem geringsten Friedensbruche eines persischen Fürsten mit einem benachbarten sehr leicht: zu den Zeiten des Nadir Schachs kostete er 20=30 Rubel.

Das wenige Korn, welches in Derbent gepflanzt wird, pflegt man auf eine besondre Art zu dreschen. Das Korn wird auf dem Felde, wozu ein geräumiger Platz ausgesucht wird, etwa 1 Zoll dick angeschüttet, dann sind zwey ablängliche, mehr oder weniger breite, zu diesem Endzwecke verarbeitete Breter, die mit einander vermittelst eines Balkens verbunden sind, in Bereitschaft. An ihrer vordern Endung ist ein hohes viereckigtes Holz befestigt, welches dient, um ein paar Ochsen, oder Pferde, anzuspannen. Hinter dasselbe stellt sich jemand, und treibt die Pferde in der Runde auf dem ausgeschütteten Korne herum, und durch die Bewegung fällt der Kern aus der Aehre. In die Breter sind unten Pflöcke eingeschlagen, welche dazu dienen, die leeren Aehren von dem Korne abzusondern. Diese Art zu dreschen hat viel bequemes.

Der derbentische Handel ist wegen des schlechten Ufers von keiner großen Erheblichkeit; doch verdient er nicht ganz aus der Acht gelassen zu werden. Die Provinz Gilan und die Schimachie versorgt Derbent mit verschiedenen baumwollenen und seidenen Zeugen, als Kutna, Kannawat, Kißin, Burnet,*) und diese werden an die lesgischen und gorskischen Tataren, gegen eine Art dünnes Laken, das von ihnen in ihren Gebirgen verfertigt, und Kubetschi Schal genannt wird, abgesetzt. Nach Gilan und der Schamachie wird von hieraus viel Safran gebracht, der hier in großer Menge gebaut, und davon das Pud zur Zeit seiner Erndte ohngefähr für 100 Rubel verkauft wird. Ein Preiß, um welchen Rußland seinen Safran aus Europa nimmermehr erhält. Rußland sollte demnach auf den Wachsthum des Handels hieher bedacht seyn, den Hafen sicher machen, und jährlich einige mit Mehl, Eisen, Stahl und Bley beladene Schiffe landen lassen. Da der Ackerbau so sparsam getrieben wird, so ist Korn und Mehl immer in sehr gutem Preise; die übrigen Waaren aber werden von den Lesgiern und andern Tataren begierig gesucht und gut bezahlt. Ich selbst hatte einen kleinen Vorrath Eisen, Stahl und Bley zum Absatz bey mir. Von dem ersteren brachte ich das Pud für 250 Kopecken, von dem zweyten ein ähnliches Quantum für 9 Rubel, 50 Kopecken, und von dem letztern das Pud für 8 Rubel an. Doch ist bey der Sache überhaupt zu bedenken, ob es rathsam sey, unruhigen Völkern Materialien zu Waffen in die Hände zu liefern, und Lebensmittel aus dem Reiche zu führen: auch ist die derbentische Silbermünze oftmalen gänzlich verfälscht.

Fetsch

*) Die Bedeutungen dieser Namen werden weiter unten erklärt.

Fetsch Ali Chan war 30 Jahr alt, hat 6 Frauen, und ist nach der hiesigen Weise dem Trunke sehr ergeben. So viel ich merkte, wurde er von den derbentischen Einwohnern geliebt. Seine Herrschaft ist uneingeschränkt, aber seine Einkünfte lassen sich nicht genau bestimmen, denn er legt die Abgaben nach den Umständen auf: sie bestehn in Pferden, Vieh, Korn, Waizen, Reis und andern Früchten. In allen Städten hat er auch seine eigene Gärten, und treibt Ackerbau. Seine Kriegsmacht soll sich auf 40000 Mann erstrecken: sie besteht nicht nur in Persianern, sondern hauptsächlich in benachbarten gemietheten Tataren. Diese verursachen dem Chan die beträchtlichsten Abgaben, welche er aber doch, seiner Sicherheit wegen, nicht vermeiden kann.

Die Bauart in Derbent ist schlecht: alle Häuser sehn zerstört aus. Jedes Haus stellt ein Viereck vor. Von Kellern weis man nichts.

Auf der südlichen Seite der Stadt längst der See, und auf der nördlichen nach den usmeinischen Gebirgen zu, befinden sich die vortreflichen derbentischen Gärten, welchen zwar die Kunst wenig reizendes gegeben hat, bey denen aber die Natur desto verschwenderischer gewesen ist. Außer einigen wenigen Gartengewächsen, als Gurken, Kohl, u. s. w. werden hauptsächlich Weinreben und allerley Früchte gepflanzt. Der Wein ist nicht nur von gutem Geschmack, sondern auch von gehöriger Stärke, und langer Dauer. Es giebt sowohl rothen, als weißen und röthlich weißen, welcher an einigen Orten Deutschlands den Namen, Schieler, führt. Er hat zwar den Fehler, daß er selten hell und rein ist, woran aber nicht der Wein, sondern die Sorglosigkeit der Menschen, schuld ist, welche nicht verstehn den Wein gehörig zu behandeln,

die Gärung nicht abwarten, und die Unreinigkeiten nicht absondern. Es kömmt auch besonders der große Mangel der Fässer und die schlechte Beschaffenheit derselben in Betracht: auch werden die Trauben bey der Erndte nicht gelesen. Das Pflanzen der Reben ist so einfach, als es nur seyn kan: die Reben werden der Natur anvertraut; man befestigt sie nicht einmal an Pfählen, auch bedeckt man sie im Winter nicht. Hier fängt sich eigentlich das Vaterland der Weinreben an.

Unter den Gartenfrüchten sind allerley Arten der schmackhaftesten Aepfel, Birnen, Quitten; ferner Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen und Granaten. Statt der Erbsen pflanzt man zu Derbent ein anderes Gewächs, davon der Saamen aus dem innern Persien gebracht wird. Es heißt Nochotte, und ist bis itzt noch unbekannt. Der Kelch ist einblätterig, in fünf Theile gespalten, haaricht, und an seiner Grundlage etwas bauchig, die Einschnitte sind lanzenförmig, gleich und spitzig. Die Blumen sind, wie bey andern Pflanzen, welche Schoten haben, papilionaceae. Das vexillum ist weit an seiner Spitze ausgezackt, an den Seitentheilen zurückgeschlagen, in der Mitte carinatum. Die Flügel sind kurz, breit, lanzenförmig, unterhalb zwiefach gespalten, und oben zurückgebogen. Die carina ist noch kleiner, als die Flügel; von außen auf ihrer Mitte ungemein höckerigt, inwendig aber auf beyden Seiten geflügelt. Der Staubfäden sind 10, welche sich an ihrer Grundlage in eine weiße Haut vereinigen, aber nach oben zu, und gleich in der Mitte von einander trennen; ihre Spitzen sind gelb und sehr klein. Der Eyerstock ist oval, der Stiehl fadenförmig, und unten rauh: das Stigma ist länglicht, gelb und einfach. Die Schote ist ablänglich

lich, und von hinten nächst ihrer Spitze bauchia. Sie öffnet sich mit zwey Klappen. Der Saamen ist herzförmig und in der Mitte gefurcht.

Mich dünkt, daß eine solche Beschaffenheit der Befruchtungstheile hinreichend sey, die Schotenpflanzen mit einem neuen künstlichen Geschlechte zu vermehren. Die oberhalb abgesonderten Faden, die bauchige Saamencapsel, und der in derselben enthaltene einzige Saame, sind gar zu besonders, als daß ich diese Pflanze zu einem andern Geschlechte hätte bringen können. Der persische Name Nochotta ist ganz schicklich, das neue Geschlecht zu benennen. Hier ist noch die Beschreibung der Vegetationstheile: die Wurzel ist länglicht, ganz, einfach und senkrecht; der Stiehl nicht ganz aufrecht, doch auch nicht niedergeschlagen, winklicht, haaricht und ästig: die Aeste tragen nur Blätter, und bey ihrem Anfange sind sie mit zwey Stipulis versehen, die haaricht und fünffach gespalten sind, da dann die mittlern Einschnitte die übrigen, sowohl an Länge, als Breite, übertreffen. Die Blätter sind Pinnata, von drey zu fünf Paaren; die Pinnä sind rund, eyförmig und wechselsweise geordnet, eingeschnitten, stumpf und haaricht. Die Blumen kommen aus Flügeln der Stipulä hervor; sie sind einzeln, und mit einem Stiehl versehen, welcher wieder haaricht ist. Der Kelch bleibt beständig, und umgiebt noch die reifen Schoten. Die Persianer essen dieselbe sowohl gekocht, wie ein Zugemüse, als auch roh. Sie werden auch als Confituren gebraucht, nämlich als Mandeln und Pistazien verzuckert, und bey Vornehmern zum Getränk herum gegeben.

Derbent liegt unter dem 42sten Grade nördlicher Breite. Eine Lage, von welcher sich nichts anders, als vortheilhafte Begriffe machen lassen. Die

Fruchtbarkeit der Felder ist ungemein beträchtlich, und das Erdreich verlangt nichts anders, als einen größern Fleiß der Menschen. Vom Düngen weis man nichts, sondern man verbrennt nur Stroh auf den Feldern, bestreuet sie mit der nachgebliebenen Asche, deren Wirkung vortreflich ist. Für den Botaniker ist Derbent ein vortreflicher Ort. Die Sonnenhitze ist sehr groß: dem ohngeachtet ist der Winter auch hier sehr beschwerlich, woran aber nicht sowohl eine durchdringende Kälte, als vielmehr die Nässe, und der in unglaublicher Menge fallende lockere Schnee schuld sind. Weil die Häuser keine eigentlichen Dächer haben, sondern nur oben mit Leim beworfen werden, und die Stuben statt der Fenster nur hölzerne Gitter haben, so dringt die feuchte Luft und der Schnee allenthalben durch. Er versperrt den Eingang der Häuser, kommt durch das Gegitter in die Zimmer, und verursacht, daß die Leute manchmal weder aus noch eingehen können. December, Januar und Februar sind die Wintermonate.

Die benachbarten Gebirge haben viele Waldung. Die Baumarten sind Eichen, Birken, weiße, schwarze und zitternde Espen, weiße und schwarze Maulbeerbäume, Hasel- und Welschenüße, Buchen und verschiedene Weidengattungen.

Ohngeachtet in Derbent an Bäumen kein Mangel ist, so muß man doch das Brennholz außerordentlich theuer bezahlen. Die Lebensmittel sind überhaupt alle sehr theuer, woran die Armuth der Einwohner wohl schuld ist. Wo will man aber reiche Glieder eines Staats suchen, wo die Herzen der Menschen von keinem innern Triebe beseelt sind, wo der Beherrscher kein Vater seiner Unterthanen ist, und die Beherrschten in einer wilden Blindheit leben?

An Wild fehlt es dieser Gegend auch nicht. Haasen, wilde Schweine, Rehe, Füchse, Bären, Wölfe, giebt es in großer Menge. Hermeline, große und kleine, wurden mir auch gebracht.

Ich dachte nicht in Derbent so lange zu verweilen, als es die Umstände mit sich brachten. Ich hatte schon gegen Ausgang des vorigen Monats alle Gegenden durchstrichen, und war überzeugt, daß keine natürlichen Gegenstände meiner Beobachtung entgangen waren. Ich dachte also schon dazumal ernstlich an meine Abreise, und wandte mich deswegen an den Chan. Ich sahe wohl ein, daß mir die natürliche Beschaffenheit des Landes unbekannt bleiben würde, wenn ich immer zu Wasser reiste, ich nahm mir also vor, mein Schiff zu verlassen, und zu Lande nach Baku zu reisen. Der Chan versprach 15 Pferde für mich und meine Gesellschaft zum reiten, und drey Arben zu dem allernothwendigsten Geräthe: schon seit vielen Tagen wartete ich auf die Erfüllung seines Versprechens: allein er verzögerte dieselbe von einem Tage zum andern aus folgender Ursache; er dachte, weil ich seinen Puls gefühlt, und ihm gezwungen ein Pflaster auf seinen Scirrhus gelegt hatte, so müsse dieser nothwendig vergehn; weil dieß nun nicht geschah, hielt er mich auf, denn er fieng an zu vermuthen, es sey mein Ernst nicht, ihm zu helfen, und ich würde mich durch dieses Mittel genöthigt sehen, alle meine Kräfte aufzubieten, um seine Absichten zu erreichen. Schon manchmal war ich auf das mediciniſche Handwerk übel zu sprechen gewesen: dießmal verwünschte ich dasselbe aber in den tiefsten Abgrund. Ich suchte mich indessen zu fassen, gieng zum Chan, und suchte ihm einen Begriff von dem Scirrhus beyzubringen; allein, entweder verrichtete mein Dollmetscher

metscher sein Amt nicht gehörig, oder der Chan war mit meiner hippokratischen Philosophie nicht zufrieden. Er wollte die Verhärtung vertrieben haben. Keine Vertröstungen halfen mir. Nachdem ich lange Zeit aufgehalten worden, bedeutete ich dem Chan, daß sein Scirrhus weder mit Pflastern, noch Salben, zu vertreiben sey, sondern daß er ausgeschnitten werden müsse, wozu er einen Wundarzt nöthig hätte. Diese Antwort gefiel ihm freylich nicht; denn kaum verließ ich sein Zimmer, so redete mich der Adjutant mit ziemlich unhöflichen Worten an, und verlangte gleichsam Rechenschaft von mir, warum ich dem Chan seine Geschwulst nicht benähme. Ich wiederholte, was ich mehrmalen gesagt hatte, daß es Krankheiten gäbe, welche der Wirksamkeit aller Arzeneyen widerständen; ich setzte hinzu, da ich nun sähe, daß bloß die Krankheit des Chans an dem Aufschube meiner Reise Schuld sey, so müsse ich nun erinnern, daß ich nicht als ein Arzt diese Gegenden besucht habe: bloß auf mein überbrachtes Empfehlungsschreiben von dem astrachanischen Stadthalter wäre ich von der Freundschaft des Chans und von aller Hülfleistung versichert worden; er möchte den Chan um seinen endlichen Entschluß wegen der Pferde, die er mir so oft auf das heiligste angelobt hätte, zu bitten nicht unterlassen, und es mir nur gleich ankündigen, wofern ich sie nicht erhalten könnte.

Hierauf reiste der persianische Fürst aus Derbent ab, ohne daß ich es erfahren hatte. Der nachgebliebene Stadthalter versprach die Pferde noch immer, ließ mir endlich aber doch sagen, daß keine vorhanden wären. Ich bestieg also mein Schiff wieder.

Am 12 Jul. stieg ich mit mehreren meiner Gefährten ans Land: wir fällten Holz, und nahmen süßes Wasser ein. Das Ufer ist voll von groben und halbdurchsichtigen Kieselsteinen, von vielfältigen Farben

und

und Gestalt. Man trifft auch unter denselben Karniole und Opale an. Wir fanden hier auch die Chinawurzel. Sie gehört unter das Geschlecht des Smilax, und ist ein rankigtes Gewächs, welches sich, wie der Weinstock, über die Gipfel der höchsten Bäume schlingt. Es hat eine dicke, holzigte und überaus knotigte Wurzel, welche quer in der Erde kriecht, und mit einer Menge sehr langer, knotichten und horizontal laufenden Fasern versehen ist, außen dunkel und innwendig röthlich aussieht, und hat einen sehr bittern, mit einer eignen Schärfe verbundenen Geschmack. Aus dieser Wurzel kommen die Stengel hervor, die anfänglich holzig, dicker als ein Finger sind, eine vierwinkelichte Gestalt besitzen, und viele von einander stehende Gelenke haben, welche oberhalb weich werden, und viele Stacheln bekommen, die theils wechselsweise geordnet, theils einander entgegen gesetzt sind, oder auch im Zirkel mit einander verbunden stehn. Die Blätterstiehle sind gekrümmt, und an ihrer Grundlage mit 2 Schuppen, die gleichsam aus einer Scheide herauskommen, versehen. Die Blätter selbsten sind auf beyden Seiten glatt, eyherzförmig, und endigen sich mit einer Spitze. Blumen hatte die Pflanze nicht mehr. Die Frucht aber, welche ich häufig fand, bestand aus Beeren, die kugelrund, und traubenförmig bey einander versammlet, und innwendig in drey Fächer abgetheilt waren, welche zwey cylindrische Saamen in sich enthielten. Die Granatenbäume traf ich hier zum erstenmal wild an.

Am 15ten Abends erreichten wir Kuba, und kamen durch die persischen Dörfer Dedali und Schechvar. Man sahe da wenig merkwürdiges. Die Bauern legen sich auf die zahme Bienenzucht. Die Körbe sind sphärisch, bestehn aus zusammengeflochtenem Strauchwerk, und sind mit Leime überzogen.

Kuba, die eigentliche Residenz des Feth Ali Chan, ist sehr klein, und hat kaum eine Werste in ihrem Umfange. Vor 30 Jahren wurde die Stadtmauer und die Wachtthürmer erst aufgeführt: nur an der nordwestlichen Seite, an welcher der Fluß Kuba fließt, ist sie offen. Dieser hat aber ein ungemein steiles Ufer, und ist daher nützlicher, als die beste Mauer. Jenseit des Flußes, der aus den Gebirgen entspringt, und nun von dem auf denselben geschmolzenen Schnee sehr angelaufen war, ist eine weitläuftige Slobode befindlich, in welcher meistens nur Juden wohnen. Diesseits nahe bey der Stadt sind etliche armenische Hütten, von denen auch mir eine zur Wohnung angewiesen wurde. Das Schloß des Chans, auf dessen Hofe ein paar Kanonen stehn, hat außer einer Fontaine nichts besonderes. Die Buden sind bloß dem Kronhandel gewidmet. Die Einwohner sind meistens Tataren von sunnischer, oder schahischer Secte, denn Feth Ali Chan ist beyden Theilen gewogen. Oeffentlich bekennt er sich für einen Schahier, weil er aber so viel mit den Lesgiern und andern Tataren zu thun hat, so sind ihm die Sunnier gleich lieb. Der Distrikt von Kuba besteht aus verschiedenen kleinern und größern Dörfern, und die Einwohner in denselben ernähren sich vom Ackerbau, oder von der Viehzucht. Ein Naip ist in Abwesenheit des Chans der Befehlshaber der Stadt.

Das Schatgebirge hängt mit seinen ewig weißen Gipfeln so nahe über der Stadt, daß man glauben sollte, es sey nur wenige Werste davon entfernt. Es ist aber gleichwohl eine gute Tagereise bis zu dem Fuße dieses berühmten Gebirges. Die Reise dahin war äußerst beschwerlich, weil wir nur zwischen und an dem Fuße der Gebirge halb zu Fuß und halb zu Pferde fortkommen konnten. Wir kamen durch 5 Dörfer,

da-

davon das erstere ein Erbgut Feth Ali Chans ist; die übrigen aber von den Niederdagestanen bewohnt werden. Diese Leute reden die lesgische Sprache, verstehn aber auch die türkische: sie sind dem Chan zu Kuba unterwürfig, doch erkennen sie eigentlich keine Oberherrschaft. Mit uns giengen die Leute unbarmherzig um; nach vielen Bitten und gegen gute Bezahlung räumten sie uns ein Nachtquartier neben Viehställen ein: etwas von Lebensmitteln zu bekommen, war unmöglich. Wir hielten sehr genau Wache um uns, um nicht gefangen und zu Sclaven gemacht zu werden. Längst dem Wege sieht man auf den steilsten Gebirgen, mitten in den Felsen, unterirdische Löcher, und neben denselben kleine Schanzen. In diese Oerter pflegt dieses und anderes Gesindel zur Zeit einer Rebellion seine Zuflucht zu nehmen, und ist auch da in vollkommener Sicherheit. Als ich an dem Fuße des Gebirges angekommen war, und ihn nun besteigen wollte, weigerten sich die kubischen Begleiter, und sagten, es sey unmöglich den Berg weiter hinan zu klimmen. Da wir es für ein Glück zu halten hätten, sagten sie, bisher mit ganzer Haut davon gekommen zu seyn; so müßten wir wissen, daß sie nun für den guten Ausgang eines einzigen gewagten Schrittes nicht stehen könnten; denn hinter diesen Gebirgen lägen viele Dörfer, deren Bewohner außerordentlich raubbegierig wären, die uns gefangen nehmen, oder wohl gar niedermachen würden. Das Ansehen des Orts hat schon in der That viel fürchterliches: Berge über Berge, deren Spitzen bis über die Wolken gehn. Am Fuße dieser Berge findet man fruchtbare Gegenden, in welchen diese Barbaren wohnen. Ich bemühte mich dennoch das Gebirge so weit hinauf zu klettern, als es mir möglich war, meine zurückgebliebenen Begleiter im Gesichte zu behalten; nach einigen Stunden vereinigte

ich mich wiederum mit ihnen, und wir begaben uns auf die Rückreise nach Kuba, wo wir am 20. ankamen.

Am 21sten verließen wir die Stadt, und erreichten Abends das persische Dorf Erech, bey welchem sich der kubische Distrikt endigt: wir übernachteten daselbst. Die Einwohner betrachteten uns mit einer so staunenden Miene, als wären wir Mißgeburten. Alle Männer und Knaben des Dorfs stürmten auf unsre aufgeschlagnen Zelte loß, und wenn sich nicht der Dollmetscher aufs kräftigste widersetzt hätte, würden sie dieselben niedergerissen haben. Anfänglich wollten sie uns gar nichts verkaufen; endlich aber brachten sie einen Krug Milch, zwanzig Eyer und etwas Gerstenbrod, und foderten zwey Rubel davor.

Am 22sten kamen wir bey den traurigen Ueberbleibseln des ehemaligen Schabrans vorbey. Wir übernachteten bey dem Flusse dieses Namens. Ueber denselben hatte Nadir Schach, als er gegen die Lesgier zog, eine Brücke schlagen lassen, von der aber auch nur noch wenige Steine anzutreffen waren. Der Fluß ist auch itzt so seichte, daß man bequem mit einem Karren durchzufahren im Stande ist. Die Dörfer dieser Gegend sind von sehr schlechter Beschaffenheit, so wie auch den Einwohnern die äußerste Armuth gleich anzusehn ist. Wir übernachteten in dem Dorfe Diewilschi.

Wir reiseten am folgenden Tage längst Gebirgen hin, welche so kahl waren, daß man auch gar keine Pflanze auf ihnen antraf. Gegen Mittag erreichten wir den Fluß Atta, welcher in den Gebirgen entspringt, aber auch, ohne die See zu erreichen, vertrocknet. Bey einer fast unerträglichen Hitze setzten wir unsre Reise fort; und kamen gegen Abend an einen Bach, der aus dem vorigen fließt. An demselben sind drey Mühlen und ein Zollhaus, in welchem alle vorbeygehende Waaren Tribut bezahlen müssen.

Dieses

Dieses geschieht sackweise. Ein jeder Sack, er sey groß, oder klein, oder enthalte was er wolle, bezahlt einen Abas, und ein Meschock mit Bakuischer Naphta die Hälfte. Die Zollbedienten machen sich aber auch kein Gewissen, für ihren Beutel mehr zu fordern. Ohnweit dieses Zollhauses, wo der Arm der Atta vertrocknet, ließ ich die Gezelte aufschlagen, damit wir Wasser hatten.

Am 25sten begab ich mich mit verschiedenen von meiner Gesellschaft auf den Berg Bischbarmak, dessen Fuß 2 Werste von meinem Nachtlager abstand. Der Name bedeutet in der persischen Sprache fünf Finger, und alle Reisende haben die Gestalt dieses Berges mit einer Hand verglichen. Den Gipfel des Berges zu besteigen, fiel uns sehr beschwerlich; denn die Wege, die nach demselben führen, sind nicht allein steil, sondern die Höhe des Berges ist auch ungemein beträchtlich; die Hitze war außerordentlich, so daß ich bey jedem Schritte zweifelte die Spitze zu erreichen.

Die größte Höhe des Bischbarmack besteht aus zwey ungeheueren, aber durchaus ungestalten Felsen; davon der etwas mehr erhöhte spitziger und schmäler, der niedriege aber breiter und abgestumpfter ist. Noch unordentlicher gestaltete, kleinere und zum Theil zerfallene Felsen, befinden sich an der südlichen Seite des höchsten spitzigen Gipfels, und andre sind gleichfalls von der Mitte des Gebirges an, bis nach oben zu zerstreut. Dieser obere, spitzige, und der ihm entgegen gesetzte breite, abgestumpfte, an seiner nordwestlichen Seite befindliche Gipfel sind oberhalb ausgezackt, welches zur Vergleichung mit einer Mannshand Gelegenheit gegeben haben möchte. Das Gesteine dieses Gebirges ist wahrer Felsen; Seleniten aber und Crystallen sind mit untermischt. Am Fuße des Felsens ist eine Höle, welche ein vortreffliches Echo

hat.

hat. Den Persern ist diese Höle heilig. Auch den Rußen ist der Ort nicht gleichgültig; denn sie schreiben die in dieser Gegend entstehenden Stürme dem Bischbarmack mit gutem Grunde zu. Wir wollten eben etwas ausruhen, als uns einige Tataren durch ihre unvermuthete Ankunft beunruhigten; denn wir vermutheten, daß ihrer mehrere erscheinen möchten, eilten daher gleich den Berg hinunter, und giengen in eine an dem Fuße des Bischbarmacks gebaute Karawanserai. An der Thüre dieses Gebäudes und an den Mauern derselben sieht man deutsche, lateinische und morgenländische Namen derjenigen eingehauen, die ehemals hier gewesen. Viel Vergnügen machte es mir, die Namen Kämpfers und des Collegienraths Lerchs zu finden: Der erstere war vom Jahr 1683, dieser aber vom Jahr 1738.

Wir reiseten Mittags weiter: die Hitze war sehr groß, und nur selten traf man eine Quelle an. Am 27sten früh kamen wir in Baku an, woselbst unser Schiff schon vor Anker lag. Ich schickte sogleich einen persianischen Dollmetscher mit dem Empfehlungsschreiben aus Astrachan an den Chan, und ersuchte ihn um eine gute Aufnahme. Es wurde mir bald ein Quartier angewiesen, doch ehe ich dasselbe bezog, begab ich mich auf das Schiff, welches eine halbe Werste vom Ufer vor Anker lag, um mich mit dem nöthigen Vorrathe von Bedürfnissen zu versehen: es erhob sich plötzlich ein Sturm, welcher mich verhinderte an dem Tage ans Ufer zurück zu kommen. Vor Baku können die Schiffe vortreflich landen, denn der Grund besteht aus reinem Sande mit zerschlagenen Muscheln vermischt.

Ich verfügte mich am 28sten zum Chan, mit einem Geschenke von feinem Lacken, Schießpulver, Zucker

und

und Thee. Ich wurde sehr schlecht aufgenommen. Der Chan befand sich in eben der Positur, wie der kubanische zu Derbent. Mir wurde ein Stuhl gebracht, und das Gefolge, welches ich bey mir hatte, mußte stehen. Nachdem er mich kaum halb begrüßt hatte, bezeigte er seine Verwunderung über meine Ankunft, indem er keine unschuldige Ursache, welche dieselbe hätte veranlassen sollen, begreifen könne. Ich antwortete, es sey keine andre, als die in dem Schreiben angegebne. Entweder war der Chan so einfältig, daß er meine Erklärung zu fassen nicht vermochte, oder so argwöhnisch, daß er dieselbe als eine bloße Ausflucht ansah, oder auch beyde Umstände mögen daran Schuld gewesen seyn, daß er hierauf erwiederte, es wären nun schon sieben Jahre verfloßen, daß kein rußisches Schiff vor dieser Stadt gelandet habe: der rußische Consul habe sich von hier weg nach Sallian begeben, und ich käme auch nicht des Handels wegen? also bleibe ihm nichts übrig als den gerechtesten Argwohn deswegen zu schöpfen. Ich erwiederte, meine Aufführung und die Art meiner Geschäfte würden ihm die Wahrheit dessen, was in dem Schreiben enthalten sey, hinlänglich zu erkennen geben: ich bat ihn nochmals um seine Freundschaft, und begab mich nach Hause.

Die Gegend um Baku war rings um dürre Heyde, auf der man von Gewächsen nichts antraf. Auch diejenigen Kräuter, welche sonsten in einem unfruchtbaren Boden fortzukommen pflegen, waren hier durch die Sonnenhitze so ausgetrocknet, daß nur noch Stengel übrig waren. *)

Die

*). Von den Naphtaquellen sehe man den 2ten Band dieser Sammlung Seite 35. nach.

Die schwarze Naphta wird allein zum Verbrennen gebraucht, und aus diesem Grunde ein großes Gewerbe mit derselben getrieben. Das Batman zu 15 Pfund bezahlt man mit 5 Kopecken, und die Einkünfte zieht der Chan. Sowohl die weiße, als schwarze Naphta wird in ledernen Säcken verwahrt und verfahren. Die hölzernen Gefäße taugen nicht zur Naphta, weil sie ungemein am Gewicht verliehrt. Erfahrne Armenianer haben mir versichert, daß sich die jährlichen Einkünfte dieses Landesproducts auf 40000 Rubel beliefen.

Das bakuische Bergöl ist wirklich eine so merkwürdige Sache, daß ich im Stande zu seyn wünschte, die Entstehungsart desselben etwas genauer entwickeln zu können. Allein, wer dringt in das Innere der geheimnißvollen Natur? und wem ist es möglich, bey ihren Wirkungen, die nach ewigen Gesetzen unaufhörlich vorgehen, gegenwärtig zu seyn? Die Scheidekunst beweist zwar durch die Zergliederung der Körper, daß das brennbare Wesen, dieser allgemeine, dieser vorzügliche Urstoff aller erschaffenen Dinge, gar verschiedene Gestalten annehme, nachdem es in verschiedenen Verhältnissen mit Wasser und Erde verbunden wird; allein sie lehrt auch zugleich, daß die Verschiedenheit dieser Gestalten nur scheinbar, keines Weges aber wesentlich sey; und die Erfahrung bestätigt dieses, indem die vielfachen Schwefelgattungen sehr oft gemeinschaftlich erzeugt werden. Wir wissen, daß die weiße, dünne, durchdringende Naphta eine Zusammensetzung des brennenden Urwesens mit wenig Erde und Wasser sey, wozu sich die Vitriolsäure gesellet, jener allgemeine Dunst, der nicht nur in der Luft schwebt, sondern der auch das innerste der Erde durchwandert, der aber allezeit die Eigenschaft hat,

daß

daß er durch das entzündbare Wesen flüchtig wird. Wir wissen, daß das Bergöl, (denn mit keinem andern Namen sollte man billig die schwarze Naphta belegen) von der reinen und hellen Naphta nur darinnen unterschieden ist, daß es mehrere Erde und weniger Wasser bey sich führt; daher es schwarz, dick und unrein ist, ja auch das Feuer etwas langsamer zu fangen pflegt. Wir können die Ursache, daß bey Baku, in geringer Entfernung der Plätze, Naphta und Bergöl zugleich entstehe, gar leicht einsehen; denn wir nehmen entweder an, daß beyde anfänglich gleich rein erzeugt sind, und letzteres in seinem Laufe durch häufig beygemischte Erdtheilchen verdickt worden, da die erstere, vermöge ihrer Richtung, einer solchen Gemeinschaft entgangen ist; oder wir glauben, es sey gleich anfänglich das Bergöl und Naphta als Naphta entstanden. Auch läßt sich mit Grunde vermuthen, Naphta sey ursprünglich Bergöl gewesen, und nach und nach habe sie sich zu reinigen Gelegenheit gefunden, nicht anders, als wie aus dem Blute, wenn es den ganzen Körper durchwandert hat, endlich eine Lymph abgesondert wird: weil sowohl das Bergöl nicht gleich dick und schwarz ist, und die Naphta nicht gleiche Reinigkeit besitzt, so schließen wir daraus, daß diese angeführten Muthmaßungen hinreichend gegründet sind: aus allem ersieht man aber doch nur, daß Naphta und Bergöl erzeugt werden, die wahre Erzeugung aber begreift man nur obenhin. Das kaukasische Gebirge, welches sich ununterbrochen an der ganzen westlichen Seite des kaspischen Meers erstreckt, ist zwar ein Gegenstand unserer Bewunderung; ist der Wohnplatz vieler tausend muthigen Völker: allein wie wir diese nur sehr unvollkommen, oft nur ihren Namen nach, kennen, so wenig kennen wir auch die

physikalische Beschaffenheit des Landes. Wer hat jemahls Gelegenheit gehabt, oder wer hat es wagen dürfen, den geringsten Theil dieser Berge zu öffnen? Wem sind die Schätze bekannt, die darinnen liegen? und wem war es erlaubt, die Ursachen zu ergründen, nach welchen sich in denselben das brennbare Wesen unaufhörlich geschäftig erzeigt, und unaufhörlich seine Herrrschaft ausübt? genug diese Gebirge sind die Werkstätte, in welcher die Natur Naphta hervor bringt; denn die Naphtaquellen werden am Fuße derselben ausgegraben, die Naphta vermischt sich mit dem Wasser, das aus den Bergen hervorquillt, und verunreinigt dasselbe; und weil man die erstaunliche Menge desselben nicht verbrauchen kann, weil Naphta Vorrathskammern nur an gewissen Orten angelegt sind; so ergießt sich der größte Theil dieses Oels durch unterirdische Gänge in das ihnen zunächst gelegene Meer, macht das Wasser sehr bitter, und giebt zu einem Salze Gelegenheit, das man in Rußland unter dem Namen des astrachanischen Bittersalzes kennt.

Am ersten August besuchte ich den Chan wieder, der schon erfahren hatte, daß ich zu den Naphtaquellen geritten sey: er stellte mich zur Rede, und fragte, ob man auch wohl in Rußland einem Fremden gestatten würde, solche Dinge zu besehen. Meine Antworten waren ohne Wirkung, und der Chan bewies hinlänglich, daß er mich für einen Spion ansah. In Ansehung des Geschenks, welches er von mir erhalten hatte, machte er die Anmerkung, daß er mit solchen Dingen versehen sey, und bloß die Gesetze der Höflichkeit hätten ihn abgehalten, sie zurück zu schicken. Er beliebte zu fragen, ob ich keine Repetieruhren, reiche Stoffe, oder dergleichen Kostbarkeiten bey mir hätte: ich antwortete Nein, und beurlaubte mich unverzüg-

verzüglich. Meine Wohnung, das Schiff, und uns alle ließ er auf das sorgfältigste beobachten.

Die Stadt Baku stößt nördlich an den Berg Bischbarmack, westlich an Schamachie, südlich an Sallian, und ist eine uralte, ohngefähr unter dem 39sten Grad 30 Minuten in einem ungleichen Viereck erbaute Stadt. Die Mauern der Stadt reichen bis an die See, haben Brustwehren und Oeffnungen für Musketen und Pfeile. Die von den Rußen ehemals angelegte Schanze ist noch in gutem Zustande. Vier bis acht Werste von der Stadt sieht man auf den häufig um dieselbe zerstreuten Gebirgen Wachtthürme von verschiedener Größe und Dicke. Des Schachs Pallast ist ein Beweis orientalischer Pracht und der maßiven Bauart: er liegt am höchsten Orte derselben, und hat in der Belagerung der Rußen viel gelitten. Der Umfang desselben ist zwar klein, allein die Gebäude selbst sind so schön und dauerhaft, daß man sich sehr zu verwundern Ursache hat, warum man auf keine Ausbesserung bedacht ist. Mein Begleiter hatte den Befehl, mich nicht in die innern Zimmer des Pallasts einzulassen: an der Pforte war kein Zeichen von einem Löwen, oder Kameel, befindlich, wie Kämpfer berichtet. Die Zahl der öffentlichen Kirchen ist sehr beträchtlich. Von der See aus hat die Stadt ein vortrefliches Ansehn: kömmt man aber in dieselbe, so findet man alles schlecht. Enge, meistens ungepflasterte Straßen, und in denselben Häuser mit platten Dächern, meistens von einer Etage, welche aufgethürmten Steinhaufen gleichen, machen den größten Theil von Baku aus, und da der Ort noch überdieß abhängig liegt, so sind die Straßen sehr beschwerlich. Die Karowanserai ist bequem zu ihrer Absicht angelegt.

Die Einwohner in Baku sind Perser und Tataren: sie sind durchgängig unverschämt und grob: einige Familien Armenianer haben sich auch daselbst niedergelassen. Die herrschende Religion ist die mohammedanisch-schahische Secte: doch werden auch die Sunnier geduldet. Die Producten des Landes sind Naphta und Salz, und werden nach Persien verschickt. Der Handel ist in neuern Zeiten von geringer Erheblichkeit. Safran wurde hier ehemals stark gepflanzt, und noch gegenwärtig ist der Bau desselben üblich. Hin und wieder sieht man auch Baumwollenplantagen.

Am 10ten Nachmittags um 3 Uhr verließ ich die Stadt, und erreichte Schamachie am 13ten. Der Bach Pusahat, bey welchem ich vorbey kam, führt eine erstaunliche Menge Schildkröten, und zwar eine noch ganz unbekannte Gattung, mit sich. Ihre obere Schale hat 8 Zoll und 7 Linien in der Länge; in ihrer Mitte, wo sie am breitesten ist, beträgt sie 7 Zoll und 8 Linien; die untere Schale ist 7 Zoll und 6 Linien lang, und 5 Zoll 3 Linien breit. Der Rumpf ist ungemein erhaben, halb schwarz und halb grün, rings an dem Rande in 25 Schildchens abgesondert, wovon das erste das kleinste ist, alle aber die Gestalt eines Parallelogrammes haben. Die Mitte des Tellers theilt sich in 5 Schildchen, die ziemlich gleich viereckigt sind; die Näthe, welche die Schildchen bilden, sind bald gerade, bald krummlinig, und anastomosiren unter einander. Die drey erstern Schildchen übertreffen die zwey letztern etwas an Größe. Auf der vordern Seite beobachtet man 5, auf der andern 4 Schilde; von denselben haben einige die Gestalt eines Rhombus, und andre die von einem Quadrat.

Das Sternum ist sehr glatt, schwärzlich, weiß gefleckt, nach hinten zu zweyfach gespalten, stumpf, vorwärts mit einer dreywinkelichten Furche bezeichnet, auf beyden Seiten mit vier Querfurchen, und einer andern in die Länge laufenden versehen, welche letztere viele schneckenförmige Gänge macht. Die Füße sowohl, als die Pfoten, sind halbschwimmförmig; jene haben 4, und diese 5 Zehen. Sie wird oft so groß, daß einige Menschen auf ihrer obern Schale stehen, und sich von dem Thiere fortschleppen lassen können.

Die Persianer verabscheuen die Schildkröten im hohen Grade, und wenn man ihnen sagt, daß es Provinzen giebt, in welchen sie nicht nur gegessen, sondern sogar als ein Leckerbissen genossen werden, so schütteln sie den Kopf nicht anders dabey, als wir, wenn wir von Menschenfressern hören.

Die Stadt Schamachie ist sehr vielen Veränderungen unterworfen gewesen. Sie wurde zerstört, verlegt unter dem Namen Neuschamachie, endlich aber, nachdem auch diese neue Stadt in Schutt geworfen, wiederum an der ersten Stelle erbaut. Sie liegt unter dem 40 Gr. 50 M. N. Br. stößt nach Norden zu an den Berg Bischbarmack, nach Westen an Kaballa, nach Osten an das Gebirge Kustan, und nach Süden an Sallian. Sie ist die Hauptstadt der ganzen Provinz Schirvan, welche in alten Zeiten unter dem Namen des Königreichs Medien bekannt war. Ihrer Gestalt nach stellt sie ein in die Länge, wiewohl sehr unordentlich gebautes Fünfeck vor. Ich kann nicht sagen, daß ich ein einziges ordentliches Gebäude daselbst angetroffen hätte.

Die Einwohner der Stadt bestehen ohngefähr aus 1000 persianischen und tatarischen Familien, und etwa 50 armenianischen. Jede Familie zahlt dem

Chan jährlich 100 Rubel, von den armenianischen aber erlegt noch eine jede jährlich 240 Kopecken Kopfgeld: ein Unverheyratheter giebt 120 Kopecken, junge Leute aber sind bis ins zwanzigste Jahr von Abgaben frey. Diese Gelder werden von einem Schreiber des Chans eingesammlet.

Schamachie hatte seinen ehemaligen Ruhm und Reichthum allein der Seide, die in diesem Distrikte, und besonders in der Provinz Kaballo, erzeugt wird, zuzuschreiben, und eben dieses nützliche Produkt ist es auch, welches derselben noch itzt den Schein ihrer vorigen Herrlichkeit, und dadurch einen Vorzug vor andern Städten des nördlichen Persien nachgelassen hat. Aus Schamachie wird die Seide nach ganz Persien und Rußland verfahren. Aus dem innern Persien bringt man nach der Stadt verschiedene daselbst verfertigte seidene und baumwollene Zeuge: als Kutna, Kanawat, Muchojar, Mof, Pestran, Baeß, Burmet, Kattun, allerley Sorten von Bettdecken, Saffian, und schiraßische Schaffelle. Aus Rußland bringt man Indigo, Zucker, Thee, holländische Tücher, Leinewand, Zinn, Stahl, Eisen, Bley, Fernambock, Bleyweiß, und allerley Kleinigkeiten, Spiegel, Messer, Scheeren und Korallen vertauscht; seit vier Jahren ist aber dieser Handel ganz aufgehoben. In den Kaufbuden werden außer den obgedachten Waaren auch die in den hiesigen Fabriken verfertigte seidene und baumwollene Zeuge an Rußen und Tataren verkauft. Aber die ganze Handlung, welche noch unter Méme Said Chan † 1770 in einem weit blühendern Zustande war, ist anitzt im äußersten Verfalle; durch die starken Auflagen Feth Ali Chans ist der Reichthum der Einwohner so vermindert worden, daß die wenigsten unter ihnen zu handeln im Stande sind. Es

halten

halten sich auch gegenwärtig, außer einigen Rußen und drey indianischen Kaufleuten, keine andre ausländische in dieser Stadt auf.

Schamachie ist mit seinem ganzen Distrikte wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt. Auserlesene Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Granaten, Feigen, Kastanien, Nüße, und andre Früchte vom besten Geschmacke, belästigen durch ihren Ueberfluß die Bäume in den Gärten. Nebenplantagen haben die Armenianer in Menge angelegt, und der Wein, welchen sie erndten, ist von besonderer Güte, und unter denen nördlich persischen Weinen der vorzüglichste.

Am 27sten verließ ich Schamachie um nach Sallian zu kommen. Ein neuer Anfall vom Fieber hielt mich daselbst einen ganzen Monat auf: indessen bemühte ich mich doch sehr, alle Merkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen.

Der Fluß Kur, der bey ältern Geschichtschreibern Cyrus heißt, entspringt in den kaukasischen Gebirgen, ohngefähr drey Tagereisen von der georgianischen Hauptstadt Tiflis, bey welcher er dicht vorbey fließt, und einen ungemein schnellen Lauf hat. Sallian erstreckt sich in der Länge den Kur hinauf ohngefähr 50 Werste. Feth Ali Chan ist Beherrscher der Provinz.

In verschiedenen Stellen um Sallian trifft man kochende Salzquellen an, deren Wasser bitter schmeckt, auf deren Oberfläche und an deren Seiten das Salz in seinen gewöhnlichen Krystallen anschießt, von denen das Wasser aus der Tiefe mit Gewalt in die Höhe steigt, und sich mit einem mehr oder weniger erheblichen Falle, sowohl in die nahen Bäche ergießt, als auch zu andern Seen Gelegenheit giebt, welche mit der Zeit vertrocknen, und in diesem Zustande ihr Salz

liefern. — Hier, wie an andern Orten Persiens, wird aus einer Gattung von Antirrhinum ein vortreffliches Oel gepreßt, welches an Farbe und Geschmack dem besten italiänischen nichts nachgiebt. Es ist sogar statt der Butter zum Backwerk zu gebrauchen.

Am 3ten October kam ich in dem Hafen vor Enzelli an, und schickte am folgenden Tage zwey meiner Studenten mit einem Dollmetscher ans Land, dem Herrn Consul Gawrila Semenowitsch Bogolubow meine Ankunft zu melden, und ihn um gute Quartiere zu bitten, wobey ich ihm auch nicht verschwieg, daß ich in Gilan zu überwintern gedächte. Ich befahl meinen Studenten, daß sie sich nach vollendeten Verrichtungen wieder auf das Schiff verfügen, und mich wenigstens gegen Abend ans Land bringen sollten. Allein der Wind verbot es: denn gleich nach ihrer Abreise erhob sich ein entsetzlicher Sturm aus N. N. Westen, daß es nicht möglich war, mit irgend einem Boote vom Lande ans Schiff zu kommen. Der Sturm währte über 48 Stunden, und ich beklagte nur, daß alle Victualien mit dem Koche und seinem Geräthe zugleich voraus geschickt, und mir und der andern Gesellschaft nicht einmal ein Bißen Brod nachgeblieben war. Zwey Tage konnte man endlich wohl fasten. Der Sturm hatte auf unser Schiff eine klägliche Wirkung gehabt: in der Kajüte und im Raume konnte man, weil alles leck war, fast nicht bleiben; und auf dem Verdeck zu seyn, verhinderte der anhaltende Platzregen. Nachdem sich der Sturm endlich gelegt hatte, fuhren wir in einem Kirschi (eine Art sehr flacher Fahrzeuge) ans Land. Der Herr Consul Bogolubow empfing mich auf das freundschaftlichste.

Enzelli

Enzelli wird in das alte und neue abgetheilt. In jenem wohnen allein Persianer und persische Armenianer; und in diesem nur die rußische Kaufmannschaft, nebst Armenianern, die unter Rußlands Bothmäßigkeit stehen. Die Häuser sind alle, kein einziges ausgenommen, von Schilf aufgeführt, welches zu bewundern ist, da der Hafen schon über 50 Jahr alt, und das Feuer so vielen Schaden angerichtet hat: wie denn im abgewichenen Jahre, am Weynachtsfeste, alle mit Waaren angefüllte Buden ein Raub desselben geworden. Alt und Neu Enzelli hängen mit einander zusammen durch die armenianische Kirche. Die Anzahl der Gebäude von Schilf mag sich in allen etwa auf 300 betragen. Der Marktplatz ist auf Alt Enzelli. Man verkauft daselbst alle astrachanische und persianische Waaren, nebst Lebensmitteln. Die Waaren sind aber alle verlegen. Man kann sich den Ort als eine lange Straße vorstellen, die längst dem Ufer angelegt ist, und von vielen Querstraßen durchschnitten wird. Der Meerbusen nimmt daselbst seinen Anfang, theilt sich oberhalb Enzelli in zwey Arme, die sich wieder mit einander verbinden, südwestlich laufen, viele Flüße aufnehmen, und ohnweit Langerood sich in die See ergießen. Durch diesen Meerbusen wird aus Enzelli eine Halbinsel gebildet, die sich bis an die Swiddura erstreckt. Es sind auf derselben ungemein viele andre Dörfer, deren Einwohner entweder Kirschiki sind, oder sich vom Seidenbau nähren. Die Kirschiki verdienen sich vieles Geld: denn theils ist der Fischfang beträchtlich, und theils fahren sie zu den Schiffen, die auf der Rhede vor Anker liegen, und holen, oder bringen Waaren. Abekenar ist eine anmuthige mit schöner Waldung versehene Insel, vier Werste von Enzelli. In der rußischen Kirche, die

mit einem ordentlichen Priester versehen ist, wird täglich Gottesdienst gehalten. Der Consul hat ein Kommando von 30 Soldaten, deren Gesundheit ein eigner Wundarzt besorgt. Das Erdreich zu Enzelli ist lauter Sand, der den Anbau guter Häuser sehr beschwerlich macht. Die Monate October, November und December machen den Winter aus: die Luft ist in dieser Zeit fast nie heiter, denn es wehen Nordwinde, welche Regen bringen. Ein seltener Fall ist es, wenn das Wasser gefriert. Man kann also mit gutem Grunde sagen, daß in Persien kein Winter ist: aber das naße Wetter ist weit beschwerlicher, als Frost, zumal wenn man in schilfernen Ställen wohnen muß, wie zu Enzelli. Viele Kräuter verlieren ihre Blätter nicht, und es sieht mit einem Worte den ganzen Winter durch so aus, wie in Rußland im September. Im Januar kommt die Sonne schon wieder hoch zu stehen. Mit diesem Monate fängt sich das schöne Wetter an, und zu Ausgange des Februars ist der vollkommene Frühling da.

Der Citronat ist eine unsern Kanditorn und Materialisten bekannte Frucht, aber bis itzt wissen wir sehr weniges von seiner natürlichen Geschichte. Hier traf ich ihn in seinem Vaterlande an: denn ob er gleich gewartet werden muß, so macht doch sein Anbau den Einwohnern keine andre Mühe, als die Kultur der Aepfel und Birnen den Deutschen. Er liebt besonders den Sand, und da der Boden zu Enzelli aus nichts, als Sande, besteht, so trifft man ihn nirgends häufiger, als eben da, an. Im Winter bedeckt man ihn nicht. Der Baum erreicht eine ziemliche Größe, und bekommt viel Aeste, die sich in die Breite dehnen. Der Stamm pflegt Manns dick zu werden, und die Blätter haben die Gestalt, den Geschmack und die

Größe

Größe der Citronenblätter, sind aber auf beyden Seiten eingekerbt, und wechselsweise geordnet. Sie werden mit keinem besonders merklichen Stiele versehen, zwischen demselben aber und dem Stengel befinden sich einzelne, gerade und sehr scharfe Stacheln. Die Blumen kommen entweder gleichfalls aus den Achseln der Blätter mit den Stacheln hervor, oder sie endigen die Zweige. Ihre Farbe ist weiß, oder röthlich, und sie verhalten sich vollkommen nach den Kennzeichen des Limoniengeschlechts. Die Frucht hat eine länglichte Gestalt, ist von einer schönen gelben Farbe, und ausnehmenden Geruche, von außen sehr ungleich, in Betracht vieler auf ihrer Oberfläche merklichen Furchen, Vertiefungen und Erhöhungen; ihre Rinde ist beträchtlich dick, und ist mit einer aus lauter Bläschen zusammengesetzten Pulpa angefüllt, die aber wenig Saft in sich enthalten. Sie wird manchmal ungemein groß, daß sie einige Pfund am Gewichte beträgt, viele hingegen bleiben klein, und der größte Theil ist mittelmäßig. Der Baum trägt das ganze Jahr durch Blüten und Früchte.

Die Persianer nennen die Früchte Badranken, sie verfertigen davon den Citronat, den sie als ein Herz, oder Magen stärkendes Mittel ansehen. Man kann sie lange Zeit frisch erhalten und auch verfahren.

Ein Hauptnahrungszweig der Perser besteht im Schilfbaue. Erstlich werden aus demselben die Häuser aufgebaut. Alle angesessene Einwohner, und alle des Handels wegen ankommende Rußen müssen Wohnungen und Waarenlager haben, und beyde werden von Schilf erbaut. Ein Haus kostet 50 bis 100 Rubel, weil es aber höchstens nur drey Jahre Dienste thun kann, so müssen nach Verlauf dieser Zeit wieder 50, oder 100 Rubel in Bereitschaft seyn, wenn man

wieder bedeckt wohnen will, und auf diese Art geht in wenig Jahren ein ansehnliches Kapital verloren, ohne daß man das geringste dafür hat. Es ist noch überdieß nichts seltenes, daß Feuersbrünste entstehen.

Es ist eine beträchtliche Summe, welche jährlich mit diesem Schilfwerke verschwendet wird. Die Reparaturen betragen so viel, als neue Arbeiten. Die Persianer verstehn auch die Kunst ihre Arbeiten so zu verfertigen, daß sie von keiner Dauer sind.

Aus dem Schilfe werden auch die berühmten Matten gearbeitet. Ihre Güte ist verschieden: man wählt dazu den grünen, allerdünnsten Schilf, welcher kaum recht zu wachsen angefangen hat. Er wird in die Sonne gelegt, bis er gelb wird, und dann geflochten. Die schlechtesten Decken kosten 20 bis 50, und die größten und feinsten bis 100 Kopecken. Man macht auch aus dem Schilfe Körbe, Mützen, Fächer und andre Dinge, welche man an andern Orten aus Stroh zu verfertigen pflegt:

Die Perser zu Enzelli zahlen dem gilanischen Chan, Hedajet, eine jährliche Abgabe von 1500 Rubel; jede persisch-armenische Familie entrichtet 100 Rubel, eine unverheyrathete Person ist aber frey.

Kurz nach meiner Ankunft sandte ich zwey meiner Studenten an Hedajet Chan, Beherrscher von Gilan, der zu Räscht wohnt. Ich meldete meine Ankunft, überschickte ihm das Empfehlungsschreiben des Stadthalters von Astrachan, und erhielt vom Chan folgendes Schreiben:

„Dem Hochzuverehrenden, in großer Würde „befindlichen, in hohem Ansehn schimmernden, dem „auserlesenen unter den edelsten Meßianern, dem „geehrtesten unter der Religion Jesu, entbiete ich „meinen Gruß, und wünsche, daß sich derselbe in

„voll-

„vollkommenen Wohlergehn befinde, und daß ihm „alles, was er zu unternehmen beginnt, auf das „beste gelinge.

„Nachdem ich diesen aufrichtigen Glückwunsch „vorausgeschickt habe, so melde ich freundschaftlich, „daß ich auf die von dem Hochgeehrtesten, in hoher „Würde befindlichen, des Allerhöchsten Rußischen „Hofes getreuen Consul, von Dero in dem Hafen „Enzelli glücklichen Ankunft, welche durch zwey ihrer „Studenten und einem von dem Herrn Consul zu„gleich abgefertigten Menschen bekräftigt worden ist, „erhaltene Nachricht, in große Freude versetzt wor„den bin. Daher kann ich nicht umhin ihnen zu die„ser ihrer Ankunft Glück zu wünschen, und um die„ses zu ihrer Ueberzeugung mit größerm Nachdruck „zu thun, so habe ich den edlen und geehrten Mir „Mahomed Haschama, und den angesehenen der „Meßianer Chodscha David mit diesem Briefe, wel„cher die reinen Gesinnungen meines Herzens an den „Tag geben wird, an sie abgefertigt. Damit aber dieser „mein Brief ihnen nicht ganz leer zu Händen komme, „so bitte ich sie, ihren Bedienten zu befehlen, das„jenige in Empfang zu nehmen, wovon ich ihnen hier „eine Liste überschicke, bis ich die Ehre haben werde sie „hier in Räscht zu sehen, so wollen wir unsre Freund„schaft also unter einander halten, daß sie mir bestän„dig von ihrem Wohlergehen, und von dem, was „sie nöthig haben, Nachricht geben; inzwischen ist „mein brünstiger Wunsch, daß sie Gott beglücke, und „ihre Lebenstage mit dem Wachsthume ihres Glückes „fortsetzen lasse.

Auf der andern Seite des Briefes war ein Siegel mit dem Namen Hedajet Chan aufgedruckt.

Die Geschenke, welche dem Briefe beygefügt waren, bestanden in folgenden Dingen. 1) 10 Batman Confituren. 2) 20 Batman Reis. 3) 12 Schafen. 4) 100 Hünern. 5) 80 Enten. 6) 20 Gänsen, und einer ziemlichen Anzahl Granaten, Limonen, Pomeranzen und Aepfeln.

Ich bewillkommte die Abgeordneten des Chans nach Landessitte, und beantwortete den Brief also:

„Nachdem ich die Ehre gehabt habe, Ihnen, „dem in der höchsten Würde und ausnehmenden „Ruhme befindlichen Chan, von meiner Ankunft in „dem enzellischen Hafen sowohl, als von dem mir zufolge „des Befehls Ihro glorwürdigst regierenden Rußisch-„Kayserl. Majestät obliegenden Verrichtungen schuldige „Nachricht zu ertheilen; so ersehe ich nun gegenwär-„tig Dero gute Gesinnungen gegen das Rußisch-„Kayserl. Reich, und dieses sowohl aus Dero freund-„schaftlichen Schreiben, als aus der mündlichen Ver-„sicherung des von Ihnen an mich abgeordneten „Mir Mahomed Haschuma, als auch aus den über-„schickten Geschenken; daher bleibt mir nichts anders „übrig, als daß ich Denenselben durch diesen freundschaft-„lichen Brief, der mir von Ihnen erwiesenen Ehre „wegen, meine geziemende Danksagung bezeuge, wie „aber Sie, in höchsten Würden regierender Chan, „schon itzo ihre Ergebenheit zu erkennen gegeben ha-„ben, und wie Sie zu denen mir aufgegebenen Ver-„richtungen vermuthlich auch künftig Ihre Hülfe nicht „versagen werden, so soll auch ich nicht unterlassen, „bey Ihro Rußisch-Kayserl. Majestät, deren Scepter „ich unterthänigst verehre, Ihre mir erzeigte Gefäl-„ligkeiten zu rühmen, und mir alle Mühe zu geben, „mich gefällig gegen Sie zu bezeigen, der ich immer

„bin und verbleibe in höchsten Würden regierender „Chan u. s. w.

Der beständigen Gegenwart des rußischen Consuls in Gilan, und der beständigen Gemeinschaft, welche Rußland mit dieser Provinz auch nach der Abgabe des nördlichen Persiens gepflogen hat, habe ich es zu danken, daß Hedajet Chan mich ganz anders aufgenommen hat, als bisher die übrigen Chans, deren in Betracht der Gebirge mehr barbarische Lage vermuthlich auch einen Einfluß auf ihr Gemüth hat. Hier bemerkte ich wenigstens zum ersten Male das Feine der Perser. Ein Recidiv meiner Krankheit und die großen Fasten der Perser verzögerten meinen Aufenthalt zu Enzelli sehr: der Chan schrieb mir, daß er mich, den Gesetzen seiner Religion zufolge, während dieser nicht gehörig würde aufnehmen können. Meine Beschäftigung zu dieser Zeit bestand also vorzüglich in der Zusammentragung von Nachrichten, welche zur allgemeinen Kenntniß Persiens gehören, und die ich hier einrücke. *)

*) Verschiedene Bände unsrer Reisesammlung enthalten zwar schon Nachrichten über Persien, dem ohngeachtet aber wird man durch Zusammenhaltung finden, daß diese nichts weniger, als überflüßig, sind. Sie sind zum Theil ganz neu, oder berichtigen und verbessern die Alten.

Erster Abschnitt.

Von der gegenwärtigen politischen Verfassung Persiens in Ansehung der Regierungsform.

Ist je ein Reich der besondern Betrachtung eines philosophischen Geschichtschreibers würdig, so ist es gewiß das persische, welches, nachdem es schon die höchste Stufe von Glück und Macht erreicht hatte, in neuern Zeiten das erbarmungswürdigste Schicksal erfahren hat. Sollte ein Cyrus, ein Darius, ein Xerxes, ein Alexander und ein Abas der Große wieder aufstehn; sollten sie einen Blick auf die unglückliche Regierung Hußeins werfen, den endlich Hunger nöthigte, seine Krone niederzulegen, und sie dem afganischen Oberhaupte Machmud zu übertragen; sollten sie sehen, daß ein Churasanskischer Schäfer, Thaemas Kuli Chan, oder Nadir Schach, in Persien ein solches Elend angerichtet, dem bis auf die jetzige Stunde noch nicht hat abgeholfen werden können, das von Jahr zu Jahr um sich greift, und welches über kurz oder lang, wofern sich nicht die Vorsehung erbarmt, diesem Reiche den gänzlichen Untergang zuwege bringen wird. Persiens Zustand ist ein neuer Beweis, daß auch die unmöglichscheinenden Dinge oft möglich gemacht werden können. Mein Augenmerk erstreckt sich nur auf die neuesten Zeiten, und um denselben ein Gnüge zu thun, ist es hinlänglich, wenn ich meine Nachrichten mit dem Schluße der Regierung Nadir Schachs anfange.

Im Anfange des Jahrs 1747 zog Nadir Schach nach Kirman, ließ daselbst 1700 Personen hinrichten, und zog ihr Vermögen ein. In Mesched foderte er

von

von den Einwohnern 7,000,000, welche sie ihm innerhalb 10 Tagen bey Todesstrafe liefern sollten. Es vergieng kein Tag, an welchem nicht 100, oder mehrere Menschen umkamen. Man hat Grund zu glauben, daß Nadir Schach in den letzten Jahren seiner Regierung nicht mehr bey Sinnen war, denn so groß auch immer sein Geiz, und so schmeichelhaft ihm der Gedanke gewesen zu seyn scheint, den stolzen Perser zu demüthigen, so konnten doch beyde nicht allein die Triebfedern zu dergleichen abscheulichen Handlungen seyn. Persien kam dadurch seinem Untergange immer näher: die Chans geriethen in eine Art Verzweiflung, und wollten alles wagen, den Tyrannen zu tödten. Sie benachrichtigten von ihrem Vorhaben den Naveu des Nadirs, Ali Kuli Chan, welcher kurz vorher mit einer Kriegsmacht von 40000 Mann nach Siel geschickt war, und baten ihn, sie zu vertheidigen, und den iranskischen Thron zu besteigen. Dieser nahm das Anerbieten gern an, und näherte sich der Stadt Mesched, um das Vorhaben auszuführen. Die Chans verbanden sich mit ihm. Nadir, nachdem er seine Grausamkeiten in Mesched geendigt hatte, gieng nach Kutschan, um das aufrührische Volk zu bändigen. Hier zeigte er seinen Grimm gegen die Persianer im äußersten Grade. Er befahl seinen Afganern und Usbeckern in einer gewissen Nacht alle in seinem Lager befindlichen Persianer umzubringen. Die Persianer erfuhren diese Sache durch einen Bedienten des Schachs, welche sich mit dem Chan Salibeg, der mit 1500 Mann eine besondre Leibgarde ausmachte, vereinigten, und in das Serail des Schachs eindrangen. Alle Perser rüsteten sich, und schwuren Nadir den Tod. Salibeg übernahm die Ausführung der That, und verlangte nur 20 Ge-

hülfen. Da sich schon alles zur Ruhe begeben hatte, gieng er dreist auf die Vollziehung seines Vorhabens aus. Die Wache, welche ihn nicht paßiren lassen wollte, wurde niedergemacht. In vier Zelten suchten sie den Nadir vergebens, worüber zwölfe den Muth sinken ließen, und entflohen. Salibeg war auch schon willens, sich mit seinen übrigen Leuten in das fünfte Zelt, in welchem sich Nadir befand, zu begeben, als der Schach über das entstandene Geräusch erwachte, und das Kammermägdchen herausschickte, um zu erfahren, was da vorgienge. Diese über den Anblick so vieler mit Säbeln bewaffneter Leute entsetzt, kam zitternd zurück. Hierauf sprang Nadir selbst auf, trat aus dem Zelte, und da er der Säbel gewahr wurde, wollte er zurückgehen; indem er sich aber umwandte und bückte, gab ihm Salibeg einen Säbelhieb über den ganzen Rücken, daß er sogleich zur Erden ins Zelt fiel. Nach einer kurzen Zeit darauf hieben sie ihm den Kopf ab, und überbrachten ihn dem Ali Kuli Chan. Es geschah im May 1747. *)

Auf diesen wichtigen Vorfall entstand ein großer Aufruhr in dem persischen Lager, der hauptsächlich durch die in demselben befindlichen fremden Völker, die mit Nadirs Tode nicht zufrieden waren, erregt wurde. Ali Kuli Chan bestieg den Thron, und nahm den Namen Adil Schach, oder Schach der Gerechtigkeit, an. Um sich in seiner Regierung fest zu setzen, tödtete er die beyden Söhne des Nadirs, und ließ etlichen schwangern Weibern des Nadirs die Leiber lebendig aufschneiden: andre nahm er gefangen.

Unter

*) Viele von Hanways Nachrichten über diese Geschichte sollen in Zweifel zu ziehen seyn, weil man versichert, er habe alles geglaubt, was ihm vom nächsten besten Armenianer sey gesagt worden.

Unter den Weibern des Adil Schachs befand sich auch die Tochter des georgianischen Zars Teimuras, aus welcher Ursache er die Georgianer besonders liebte. Da ihn sein Schwiegervater in Mesched besuchte, beschenkte er denselben mit einer goldenen Schale, die außen mit Diamanten besetzt, und dem Nadir von dem Könige in Indien gegeben war. Er räumte den Christen ansehnliche Vortheile ein, und viele wichtige Staatsbedienungen vertraute er ihnen an. Wie aber die Perser von Natur Feinde der Christen sind, so zeigten sich gar bald Spuren der Unzufriedenheit über die Regierung Adils; weil er noch überdieß dem Trunke sehr ergeben war, so begieng er häufige Fehler in der Regierung, und machte sich seinen Unterthanen verhaßt.

Adil Schach bemerkte dieß kaum, als er im Jahr 1748 auf Anrathen seines Schwiegervaters den rußischen Hof um Schutz bat, aus Mesched nach Astrabad gieng, und seinen Bruder Ibrachim Chan nach Isphahan schickte, um die dortige Regierung zu verbessern. Hier verfehlte er seinen Zweck aber sehr, denn Ibrachim Chan war kaum daselbst angekommen, so unterhandelte er mit Amur Aslan Chan, seinem Oheim und Nadir Schachs Halbbruder, welcher sich damals in Tavris aufhielt, ins geheim, wie er sich Adils bemächtigen, und den Thron selbst besteigen könne? Dieser nahm Ibrachims Vorstellungen ohne Bedenken an, und wohl mehr aus eignem Interesse, denn als ein Halbbruder vom Nadir glaubte auch er ein Recht zum Throne zu haben, und als ein Mann von 60 Jahren dachte er sogar des Throns würdiger zu seyn, als Ibrachim, der kaum 20 Jahr alt war. Ibrachim dachte an nichts weniger, als an die Vollziehung der ihm vom Adil aufgegebenen Verrichtungen.

gen. Er lebte als ein uneingeschränkter Herr für sich, vermehrte seine Truppen, und unterhandelte mit Amur Aslan Chan beständig.

Adil Schach erfuhr in kurzer Zeit alles, und ermahnte seinen Bruder zur Ruhe und Gehorsam. Da aber alles fruchtlos war, legte er ihm so vortheilhafte Bedingungen vor, die bey einem andern Gemüthe den Trieb der Freundschaft und Ruhe gewiß würden rege gemacht haben. Endlich bot er ihm gar den Thron an, und verlangte nichts weiter, als die Freyheit im Frieden leben zu können. Ibrachim blieb bey allen Vorstellungen unbeweglich, und Adil Schach fühlte sich nun von der offenbaren Verrätherey seines Bruders vollkommen überzeugt. Persiens Lage war itzt so kläglich, daß Adil seine Macht nicht für hinreichend hielt um sich zu schützen. Er bat Rußland durch zwey außerordentliche Gesandte um Hülfe, und er selbst gieng von Astrabad nach Masandran; kaum war er daselbst angekommen, als er sich genöthigt sah gegen Ibrachim zu Felde zu gehen, der nun Isphahan verlassen, und sich mit Amur Aslan Chan vereinigt hatte.

Beyde Heere stießen bey dem Flecken Souchbulach auf einander. Adil Schachs Heer war größer, allein eine Kriegsliſt, welche Amur Aslan Chan gebrauchte, schwächte es merklich. Er beorderte 5000 Afganer von seiner Armee zu Adil Schach, mit dem Befehle, ihm ihre Dienste anzubieten, und wenn er solche würde angenommen haben, das Lager desselben zu überfallen. Adil nahm unvorsichtiger Weise ihre Hülfe an, wurde von ihnen überfallen, und sein ganzes Heer gerieth in solche Verwirrung, daß es gänzlich geschlagen und der König selbst gefangen wurde. Ibrachim war nun Herr: er ließ seinem unglücklichen Bruder die Augen ausstechen, und kurz darauf gar

hinrich=

hinrichten. Den Amur Aslan Schach räumte er auf eine meuchelmörderische Weise bey Gelegenheit eines Besuchs hin. Nadir Schachs Enkel, Schach Roch, der von dem persischen Volke und vom Adil sehr geliebt wurde, erhielt Gnade, nur mußte er im Serail bleiben. Nach Adils Tode begab er sich nach Mesched, gerieth einem Rebellen in die Hände, und wurde von demselben seines Gesichts beraubt. In Mesched lebte er als eine Privatperson, und viele hielten ihn für todt. In der Folge wurde er Gouverneur der Stadt, und da entstand der Gedanke bey ihm, den Ibrachim, der weit geringeres Recht zur Regierung hatte, als er selbst, vom Throne zu stoßen. Er brachte Partheyen zusammen, und zog mit seinen Leuten, welche von einem Kanonengießer, Amir Chan, kommandirt wurden, im Jahr 1749 gegen Ibrachim, welcher Mesched einzunehmen drohte. Sie begegneten sich auf der Hälfte des Weges zwischen Isphahan und Schach Rochs Residenz. Ibrachims Heer wurde geschlagen, und er selbst blieb.

Schach Roch blieb nun allein nach; doch bestieg er den Thron nicht, weil ihn vermuthlich neue Unruhen bewogen ruhig in Mesched zu sitzen. Seine Anhänger, Kerim Chan und Ali Mardan Chan, trachteten nach denen Schätzen, und zogen deswegen zu Felde. Der erste war ein Mann von niedriger Herkunft, und zu Nadir Schachs Zeiten ein bloßer Jeßaul gewesen. Seine große Leibesstärke, welche sogar seiner zahlreichen Familie erblich war, gab ihm einigen Vorzug in den Augen der Perser. Ali Chan Mardan war von vornehmer Herkunft, und ein angesehener Officier.

Diese beyde vereinigten sich nach Ibrachims Tode mit einander, giengen auf Asad Chan loß, und über-

überwunden ihn zu verschiedenen Malen, so daß er endlich nach Georgien floh, wo ihn Heraclius gefangen nahm, und Kerim Chan 1761 auslieferte, bey dem er noch itzt in hohem Alter, als ein Mißvergnügter, dem alle Gelegenheit zu neuen Rebellionen benommen ist, lebt.

Kerim Chan und Ali Mardan Chan theilten unter einander die Beherrschung der persianischen Provinzen, und der letztere trug den größten Theil davon. Sie schienen in einem gutem Verständnisse unter sich zu leben, als unvermuthet der letztere von der isphahanischen Vorstadt Julfa, die zu Kerims Gebiete gehörte, eine beträchtliche Summe Geldes foderte, und darüber den erstern so aufbrachte, daß er wider ihn zu Felde zog, sein Heer glücklich schlug, und ihn selbst auf einem Berge bey Isphahan umbrachte. Es geschah im Jahr 1754, oder 1755.

Kerim Chan wurde nach und nach über seine Siege stolz: sein Kriegsheer nahm von Tage zu Tage zu, und er erklärte sich zum Beschützer des Volks, mit dem Versprechen die lang gewünschte Ruhe herzustellen. Der Vorsatz wurde bald vereitelt, denn der Chan von Rumeli, Mamed Haßan, und Feth Ali Chan verbanden sich gegen ihn, und nöthigten ihn nach verschiedenen Siegen zu fliehen. Diese beyden Männer waren zu ihrem Unglücke nicht einig mit einander, und ihre Soldaten verließen sie.

Kerim Chans Vetter, Tschich Ali Chan, überfiel im Jahr 1758 Isphahan, nahm es ein, und Mamed Haßan Chan kam auf der Flucht ums Leben. Feth Ali Chan war nun noch der einzige, den Kerim noch überwältigen mußte, er überfiel ihn im Jahr 1761 mit einem starken Heere in Rumeli selbst, überrumpelte

rumpelte ihn, nahm ihn gefangen, und ließ ihn 1763 enthaupten.

Persien erhielt also in diesem Jahre die äußerliche Ruhe wieder, welche es zwar bis itzt, doch aber nur eingeschränkt, genießt. Sobald Kerim Chan diese beyden Männer aus dem Wege geräumt hatte, gieng seine Hauptsorge dahin, sich in seiner Macht und Herrschaft mehr und mehr zu befestigen. Er ließ zu dem Endzwecke alle Provinzialchans zusammenkommen, stellte sich ihnen als Oberhaupt vor, und ließ sie darauf einen Eid ablegen, daß sie ihm mit ihren Unterthanen Treue und Gehorsam leisten, und alle Abgaben freywillig tragen wollten. Er nahm, um noch sicherer zu gehen, ihre Weiber, Kinder, oder auch nahe Anverwandte, als Geißeln weg, und hält sie noch gegenwärtig in Festungen verwahrt. Sieben vom Nadir Schach nachgebliebene Chans ließ er in seinem Zelte hinrichten, weil er von ihnen neuen Aufruhr befürchtete.

Kerim Chans Gebiet erstreckt sich nach Norden zu über einen Theil der Aderbisanskischen, Mesandronischen und Astrabadischen Provinz: gegen Mittag besitzt er die Städte Tavris, Gamadan, Teqrat, Schiras, Isphahan und Kirman, nebst ihrem Gebiete, wie auch die übrigen Orte, welche sich von der einen Seite der kaspischen See bis zum persischen Meerbusen und von der andern bis an die türkische Gränze erstrecken.

Da auf diese Art Kerim Chans Wünsche erfüllt waren, begab er sich nach Schiras, um daselbst in Sicherheit alle mögliche Vergnügungen zu genießen. Er besitzt wenige Talente, und ist, statt das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, auf nichts mehr bedacht, als seinem Geize Gnüge zu leisten. Er drückt den Un-

terthan so sehr durch Abgaben, daß die äußerste Armuth allenthalben herrscht. Allen Arten von Wollüsten überläßt er sich ohne alle Einschränkung, und vergißt dabey seine Regierungspflichten gänzlich: die übrigen Chans bedienen sich dieser Nachläßigkeit, und drücken den Unterthan noch mehr, um sich selbst bereichern zu können. Unter diesen Umständen ist also das gänzliche Verderben Persiens unvermeidlich.

Es ist zwar gewiß, daß Persien seit der Oberherrschaft Kerim Chans nicht in Kriege verwickelt ist, allein der Regent ist diesem Lande nicht weniger schädlich. Der Unterthan, welcher sich ehemals unaufhörlich gegen auswärtige Feinde rüsten mußte, sinnt itzt auf Mittel, sich von seinem Regenten zu befreyen, der also seines Lebens nie sicher ist.

Der wahrscheinliche Nachfolger Kerim Chans ist ein Sohn von Schachruch Schach, der itzt 18 Jahr alt ist. Kerim Chan hat zwar auch einen Sohn, der schon über 20 Jahre alt ist: man hört aber nicht, daß der Vater sich bemühe, ihn zu seinem Nachfolger zu machen. Es würde auch wohl vergeblich seyn, weil in den letzten Zeiten die Schachs nicht durch das Recht der Geburt zu ihrer Würde gelangt sind. Der Sohn Kerim Chans hat also auf die Oberherrschaft keine wichtigern Ansprüche, als jeder andere Chan; ohne Zweifel wird er im Falle der Noth die Schätze seines Vaters, welche ihm zufallen, zu gebrauchen suchen.

Außer dem Prinzen Schachruch giebt es noch andre Competenten zum persischen Throne, nehmlich die Nachkommen Charlachans. Charlachan, oder Abas Kuli Beg, war viele Jahre hindurch Beherrscher über Tavlischa, und das tavlischanische Gebirge, welches sich von der Mogane südwestlich bis Keskar und Kesmar erstreckt. Er stammte von wahrem schachischen Geblüte ab, und starb vor zwey Jahren: sein nachgelasse-

gelassener Sohn gleiches Namens wird vom Chan zu Gilan erzogen.

Zweyter Abschnitt.

Von der gegenwärtigen Justiz-Verfassung in Persien, von Münzen, Gewicht und Maaß.

Die Gerichtsbarkeit von Persien gründet sich zum Theil auf die Regierungsform. Die alten, von den ehemaligen Schachs gestifteten Gesetze in weltlichen und geistlichen Sachen, die sich bloß auf die im Koran allen Mohammedanern ertheilten Vorschriften gründen, sind schon seit geraumer Zeit aufgehoben. Weder die vorigen Schachs, noch Kerim Chan, oder die übrigen Chane, richten sich nach geschriebenen Gesetzen, sondern bloß nach eigenem Gutdünken und Wohlgefallen, wobey sie sich sehr wohl befinden. Wie in Persien kein Völkerrecht statt hat, so weis man auch nichts vom Rechte der Natur. Seffi und Nadir haben schon zum voraus alle schändliche Thaten ihrer Nachfolger durch eigene fast noch gröfsere gerechtfertigt.

Wer einer Mordthat, eines Diebstahls, oder eines andern wichtigen Verbrechens, schuldig befunden wird, dessen Leben und Güter stehn in der Gewalt desjenigen Chans, unter welchem er steht. Die Anverwandten eines gewaltsam ums Leben gebrachten Menschen bekommen sehr oft von dem obersten Befehlshaber Erlaubniß, sich auf eine ihnen beliebige Art an dem Leben des Thäters, oder sonsten, zu rächen.

Sehr oft bestimmt auch der Chan die Strafe selbst, und die gewöhnlichste besteht in der Bogensehne und dem Beile. Wer gute Geschenke zu bringen im Stande ist, kann auch wohl mit der Peitsche auf die Fußsohlen abkommen. Mit den eingezogenen Gütern eines Uebelthäters, oder andern auferlegten Geldstrafen, die ehemals in die öffentlichen Kassen flossen, bereichern sich itzt die Chans allein: und aus diesem Grunde müssen oft bey Verbrechen von geringer Art unerhörte Geldsummen gezahlt werden. Der Chan von Gilan wollte sich zu einer gewissen Zeit mit der Fischerey ein Vergnügen machen, und befahl zu dem Ende, den Fluß zu verdämmen; der Fischer, der seine Sache nicht gut veranstaltet hatte, mußte für seinen Fehler 50 Tomanen zahlen. Am allerunbarmherzigsten werden diejenigen behandelt, welche man wegen Hochverraths im Verdachte hat, und auch alle die, welche nicht im Stande sind, die auferlegten Geldabgaben auf die gesetzte Stunde zu entrichten, müssen schreckliche Strafen ertragen. Bey den erstern findet keine Untersuchung statt: der als schuldig angegebene wird entweder sogleich seines Lebens, oder doch seiner Augen, Nase, oder Ohren, beraubt. Im letzten Falle wird dem Saumseligen alles abgenommen, und er wird noch überdieß mit harten tyrannischen Leibesstrafen belegt, daß viele dabey ihr Leben einbüßen.

In Schuldsachen wird gegen alle natürliche Billigkeit gehandelt. Wenn derjenige, der die gerechtesten, durch untrügliche Wechselbriefe bestätigten Forderungen hat, sich nicht gefallen lassen will, den Lieblingen der Chane, und den Chanen selbst ansehnliche Geschenke zu machen, so muß er nicht nur viele Jahre warten, sondern bekommt dann etwa den vierten Theil. Die Chans pflegen ihre eignen Schulden gewöhnlich auf

diese

diese Art zu bezahlen. Es ist unglaublich, wie weit der Perser es in der Verstellung treiben kann; wenn er heute etwas gesteht, so kann er es morgen schon mit eben der offenen Miene, und ohne zu erröthen, leugnen.

Die Chans halten es für eine wahre Belustigung arme Menschen grausam zu quälen: Man weis, daß Leute zu Tode bloß deswegen gepeitscht sind, weil sie das Unglück hatten, dem Chane nicht zu gefallen. Bey an sich unschuldigen Spielen befiehlt der Chan oft, einem oder dem andern so zuzusetzen, daß er auf dem Platze bleibt.

Die Perser haben Gold- Silber- und Kupfermünzen. Unter die ersten gehören:

Muhr Aschreffin, oder 3 doppelte Ducaten, wovon ehemals das Stück sechs Hazardenaers, die von den Rußen zu hundert berechnet werden, oder sechs rußische Rubels, kostete: jetzt gelten sie 10 Rubel und 11 Kopecken.

Aschreffin, oder ein alter Ducaten Schach Nadirs, ein neuer Ducaten, dito von Mesched, das Stück ehemals 180 Kopecken; jetzt aber auch zwey Rubel, und 2 Rubel 50 Kop.

Schach Sultan Hußein, Schach Suliman, Schach Seffin } jedes Stück ehemals 210, nun aber 314 Kopecken.

Silbermünzen:

Ein Toman, eine eingebildete Münze, besteht aus 10 Hazardenaers, oder rußischen Rubels.

Ein Sißiddenaer, oder Schich Schachie, war ehemals so viel, als 30 Kopecken, und beträgt itzt 37 und eine halbe Kop.

Ein Abas war ehedem 20, und nun 25 Kopecken.

Ein Siddenaer betrug vormals 10 Kopecken, nun aber 12 und einen halben.

Ein Schachie kostete 5, und itzt 6 und einen halben Kop.

Ein Bistie ist 2 Kopecken: diese sind sowohl von Silber, als Kupfer: eine Käzbekie ist ein halber Kopeck, und 5 Denaer machen einen Käzbekie aus.

Der völlig genaue Werth der persischen Münzen läßt sich nicht bestimmen. Ein jeder Chan münzt sein eigenes Geld, und giebt ihm einen willkührlichen Werth: z. B. der Ducaten, welcher in Gilan zwey und einen halben Rubel gilt, wird in Masanderan nur für 2 Rubel, oder 180 Kopecken angenommen; der masanderanische gilt in Gilan nicht; zu Tevris hat man bey beyden Verlust, und mit einem Worte, sobald man von einer Chanschaft in die andere kommt, sobald verliert man am Gelde. Der Chan in Gilan erfuhr einmal, daß in Resht Kaufleute mit einer ansehnlichen Summe Geldes in Golde angekommen wären um Seide zu kaufen: sogleich wurde der Ducaten 25 Kopecken herunter gesetzt, und die Kaufleute mußten ihn davor hingeben: nach ihrer Abreise erhielt er aber gleich seinen vorigen Werth wieder.

In Schamachie, Derbent und Baku wird man mit dem Gelde sehr hintergangen; denn alle Münzen sind verfälscht. Ein neuer Abas hat daselbst am innern Werthe kaum 8 Kopecken, und ein halber Rubel kaum 22. Das persische Silbergeld ist sehr klein, aber dick gemünzt, und hat in der Mitte reines Kupfer. Man sah in Schamachie, während meiner Anwesenheit, den Schaden, welcher der Handlung dadurch erwuchs, ein, und setzte das Geld auf die Hälfte des bisherigen Werths herunter: ich selbst verlor dabey 75 Rubel.

Das

Das persische Gewicht in Gilan besteht aus zweyerley Batmans: nach einem wird Seide, Indigo und Cochenille verkauft, und nach dem andern alle übrige Waaren. Der erstere Batman hat 13 und ein halb Pfund Rußisch, der andere 15 Pfund und 36 Solotnik Ruß. Ein persisches Pfund, welches Pansha heißt, hat 100 Schach-Solotnik. 100 persische Solotnik machen 180 rußische.

Die Perser haben zweyerley Ellen; die Schachselle hält 30 pariser Zoll 8 Linien. Die andre ist einer rußischen Arschine gleich, und heißt Makasarelle.

Dritter Abschnitt.

Von der Gemüthsart und den Temperamenten der heutigen Perser. Von ihren körperlichen Eigenschaften, Gesundheit und Krankheitsumständen, wie auch von der Kenntniß, welche sie in Wissenschaften besitzen, und von ihrer Kleidung.

Unter diejenigen Perser, mit welchen ich mich beschäftige, rechne ich die von Kißlar bis an die moganische Steppe und in der Gegend wohnenden nicht, ohngeachtet ihre Fürsten aus persischem Geblüte abstammen. Die Nachbarschaft und Verkehr mit den gorskischen Tataren haben sie schon wirklich zu Tataren gemacht. Ich rede von den Persern als Persern: und da sich in Gilan und Masendran von allen Provinzen dieses Reichs Einwohner aufhalten, so bin ich im Stande, die Perser aus einem allgemeinen Ge-

sichts-

sichtspunkte zu schildern; für die Wahrheit meiner Nachrichten bin ich Bürge.

Die untrüglichste Weise, durch welche wir die Gemüthsart der Menschen erforschen können, ist zuverläßig diese, wenn wir auf die Handlungen derselben ein genaues Augenmerk richten, und zugleich nicht vergessen, auch auf uns selbst und auf die Gedanken, die bey der Betrachtung anderer in uns vorgehen, Achtung zu geben.

Es ist der persischen Nation eigen, gegen jedermann höflich und mit Versicherungen ihrer Freundschaft verschwenderisch zu seyn. Sie sind zwar gastfrey, nehmen aber dabey eine so stolze Miene an, daß man bald überzeugt ist, ihr Betragen sey erkünstelt, und mit eigenem Interesse verbunden. Die gewöhnliche Höflichkeit der Perser besteht in einer Auswahl schmeichelhafter Worte, mit welchen sie die Herzen anderer an sich zu ziehen suchen, und in übertriebenen Lobeserhebungen, womit sie andre überhäufen; ihr Körper bequemt sich zu solchen Gebärden, und ihr Gesicht legt sich in solche Falten, daß das ganze äusserliche Ansehen mit dem reizenden Klange ihrer Worte verbunden, eine vollkommene Harmonie bekommen soll: bey gewissen Gelegenheiten sind sie sehr freygebig, man findet aber allemal, daß sie es entweder zum Schaden anderer, oder ihrem eigenen Vortheile waren. Ihre Schmeicheleyen gegen Gäste sind von folgender Art: sie suchen z. B. den Gast zu überzeugen, daß sein Platz bisher leer gewesen: ohne ihn habe eine dicke Finsterniß geherrscht, aber nun sey eine helle Lampe angezündet; sie nennen ihn wohl hundertmal willkommen, preisen des Gasts vortrefliche Eigenschaften, ohne ihn zu kennen. Alles dieses aber wiederholen sie so oft, daß es unerträglich wird. Sie

belegen

belegen ihn wohl mit dem Titel eines auserlesenen Menschen, und verherrlichen ihn als den Schmuck, den Glanz und die Zierde seines Geschlechts. Indem sie ihm ihre Freundschaft anbieten, bietet ein Hauswirth Haus und Hof, und ein Regent seine Provinz an, mit dem Beysatze, sie sey nun nicht mehr sein, sondern der Gast könne so damit schalten und walten, als wenn alles schon lange sein ererbtes Eigenthum gewesen wäre. Mit Besuchen sind sie sehr freygebig, und rauben dadurch Fremden viele Zeit. Ihre Gastfreyheit erstreckt sich so weit, daß ein jeder Fremder, er sey wer er wolle, weder für Quartier, noch für Essen oder Trinken zu sorgen hat. Da es in Persien keine Herbergen giebt, so müssen Karawanseraien den Reisenden dienen, um auszuruhen, oder zu übernachten. Gemeine Leute finden in den Städten und Dörfern Brod, Milch, Käse und Reisgrütze: Vornehmere, wenn sie mit einem Certificat desjenigen Regenten, in dessen Landschaften sie reisen, versehen sind, werden nach ihrem Stande bewirthet. Ihre Freygebigkeit zeigt sich in prächtigen Gastmahlen, die mit Vorsatz angestellt werden, und in mäßigen Geschenken, die gemeiniglich in einem Pferde und Kleidern, nach persischer Mode gemacht, bestehen. Ernst ist es nie. Wenn man ihre Komplimente nicht noch übertriebener beantwortet, so zeigen sie deutliche Merkmale einer höhnischen Verachtung, und beweisen dadurch deutlich, daß sie nur gelobt haben, um noch mehr gelobt zu werden. Wenn sie einem Haus und Hof anbieten, und man ist genöthigt, sie nur einer Kleinigkeit wegen um Beystand zu bitten, so versprechen sie zwar noch immer, aber sie haben nicht im Sinne, das geringste zu halten, welches man beym Ausgange der Sache zu seinem Schaden erfährt, wenn man

ihrem Versprechen geglaubt hat. Wenn sie sich auch wirklich auf das äußerste angreifen, die Gesetze der Höflichkeit zu beobachten, so geschieht es nicht aus einem wahren Freundschaftstriebe, sondern sie wollen dadurch entweder ihren Namen erheben, oder sie verlangen von demjenigen, gegen den sie sich höflich bezeigen, daß er auf seiner Seite alles reichlich erwiedere.

Hieraus läßt sich mit Zuverläßigkeit schließen, daß die Höflichkeit der Perser eine Wirkung von ihrer Ehrbegierde und Eigennutze sey.

Da die Ehrbegierde, wenn sie nur im Aeußerlichen besteht, und auf keine innerliche Genugthuung gebauet wird, ein gebahnter Weg zum Stolz und Hochmuth ist, so läßt sich leicht glauben, daß sie auch bey dem Perser diese Wirkung habe. Der Perser verachtet alle Menschen von einer andern Nation, und glaubt sich allein weise. Redet man von dem Verfalle des iranskischen Reichs mit einem Perser, so gesteht er zwar denselben ein, schreibt aber die Schuld dem unvermeidlichen Schicksale zu, brüstet sich aber dem ohngeachtet, und bedient sich beym Lobe seiner selbst der hochtrabensten Worte. Da es ihm an wahren Gegenständen fehlt, die den Ruhm verdienen, so sind es nur elende, dem äußerlichen Ansehn nach rühmliche Dinge, welche den Zunder zu seinem Stolze abgeben. Ein Perser glaubt sich groß, wenn ihn sein Geld und Anhang in den Stand setzt, Herr über seinen Nebenmenschen zu werden: er ist stolz und rühmt seine Einsichten, durch welche er andre hintergangen hat, selbst. Reichthum macht den Perser sehr stolz: ein Armer trachtet nur nach prächtigen Kleidern, und dünkt sich dann eben so viel. Ein Perser ist stolz, wenn er einen andern, er sey Perser, oder nicht, auf eine solche Weise beleidigt hat, daß er dadurch

durch seiner stolzen Leidenschaft etwas zu gut thun kann; so wie er im Gegentheil äußerst erbittert und rasend wird, wenn er unabänderliche Hindernisse findet.

Da der Stolz die Verachtung des Nebenmenschen zu seinem wahren Augenmerke hat, so sinnt ein stolzer Mensch auf nichts mehr, als auf Gelegenheiten, andern zu schaden. Durch nichts kann man diese Absicht besser erreichen, als wenn man betriegt, und nichts macht den Betrug unkenntlicher, als die Verstellung des Herzens. Derjenige ist unter den Persianern weise, welcher die Kunst zu hintergehen gut versteht. Ein Perser ist bis zur Niederträchtigkeit höflich, wenn er des Beystands eines andern benöthigt ist; so bald er aber das Nöthige erlangt hat, weis er von seinen Freundschaftsversicherungen nichts mehr, wenn er sie auch gleich beym Namen seines Alli zugeschworen hat: er vergißt auch alle Dienste, die ihm geleistet worden sind: eben derjenige, den er vorzüglich lieben sollte, wird ein Gegenstand seines Hasses. Wenn sich ein Perser am allerfreundschaftlichsten und vertrautesten stellt, so hat man von ihm alles zu befürchten; er geht da mit einer Boßheit schwanger, die er unter dem heuchlerischen Deckmantel der Freundschaft verbirgt.

Die Unbeständigkeit ist den Persern eben so eigen, und entspringt wohl aus der Verstellung. Ein Heuchler ist nicht im Stande sich selbst zu trauen, und aus eben dem Grunde muß er auch in allen Sachen unbeständig seyn. Er nimmt sich heute vor, dieses oder jenes auszuführen, thut es aber auch nicht, übt also gegen sich selbst sogar Falschheit aus.

Der Zorn und die Grausamkeit der Persianer ist eine Wirkung ihres Stolzes. Da sie mit der unbeschreiblichsten Begierde nach Macht, Ansehen und Gelde trachten, so geräth ihr Gemüth in die äußerste

Erbitterung, wenn ihnen Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist kaum glaublich, wie weit sich der Perser von Menschlichkeit entfernen kann; aber man sehe ihn im Zorne. Der Zorn und die Grausamkeit herrscht bey allen durchgängig, von dem größten bis zum kleinsten, und dieses Laster zeigt sich unausbleiblich, wo nur Gelegenheit vorhanden ist.

Wenn zwey Perser einer wahren Kleinigkeit wegen in Streit gerathen, so fahren sie wie ergrimmte Wölfe auf einander zu, schreyen, als wenn die Welt untergienge, und prügeln sich, so lange sie nur noch einige Kräfte fühlen. Ein Mächtiger streitet gegen einen Mächtigen aus keiner andern Ursache, als weil er glaubt mächtiger zu seyn: wenn er siegt, so erfolgen Gelderpreßungen, Plündern, Blutvergießen, Nasen- und Ohrenabschneiden, Augenausstechen und grausame Todesurtheile. Was der Sieger nicht selbst zu vollziehen befiehlt, thun die Soldaten für sich, und kein abscheulicher Anblick erregt bey diesen barbarischen Leuten ein Mitleiden. Zorn und Grausamkeit sind die verabscheuungswürdigen Mittel, wodurch die Gewaltigen ihre Unterthanen, und die Vornehmen ihre Bedienten im Zaume halten. Um die Unterthanen außer Stand zu setzen, sich zu empören, benehmen ihnen die Regenten von ihrer Habseligkeit so viel, daß sie von dem Reste nur noch kaum zu leben im Stande sind. Prügel auf die Fußsolen sind die erste Strafe für einen Ungehorsamen: größere Fehler werden unvermeidlich mit dem Tode bestraft. Dem Beyspiele der Regenten folgen die Vornehmen, und erhalten sich dadurch in Furcht. Es ist beynahe nicht zu läugnen, daß die durchgängig verdorbenen Sitten Persiens eine solche Strenge erfordern. Nur wenige Freyheit veranlaßt

den

den Elendesten zu Boßheiten. Auch unter Blutsfreunden äußern sich diese schändlichen Laster.

Die Regenten sind meistens Handelsleute, und also auch Betrüger: wer den andern am hinterlistigsten hintergeht, ist der verständigste Handelsmann. Wer Geld aufborgt, denkt selten daran, es wieder zu bezahlen. Auswärtige Kaufleute sind froh, wenn sie nach Jahren für abgesetzte Waaren zu ihren Foderungen gelangen. Ist der Regent einer Summe Geldes benöthigt, so erhöht er den Werth seiner Münze, und setzt sie, sobald er sie bey einander hat, wieder herunter.

Die Perser sind von hitziger Complexion, und ihr vornehmstes Temperament ist unstreitig das cholerische. Ihr Ehrgeiz, ohngeachtet er einen falschen Gegenstand hat, weil er sich nicht vom Stolze unterscheidet, ist Beweis dieses Satzes. Ein Cholerischer macht immer dem andern den Vorzug streitig, zeigt sich muthig mit dem Schwerdte in der Hand an der Spitze einer Armee, vertheidigt sein Lehrgebäude gegen die Einwürfe seiner Gegner beherzt, führt aber auch eine Bande kühner Mörder und Straßenräuber an. Die Temperamente und die Verschiedenheit derselben gründen sich nach meiner Meynung auf bloße körperliche Ursachen, auf eine besondere Mischung der in den Säften enthaltenen Bestandtheile; und auf das Verhältniß derselben zu den festen Theilen der menschlichen Maschine. Aber die körperlichen Ursachen wirken so sehr auf den unkörperlichen Theil des Menschen, daß es beynahe scheint, er richte sich nach denselben. Die Säfte des phlegmatischen haben einen Ueberfluß am Wasser, und seine festen Theile sind schlaff, denn sie bekommen eine wässerigte Nahrung. In demjenigen Theile des Menschen, wo die Seele ihre größte Kraft ausübt, da wo sie denkt, werden die nach derselben

Stelle getriebene wässerigte und erschlaffte feste Theile auf das unkörperliche Wesen keinen andern, als schwachen Eindruck machen können.

Die Säfte des Cholerischen haben wenig Wasser, wenig grobe Erde, mehr von dem brennbaren Wesen, und ziemlich viel Eisen. Seine festen Theile sind stark, denn sie haben eine beständige Nahrung: die elektrische Materie arbeitet beym Denken, das unkörperliche beständig geschäftige Wesen wallt heftiger, und ein Cholerikus rennt über Berge und Thäler, rüstet sich, flieht, oder macht sich zum Widerstande gefaßt. Diese Begriffe habe ich vorausgesetzt, um zu zeigen, daß ein Cholerikus aus körperlichen Ursachen Cholerikus ist. Das Grundwesen eines Cholerikus besteht in einer hitzigen Complexion. Nach derselben wird er alle Sachen, die er zu unternehmen hat, mit einem gewissen nach den Umständen mehr oder weniger gemäßigten Feuer angreifen. Er wird aber nicht bloß angreifen, sondern auch von seinem Unternehmen nicht eher abstehen, bis er von der Unmöglichkeit es auszuführen überzeugt ist. Man kann sein Feuer in löblichen und tadelhaften Dingen an den Tag legen.

Alle Reiche der Welt, selbst die Mächtigsten, und diejenigen, die andern Trotz boten, sind von undenklichen Zeiten her den wundersamsten Veränderungen unterworfen gewesen. Endlich mußte sich die republikanische Verfaßung des römischen Reichs dem Scepter Cäsars unterwerfen. Epaminondas sah den bevorstehenden Untergang seiner Thebaner; allein so weise und tugendhaft er auch immer war, so konnte er denselben dennoch nicht verhindern. Kaum war Alexander Macedo von Griechenland Herr, so drang er schon über Natolien in Persien ein, und das Heer des Darius konnte es nicht hindern, daß er sich über das Reich

zum

zum Herrn aufwarf. Wenn man alle berühmte Veränderungen der Reiche mit einem aufmerksamen Auge betrachtet, so findet man, daß eine geraume Zeit vorher die Herzen der Menschen verdorben gewesen sind. Bald der Mangel der Vorsichtigkeit, bald Hochmuth und Schwelgerey, bald das Uebergewicht mit Vorurtheilen angefüllter Personen, bald andere Ursachen, machten jedesmal einen gebahnten Weg zu dem Gewitter, welches sich nach und nach in finstern Wolken über die Provinzen zusammen zog, und alsdenn mit verstärkten Kräften wüthete, wenn es zum Ausbruche gekommen war. Nicht ein Fehler, sondern eine Kette an einander hängender und aus einander entspringender Thorheiten war es, die in alten und neuern Zeiten das gegenwärtige in Persien herrschende Elend erregt hat, welche itzt den iranskischen Thron in die Hände eines Helden, ein anderesmal in die Hände eines räuberischen Eroberers überlieferte, welcher endlich den Scepter des Reichs gänzlich entwandte. Das Herz der Perser war verdorben, und war es schon in einem großen Grade, als der unglückliche Hußein Schach Mir Machmud, dem Afganer, den königlichen Federbusch an seinem Turban befestigen mußte. Dazumahl fehlte es ihnen hauptsächlich an nöthiger Klugheit, und dem Hofe an getreuen Ministern. Die Perser waren unter der Regierung des Schachs Thomas verdorben, und nun erschien Nadir. Seine Verheerungen und die folgenden Unglücksfälle betäubten alle Perser so sehr, daß man noch itzt die deutlichsten Spuren davon merkt.

Mit dem cholerischen Temperament der Perser ist zugleich viel sanguinisches verbunden. Von dem Selbstmorde hat man nur wenige Beyspiele, und man kann beweisen, daß die That allemal in einer choleri-

schen Raserey vollzogen ist. Das sanguinische Temperament ist so, wie das cholerische, allgemein; der Reiche ist lustig bey seinen Reichthümern, und der Arme bey seiner Armuth; aber nicht wahre Zufriedenheit, sondern körperliche Eigenschaften machen ihn aufgeräumt. Man sieht oft, daß diejenigen, welche sich eben auf das fürchterlichste mit einander herumzankten, bald darauf ausgelassen aufgeräumt sind. Aus dieser Veränderlichkeit läßt sich eine Harmonie mit der schon angeführten Unbeständigkeit der Perser bemerken. Veränderlich, höflich und unbeständig seyn, ist einem sanguinischen Temperamente eigen. Ein Sanguineus verspricht gern viel, aber er hält wenig. Warum kann man so leicht die Freundschaft eines Franzosen erhalten? und warum hält es so schwer das Herz eines Britten zu gewinnen? — Weil den Persern der Gebrauch eines wahren Vergnügens unbekannt ist, so sind es nur elende Gegenstände, mit denen sie sich belustigen: sie singen viel, und belästigen andere dadurch oft sehr. Das Singen eines Persers ist nicht harmonisch, immer gleichlautend, und daher für ein nur wenig geübtes musikalisches Ohr unausstehlich. Sie balgen sich mit einander scherzhaft herum, und versuchen dadurch ihre Stärke. Sie balgen sich mit einander scherzhaft herum, und versuchen dadurch ihre Stärke. Diejenigen, welche am Weine und andern hitzigen Getränken Geschmack finden, hören nicht eher auf, sich derselben zu bedienen, bis sie trunken dahin taumeln. Da ihre Zechereyen nur des Nachts angestellt werden, so dauert ihr Lärmen bis zum Anbruche des Tages, der sie nöthigt auszuschlafen, damit nicht jedermann ihre Schwelgerey erfährt. In nichts zeigt sich das sanguinische Temperament der Perser deutlicher, als in der Begierde zu den fleischlichen Lüsten. Ein Perser glaubt deswegen

haupt=

hauptsächlich zu leben, um allen seinen Begierden freyen Lauf lassen zu dürfen. In der Befriedigung derselben sucht er sein größtes Vergnügen: ja weil er glaubt, daß der Genuß derselben von dem Bewustseyn der Menschlichkeit in diesem Leben ohnmöglich getrennt werden könne, so giebt er vor, daß sein Prophet Mohammed aus diesem Grunde von Gott befehligt worden sey, die Lehre Jesu zu ändern, und aus derselben eine solche fest zu setzen, die der menschlichen Natur angemessener wäre, nachdem der Messias schon zuvor das mosaische Gesetz, welches gar zu strenge Vorschriften enthielte, aufgehoben habe. Da also die Religion den Perser nicht abhält uneingeschränkt zu leben, so läßt er sich allen Willen. Ein bemittelter Perser hält sich eine große Anzahl Concubinen. Das wahre reizende einer ehelichen Verbindung ist einem Perser unbekannt: seine Triebe sind bloß thierisch, und diese toben so lange, bis alle Kräfte erschöpft sind: dann werden treibende Mittel gebraucht, um die Kräfte wieder herzustellen; wie denn ihre meisten Arzneyen von dieser Art sind. Das weibliche Geschlecht ist für die ausgelassenen Triebe der Perser nicht hinlänglich: sie vermischen sich auch mit dem Viehe, und die Knabenschänderey ist überall im Schwange. Die Lesgier haben davon großen Nutzen, denn sie verkaufen die geraubten Georgianer, und bekommen für einen jungen und schönen oft 1000 Rubel.

Der Perser bedient sich also seines sanguinischen Temperaments eben so schlecht, als des cholerischen, und eben dieser Umstand hat die Nation in einen so kläglichen Zustand versetzt, der wahrscheinlich den völligen Untergang derselben bald bewirken wird.

Die Perser sind von großer Statur und corpulent. Ihre Farbe ist weißbräunlich, jedoch die Schiraßer, die Einwohner zu Kandahar, und alle, die

nahe an den Gränzen von Indien wohnen, sehen schwärzlich aus. Sie haben schwarzes Haar, eine hohe hervorragende Stirne, schwarze Augenbraunen, schwarze und blaue Augen, eine Habichtsnase, volle Backen und ein großes Kinn. Ihr Angesicht ist länglicht, und hat viel reizendes: der Hals ist lang. Ihre Ohren sitzen nicht, wie bey uns, am Kopfe fest, sondern hängen etwas herunter, woran ihre schweren Mützen, die sie zu tragen pflegen, und die sie nie abnehmen, schuld sind. Ihre Füße sind selten ganz gerade, woran ihre Art zu sitzen schuld ist.

Die wahren Persianerinnen, die in dem innersten des Reichs wohnen, sind von der Sonnenhitze sehr ausgebrannt und garstig; es ist auch nichts feines, nichts regelmäßiges in ihren Zügen. Da aber die Perser sehr viele Weiber aus Tscherkaßien und Georgien genommen haben, so ist das schöne Geschlecht dadurch sehr verschönert worden. Ein vollkommen schönes Frauenzimmer muß nach dem persischen Geschmacke folgende Eigenschaften besitzen: es muß eine mittelmäßige Länge und eine mit derselben proportionirliche Dicke, schwarzes und langes Haar, eine kleine Stirne, schwarze Augen und Augenbraunen, lange Augenlieder, ein weißröthlichtes Gesicht, eine kleine Nase, einen kleinen Mund, ein kleines Kinn, kleine weiße Zähne, einen langen Hals, kleine Brüste, kleine Hände und Füße, einen dünnen Unterleib, und eine zarte Haut auf dem ganzen Leibe haben.

Die Perser sind stark von Natur, und sind im Stande die größten Strapazen auszustehen, ohne ermüdet zu werden. Ihre Gesundheit ist dauerhaft, und sie erreichen ein hohes Alter. Es ist fast unglaublich, daß bey ihrem beständig unruhigen Leben, bey ihrer Unmäßigkeit in Absicht auf das schöne Geschlecht,

und

und bey andern der Natur so nachtheiligen Dingen ihre Gesundheit noch von der Dauer ist. Krank werden sie freylich oft; die Einwohner von Gilan und Masanderan sind wegen des platten Landstriches, den sie bewohnen, vielen Fiebern, Schwindel, schwachem Gehör und Geschwulsten des Leibes ausgesetzt, haben auch alle eine blasse gelbe Farbe. Augenkrankheiten, Hämorrhoiden und Fieber, sind die gewöhnlichsten Krankheiten der Perser.

Der kriegerische Muth herrscht in allen persianischen Seelen; ich glaube, der Persianer bringt ihn mit zur Welt. Aber eben derselbe ist es auch, der alle Liebe zu den Wissenschaften unterdrückt. In Persien weis man nicht einmal, was Wissenschaften, wenigstens nicht was reelle Wissenschaften sind. Sie gestehen es auch selbsten, daß sie nichts wissen, und räumen hierinnen den Ausländern allen Vorzug ein. Sie wollen aber auch nichts davon wissen, weil sie sich nicht einbilden können, daß sie Nutzen davon haben würden. Dem ohngeachtet giebt es Gelehrte unter ihnen, und diese sind ihre Geistlichen, deren einziges Augenmerk die Astrologie ist. Wenn eine Sache von Wichtigkeit unternommen werden soll, sie sey von welcher Art sie wolle, so müssen die Geistlichen, welche im größten Ansehen stehn, den Tag zur Ausführung nach den Regeln der Constellation bestimmen. Wenn ein Kind gebohren wird, so müssen ihm diese das Prognosticon ausfertigen, auch haben sie die Pflicht auf sich, Träume auszulegen. Will der Vater seinem Kinde nicht selbst einen Namen geben, so ertheilt ihm der Priester einen nach dem Planeten, unter welchem es geboren ist. Alle gute und böse Dinge, alle wichtige Veränderungen, Glück, oder Unglück, Ehen u. d. gl. bestimmen, entwickeln und verbessern die Geist-

lichen nach den Sternen. Dieß ist die Gelehrsamkeit der Perser. In Gesellschaften und Zusammenkünften werden die Bücher dieser Gelehrten zuweilen gelesen. Unter diesen Männern sind Sirich Chodsia Hafes und Sirich Säadi Sirasi die berühmtesten: der erste ist schon vor 431, und der andere vor 600 Jahren, gestorben.

Die Perser lassen sich den ganzen Kopf bescheeren, und nur junge Personen auf beyden Seiten desselben an den Schläfen eine Locke herabhangen, die zum Zierrath dienen soll: man findet es aber nicht durchgängig. Sie tragen hohe Mützen von Tuch, wozu sie das Carmoisinrothe besonders lieben, und verbrämen sie mit schwarzen Schafsfelle. Diese Mützen halten den Kopf ungemein warm, und sind deswegen im Sommer äußerst beschwerlich. Vornehmere tragen eine Binde von kirmanischer Ziegenwolle, welche sie sich Turbanmäßig um den Kopf wickeln. Diese Binden kosten sehr viel; oft 200 Rubel. Den Bart halten die Perser heilig, und warten ihn mit größter Sorgfalt. Weil er schwarz seyn muß, so färben ihn diejenigen, welche keinen schwarzen haben, oder denen er grau wird. Zuerst machen sie ihn roth, und nehmen dazu pulverisirten Kna, thun Wasser dazu, und machen eine Salbe davon, mit der sie den Bart schmieren. Nach einer halben Stunde wird die Salbe ausgekämmt, und der Bart ist roth. Einige tragen ihn so; die ihn aber schwarz verlangen, nehmen Pulver vom Kraut Stenk, oder Anil, (*Indigotera tinctoria* leguminibus *arcuatis incanis*, *racemis folio brevioribus*, Linn. Sp. pl. 2. p. 1061. n. 1. *Anil.* 5. *nil. inodorum color.* Bautz. hist. 2. p. 945.) machen eine Salbe davon, und schwärzen den Bart damit.

damit. Das Färben des Barts geschieht gewöhnlich in den Badstuben.

Die Perser tragen gemeiniglich drey, oder vier leichte Kleider, die ihnen entweder bis an, oder etwas unter die Kniee gehen. Vornehme tragen seidene, mit Baumwolle durchstopfte Unterkleider, und das Oberkleid von Goldstoff mit Zobel behängt; die übrigen Leute tragen ihre Kleider von Seide, oder Cattun, und Oberröcke von Tuch. Die Röcke sind einfach und ganz vernünftig gemacht; sie haben ihre gehörige Länge, und werden an der Hüfte mit einem Haken befestigt: um die Lenden schnallen sie ein seidenes Band, damit sie passen, und über denselben tragen sie einen Gürtel von Seide und Cattun, oder von kirwanischer Ziegenwolle. Die Ermel des Oberrocks gehen bis auf die Finger: die Knöpfe an demselben sind sehr klein, dagegen aber sind ihrer sehr viele. Die Hosen sind weit, wie eines Matrosen, und wegen der Hitze bequem. Vornehme tragen Cramoisinlackne Strümpfe, andere bedienen sich nur der Socken von geblühmter Wolle, die nur über die Knöchel reichen. Sie tragen Pantoffeln mit hohen Absätzen, und ziehen sie aus, wenn sie in ein Zimmer gehen. Ihre Hembden sind von Cattun, oder Halbseide, denn das Gesetz verbietet, in einem ganz seidenen zu beten. Unter dem Gürtel tragen sie ein langes spitziges Messer in einer Scheide. Der Hals ist bloß. Sie lieben besonders große Mäntel, und wählen sich dazu das dickste rothe Tuch.

Die Damen umwickeln den Kopf mit großen seidenen Tüchern von verschiedenen Farben: das Tuch wird in Gestalt eines Dreyecks zusammen gelegt, so daß hinten und auf beyden Seiten die Zipfel hängen, die zusammen gebunden werden. Ihre Hembden sind

von der Männer ihren darinnen unterschieden, daß sie erstlich unter dem Halse, und nicht auf der Schulter, zugemacht werden; zweytens, daß die Oeffnungen viel größer, als jener ihre, sind, denn sie gehen vom Halse bis unter den Nabel, werden auch rundherum mit einem schwarzen seidenen Bande, und silbernen Schnüren verbrämt; das Band ist mit Silberblech, oder Messing, belegt.

Ihre Röcke sind viel kürzer, als der Männer ihre, und sind nach dem Vermögen der Frauen unterschieden. Sie sind enger, wie der Männer ihre, und unter den Ermeln aufgeschlitzt: auch ihre Hosen sind enger. Anstatt der Strümpfe bewickeln sie die Füße bis an die Kniee mit weißen baumwollenen Tüchern, eines über das andre, und legen auch noch wohl Baumwolle dazwischen, damit sie recht dick werden. Beym Ausgehen umhüllen sie sich mit grossen Cattun-Schleyern, welche vom Kopfe bis an die Erde herabhangen, und die denen, noch an verschiedenen Orten Deutschlands gewöhnlichen Trauertüchern, vollkommen ähnlich sind. Das Haar hängt ohne Ordnung in natürlichen Locken: an den Armen tragen sie Armbänder, auf dem Kopfe Juwelen und in den Ohren große Ringe. Viele tragen auch silberne, oder andre metallene Ringe in der Nase.

Vierter Abschnitt.

Von dem Essen und Trinken der Perser; der Grobheit des Pöbels, ihrer Reinlichkeit; von der Beschneidung, den Hochzeiten und Begräbnissen.

Die Perser essen täglich zwey oder dreymal. Das erstere ist am gewöhnlichsten, wenigstens bey Vornehmen, und geschieht Mittags nach 12 Uhr, des Abends aber wenn es dunkel wird. Die Abendmahlzeit ist die hauptsächlichste, und dauert am längsten. Wenn die Zeit zum Speisen da ist, so gehen die Bedienten vorher bey allen herum, die speisen wollen, und reichen ihnen Wasser, um sich zu waschen. Gewöhnlich wird auch zugleich Rosenwasser herumgegeben. Nach dem Waschen werden große Präsentirteller in den Speisesaal gebracht, und jedem vorgesetzt. Von den Vornehmsten bekömmt jeder ein eigenes, die übrigen haben zu zwey und drey eines mit einander. Man sieht genau darauf, daß im Range keine Irrung vorgehe, und die Angesehensten ihre Teller zuerst bekommen, so wie sie ihnen auch nach vollendeter Mahlzeit zuletzt genommen werden. Die Speisen trägt man zu gleicher Zeit auf, und füllt damit die erwähnten Teller an. Wenn ihr Umfang nicht hinlänglich ist, allen Schüsseln Raum zu geben, so pflegt man die übriggebliebenen mit Hinwegsetzung anderer nach und nach zum Vorschein kommen zu lassen. Das Hauptgericht der Perser besteht in dickgekochten Reis, dessen Körner ganz bleiben, und unter

ter sich nicht zusammen hängen. Ist solcher mit Butter zubereitet, so hat er den Namen Plof, ist er ohne diese gekocht, wird er Schlof genannt. Man bringt diese asiatische Speise, welche sowohl bey den Vornehmsten, als den Geringsten, zur Erhaltung des menschlichen Lebens für unentbehrlich, als der nahrhafteste Leckerbissen, und als ungemein gesund angesehen wird, entweder für sich allein auf die Tafel, oder man füllt ihn mit gebratenem und gekochtem Schaffleisch, Hühnern, Gänsen und Enten, mit großen und kleinen Rosinen, auch andern sowohl frischen, als getrockneten Früchten aus. Man würzt ihn auf verschiedene Art. Er wird, um ihm eine angenehme Farbe zu geben, mit Safran bestreut. Im Sommer wird Schlof dem Plof vorgezogen, denn man hält zu dieser Jahreszeit alle Fettigkeiten, nicht ohne Grund, für schädlich. Im Sommer enthalten sich auch die meisten Perser des Fleisches. Es ist zu verwundern, welche erstaunliche Menge sie davon zu sich nehmen können: ganze Hände voll kneten sie zusammen, und schlucken die Masse hinunter, ohne sie zu kauen. Das Fleisch kochen sie so mürbe, daß sie es mit den Fingern zertheilen können, und sie rollen es mit ihrem Plof in ganzen Stücken so hinunter, als wenn ihnen unbekannt wäre, warum die Natur dem Menschen die Zähne gegeben. Es ist den Gesetzen der persischen Religion zuwider, sich beym Essen der Messer, oder Gabeln zu bedienen, und deswegen werden auch alle Speisen zubereitet, daß man dieselben entbehren kann. Löffel dürften sie gebrauchen, aber sie greifen lieber mit der Hand in die Plofschüssel, und beschmieren sich dadurch den Bart und das Gesicht. Wer diese Art zu essen noch nicht gesehen hat, kann sich des Ekels nicht erwehren.

Außer dem gekochten Reis, mit, oder ohne Fleisch, sieht man auf den persischen Tafeln auch allerley Zugemüße von Gartengewächsen, Wurzeln und Früchten, Reiskuchen, Eyer verschieden zugerichtet, und Confituren, die sie ungemein lieben. Schalen mit künstlichen süßen und säuerlichen gebrannten Wassern, die sie allein vermittelst hölzerner dünne verarbeiteter Löffel zu sich nehmen, sind im gleichen Ueberfluß vorhanden. Die Schüsseln, in welchen die Speisen aufgetragen werden, sind meistens von Porzellain. Die Stelle des Tischtuchs ersetzt das morgenländische dünngebackene Brod oder Tschurneck, welches in langen und breiten Fladen über die Präsentirteller ausgebreitet ist, so daß man sich seiner ohne viele Umstände bedienen kann: wer trinken will, sieht immer Bediente mit Wasserkrügen vor sich stehen.

Die Perser sprechen wenig, oder gar nichts, über Tische: sie essen sehr geschwind, und die Mahlzeit dauert längstens eine halbe Stunde. Nach derselben wird abermal Wasser zum Abwaschen, und dann Caffee, Thee und der Kallian gereicht. Bey der Abendmalzeit erscheinen Musicanten und Sänger; da opfert man auch dem Bacchus mit vollen Pokalen so lange, bis man nicht mehr opfern kann.

Die Grobheit des Pöbels gegen die Europäer ist ziemlich groß. Man kann nicht läugnen, daß das Ungewöhnliche vieles zu derselben beyträgt; aber der Haß kommt auch mit dazu. Die Ausländer müssen sichs gefallen lassen, auf den Straßen von einer Menge Volks so umgeben zu werden, daß sie oft nicht wissen, wo sie aus, oder ein sollen; sie müssen sich über ein höhnisches Lachen, über Schimpf- und Schmachreden hinwegsetzen, sondern nur zufrieden seyn, wenn ihnen durch die von allen Seiten her fliegende Steine

kein sonderlicher Schade zugefügt wird. Ein Fremder darf es sich ferner nicht befremden lassen, wenn seine Wohnung täglich vom neugierigen Pöbel gleichsam bestürmt wird, und er nicht einmal in seinem Wohnzimmer ruhig seyn kann. Ich erinnere mich, daß mir an dem Hußeinsfeste nachgeschrien wurde: den Fluch, mit dem wir itzt Jesid belegen, verdienst du eben sowohl, als er. Doch auf solche Art beträgt sich nur der Pöbel. Ein feiner, gesitteter Perser verabscheuet solche Aufführung, und denkt er vielleicht in seinem Herzen nicht besser, so wird er doch äußerlich gegen Ausländer allezeit eher Achtung, als Verachtung, zu erkennen geben.

So viel sich auch einige europäische Nationen bemühen, die Reinlichkeit auf den höchsten Grad zu treiben, so können sie es doch nie den Persern gleich thun. Ich rede nicht von der Reinlichkeit, welche zu dem Abschnitte von der persischen Religion gehört, die sehr lächerlich ist, und in der That weder Aufmerksamkeit, noch Nachahmung verdient. Sie macht indessen einen Hauptpunkt in der persianischen Religion aus. In den Häusern und Wohnzimmern dulden sie nicht das geringste unsaubere: der mittlere Theil der Stubenböden ist bey den Vornehmen mit schön gewirkten Teppichen belegt, und an den Seiten derselben sind Filze von Kameelhaaren ausgebreitet, auf welche sie sich setzen; die Geringern nehmen Schilfrohrmatten an ihrer Stelle. Kein Perser tritt in seine eigene, oder eine fremde Stube, ohne vorher seine Pantoffeln abgelegt zu haben. Kein Perser wird seinen Speichel in eine Stube auswerfen, ohngeachtet sie so erstaunlich viel Taback rauchen, und den Rauch so stark in sich schlucken, daß er bis in die Lunge dringt, und wieder durch die Nase hervor kommt.

Gleich-

Gleichwohl haben sie auch keine Speytöpfe, und der Schnupftücher bedienen sie sich auch nur selten. An ihren Kleidern muß alles nett und unbefleckt seyn. Sie waschen sich sehr oft: wenn sie beten, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet haben, wenn sie zu Tische gehen, oder wieder aufstehen, und wenn sie glauben etwas angerührt zu haben, welches unreinlich gewesen, waschen sie sich. Sie gehen fast täglich in die Badstuben; nach einem jeden Beyschlafe muß es unausbleiblich geschehen. In einem jeden Orte sind theils öffentliche, theils besondere Badstuben. Die ersten sind prächtig und durchgängig gewölbt. Es werden eigene Leute dazu bestimmt, die an gewissen Tagen der Woche, und zu gewissen Stunden, die Liebhaber öffentlich in gewissen Formeln zum Bade einladen, so, wie täglich von den Thürmen eine dreyfache Aufforderung zum öffentlichen Gebete geschicht, und am Freytage lassen diese Leute ihre Stimme besonders erschallen.

Das Alter, in welchem bey den Persern die Kinder beschnitten werden, ist verschieden. Bey einigen verrichten sie dieselbe gleich nach sieben, oder zehn Tagen, und bey andern erst nach zehn Jahren. Ein Chirurgus verrichtet sie. Die Ceremonien, welche bey derselben vorgehen, sind diese: Der Vater des Kindes stellt an dem Beschneidungstage ein grosses Gastmal an, und alle Freunde und Bekannte werden dazu eingeladen. Nach dem Essen geht die Operation vor sich, bey welcher nach dem Gesetze die Gegenwart eines Priesters nicht erfodert wird: auch sind keine Religionsgebräuche dabey zu vollziehen nöthig.

Den Kindern werden die Namen auf drey verschiedene Arten beygelegt. Die eine beruht auf dem Be-

lieben des Vaters, der sein Kind nach Gefallen benennen kann. Die andere ist zufällig, und geschieht auf folgende Art. Der Vater des Kindes steckt sechs, oder sieben Lichter zu gleicher Zeit an, giebt jedem einen Namen, und nach demjenigen, welches am längsten Flamme behält, wird das Kind genannt. Die dritte Art ist, daß der Vater einen Priester ersucht, den Namen des Kindes zu bestimmen, der dann in seinen Büchern nachsieht, unter welchem Planeten das Kind gebohren sey, und nach denselben seinen priesterlichen Ausspruch thut. Die Namen entlehnen sie gewöhnlich von ihren Propheten, z. B. Mahumed, Aly, Moises, Smail, Hußein, Ephraim, u. s. w. Wenn Reiche ihre Kinder beschneiden lassen, so besorgen sie auf ihre eigene Kosten auch dieselbe an einer ungleichen Anzahl armer Kinder, weil sie glauben, daß durch diese Art von Barmherzigkeit die Operation an ihren eigenen Kindern desto besser gelingen möge. Es wird nicht die ganze Vorhaut, sondern nur die Spitze derselben, abgeschnitten. Die Wunde heilen die Perser entweder, wie andre Mahumedaner, mit pulverisirtem alten Eichenholz, und bestreuen dieselbe damit; oder ihre Wundärzte bedienen sich auch zu diesem Ende eines eigenen Pflasters, welches sie verfertigen. Man hört nicht, daß Kinder an der Wunde sterben: viele müssen aber große Schmerzen dulden, und lange liegen. Die Ursache schreibt man der Unvorsichtigkeit zu: denn oft giebt man den neubeschnittenen Kindern sehr viel zu trinken, woraus denn Geschwülste entstehen sollen, welche 30 bis 40 Tage dauren. Kein Perser ist von der Beschneidung ausgenommen.

Der Beschneidungstag ist ein großer Tag der Freude in einer Familie, denn der Beschnittene wird

an

an demselben ein wahres Mitglied der Gemeine, und ein ächter Anhänger ihres großen Propheten und Gesetzgebers Mahumeds. Die Lustbarkeiten dauern oft etliche Tage, und sind um so feyerlicher, je grösser das Vermögen ist, so die Väter der Kinder besitzen.

Die Hochzeiten der Perser, und die dabey üblichen Ceremonien, verrathen einen gänzlich orientalischen Geschmack; man bemerkt dabey eine große Aehnlichkeit mit den alten und ursprünglichen Hochzeitsgebräuchen der Russen.

Das Alter, in welchem bey den Persern die Männer sich zu verheyrathen pflegen, ist unbestimmt; Bemittelte thun es früh, und Arme spät; doch verheyrathet sich ein Reicher selten vor dem 15ten Jahre. Die Anwerbung geschieht auf folgende Art. Derjenige, der sich zu verloben willens ist, schickt von seiner Seite eine alte Frau in das Haus seiner zukünftigen Braut, mit dem Auftrage, sie in Augenschein zu nehmen, und sich nach allen Umständen zu erkundigen. Nach verrichteter Sache begiebt sich die Alte zu dem Freyer zurück, und stattet ihm von demjenigen, was sie gesehen hat, Bericht ab; um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, fertigt der Freyer nach einigen Tagen drey andre Frauen in eben der Absicht nach dem Hause seiner verhofften zukünftigen Braut ab, und wenn denn diese, gleich der ersten, mit erwünschten Nachrichten zurück kommen, so sendet er zwey angesehene Männer an die Aeltern, oder Anverwandte, ab, und läßt fragen, ob sie gesonnen sind, ihre Tochter, oder Freundinn, an ihn ehlich zu verheyrathen? Erfolgt auf die Anfrage eine bejahende Antwort, so erkundigen sie sich weiter, wie viel Geschenke die Braut vom Bräutigam verlange, und

wie viel sie ihm zu geben gesonnen sey? Die Geschenke bestehen bey Gemeinen in 20 bis 30 Rubeln, bey Vornehmen aber in 6, 10, bis 20 Paar Kleidern, goldenen Knöpfen, Tressen u. s. w. Ohngefähr so viel, als der Bräutigam der Braut schenkt, muß diese ihm wieder schenken. Ist man nun auch über diesen Punkt einig, so kehren die Abgeordneten mit ihren Nachrichten zu dem Bräutigam zurück, und die ganze Sache hat fast ihre vollkommene Richtigkeit. Das Verlöbniß aber, bey welchem der Bräutigam nicht gegenwärtig seyn darf, (denn vor der Hochzeitnacht sieht er seine Braut nicht) besteht in der leeren Ceremonie, daß letzterer seiner Braut einige Schüsseln mit Confituren, einen Diamanten, goldenen und silbernen Ring, und ein Paar mit Edelgesteinen besetzte, oder aus Gold und Silber verfertigte Armbänder, überschickt. Diese Dinge werden der Braut von einigen Weibern eingehändigt; sie verzehrt die Confituren mit ihren Freundinnen, steckt hernach den Ring an, bindet die Armbänder um, und legt sie erst nach der Hochzeit wieder ab. Die Zeit der Hochzeit bestimmen die Aeltern, oder Anverwandte. Die zu den Hochzeitkleidern bestimmte Zeuge werden einander von beyden Seiten einige Tage vor der Hochzeit übersandt, und wenn sie beyderseits gefallen, die Kleider gemacht. Die Kleider werden am letzten Tage vor der Hochzeit, nebst den übrigen Geschenken, übergeben. Zum Hochzeitsfest selbst werden viele Personen beyderley Geschlechts eingeladen, und jede besonders bewirthet; die Männer halten sich bey dem Bräutigam, und die Frauen bey der Braut, auf. Die Unkosten des Schmauses trägt der Bräutigam, und erwählt zu diesem Ende zwey, durch eine Scheidewand abgesonderte Häuser. So bald alle Gäste

versammlet sind, so wird auch ein Priester herbey geholt, dessen Verrichtung darinnen besteht, daß er ein Zeuge von denen einander gemachten Geschenken ist: zweytens bestimmt er mit Zuziehung der beyderseitigen Aeltern eine Summe Geldes, die der eine Theil dem andern auszahlen muß, wenn er sich scheiden lassen will, und drittens begiebt er sich an diejenige Thür, welche die Scheidewand zwischen dem Zimmer des Bräutigams und der Braut ausmacht, um daselbst mit heller Stimme einige Gebete zu verrichten. Nachdem alles dieses vollzogen ist, setzt man sich zu Tische, ißt und trinkt sich satt: Der Bräutigam aber verfügt sich darauf unter Begleitung aller seiner Gäste in sein eigenes Haus, die Gäste beurlauben sich bald von demselben, und begeben sich nach Hause. Hierauf wird die Braut unter Begleitung vieler Frauen in das Haus des Bräutigams geführt. Die erste Unterhändlerinn bleibt zur Wache die ganze Nacht über vor dem Schlafzimmer stehen, und entfernt sich nicht eher, bis die jungen Eheleute es eröffnen. Sie nimmt darauf das Betttuch in Empfang, und geht damit zu beyden Aeltern und Verwandten um die Keuschheit der Braut zu beweisen. Für diese Bemühung wird sie beschenkt, und alle Hochzeitsceremonien sind damit geendigt.

Mahumed schreibt den Persern in seinen Gesetzen vor, sich nicht mehr, als vier Frauen antrauen zu lassen; dabey aber giebt er ihnen die Erlaubniß, unangetraute zu miethen, und zwar so viele, als es eines jeden Beutel verstattet. Reiche glauben sich daher bey Gott verdient zu machen, wenn sie eine grosse Anzahl derselben unterhalten: denn sie geben vor, daß, indem sie dieses thun, sie diese fähig machten, dem menschlichen Geschlechte einige Dienste zu leisten,

da sie sonsten ganz unnützliche Mitglieder der Gesellschaft bleiben würden.

Wenn sich ein Perser mehrere Frauen antrauen läßt, so sind die Ceremonien eben so; und zwischen allen angetrauten Frauen ist kein anderer Unterschied, als daß die zuerst verlobte einen beträchtlichen Vorzug nach den Glaubensgesetzen behaupten kann, so wie auch ihre Kinder ihn genießen. Bey gemeinen Leuten wird sie auch mehr geachtet, und ist deswegen, bis auf die Besorgung des Haushalts, von allen andern schweren Arbeiten befreyt. Allein, ob sich dieser Vorzug gleich auf die Lehre des Korans gründet, den die Perser übrigens als die einzige Richtschnur des Lebens betrachten, so handeln sie doch nicht selten dagegen. Ein größerer Reiz der Jugend, eine mehr gefallende Schönheit, oder auch ein mehr geschärfter Verstand, lenken das Herz des Mannes oft einer jüngern Frau zu.

Jeder Perser kann sich von seiner angetrauten Frau, so wie diese von dem Manne, ohne Gründe angeben, scheiden lassen. Der unzufriedne Theil geht nur zum Priester, und meldet ihm seinen Entschluß: dieser befiehlt sodann, die beym Scheidungsfalle ausgesetzte Summe zu bezahlen, und die empfangenen Geschenke zurück zu geben, worauf er dann einen gültigen Scheidebrief vom Priester erhält. Hat ein Mann mit seiner Frau Kinder gezeuget, und er läßt sich von ihr scheiden, so steht es in seinem Willen, ob er dieselben behalten, oder ob er sie der Frau überlassen will, und so verhält es sich auch mit der Frau, wenn sie sich vom Manne scheiden läßt.

Die unangetrauten Frauen stehen mit den andern in einem solchen Verhältniß, daß sie vom Manne schlechter gekleidet werden, und daß sie nach des Mannes

nes Tode außer ihrem Lohne nichts erhalten: da die vier angetrauten hingegen den siebenten Theil des Vermögens bekommen. Sie werden auch von dem Manne ohne alle feyerliche Scheidung entlassen. Er miethet sie entweder auf eine bestimmte, oder auf eine unbestimmte Zeit; oft nur auf Wochen.

Das Haus, in welchem die Weiber der Vornehmen wohnen, hat viele Zimmer, so daß jede etwa zwey, oder dreye, zum Gebrauch hat. Wenn die Mutter, Schwester, oder auch sonsten eine nahe Anverwandte des Herrn am Leben ist, so hat diese das Commando über alle Frauen, die sie auch als ihre Vorgesetzte ansehen. Sie schlichtet alle Streitigkeiten. So wie die Männer täglich Morgens und Nachmittags bey ihren Vorgesetzten die Aufwartung machen, so machen es auch die Frauen bey ihrer Oberaufseherinn. Ist niemand von den Anverwandten des Herrn am Leben, so versieht die erste Frau diesen Platz. Uebrigens findet keine Subordination unter den Frauen statt, nur daß diejenige, welche der Herr am meisten liebt, von den übrigen auch besonders geachtet werden muß. Die Beschäftigung der Frauen besteht täglich darinnen, daß sie Gold, Silber und Seide sticken, nehen und stricken, oder feine seidene und baumwollene Zeuge verfertigen; man hält es auch für nichts weniger als beschimpfend, die Arbeiten der chanischen Frauen auf dem Markte zu verkaufen. Jede Frau wird von zwey Weibern bedient, von denen eine beständig in der Küche, und die andre im Zimmer ist. Das Frauenzimmer wird in der Jugend von den Priestern im Lesen und Schreiben unterrichtet. Von Kämpfers lüsternen Spitznahmen, mit welchen die Damen bey den Herrn in den Harems belegt werden sollen, ist gegenwärtig nichts bekannt;

es kann aber seyn, daß sie zu Schachischen Zeiten gebräuchlich gewesen sind.

Es wird bey den Persern gar nicht für schimpflich gehalten, eine Witwe zu heyrathen, zumal wenn sie schön ist und Verstand hat.

Die Stelle der Hebammen vertreten alte durch die Erfahrung geübte Weiber. Sie bedienen sich auch gewisser Wehestühle, und gebrauchen bey der Geburt treibende Mittel, unter welchen folgendes das gewöhnlichste ist. Der Priester schreibt einige Gebetsformeln auf ein Papier, legts ins Wasser, bis es aufgeweicht ist, und giebt dieß Wasser der gebährenden Frau zu trinken. Bey widernatürlichen Geburten und Lagen müssen die Hebammen, so gut sie können, zu helfen suchen. Von unglücklichen Kindern und Geburten hat man nur wenige Beyspiele. Die Nabelschnur schneiden die Perser erst nach sieben Tagen mit einem Messer ab. Die Nachgeburt wird gleich nach der Geburt mit Gewalt herausgerissen. Die Kindbetterinnen halten ihre Wochen, wie bey andern Nationen, verschieden. Arme stillen selbst: die Zeit der Entwöhnung ist gleichfalls verschieden. Von Zwillingen hat man sehr viele Exempel, von Trillingen aber sehr wenige, und es wird auch bey den Persern als ein schlechtes Zeichen angesehen. Die Perserinnen sind sehr wollüstig: im Grunde kann manns ihnen aber auch verzeihen, weil die Reihe sie selten trifft. Wenn sie merken, daß ihnen dieses Glück bevorsteht, so putzen sie sich sehr sorgfältig, und bemühen sich allen Theilen ihres Leibes, besonders den sinnlichsten, einen solchen Reiz zu geben, damit der Mann bewogen werden soll, seine Besuche oft zu wiederholen. Sie sind ziemlich fruchtbar, doch hören sie gemeiniglich mit dem Gebähren zwischen 30 und 40 Jahren, auch wohl noch früher, auf.

So

So bald bey den Persianern jemand stirbt, wird er abgewaschen. Ist es ein Mann, so trägt man ihn an den Fluß, oder Brunnen: Weiber aber müssen im Hause abgewaschen werden. Der Leichnam wird darauf noch an eben dem Tage begraben. Sie halten es aus einer thörichten und vielleicht manchmal höchst schädlichen Meynung für besonders gut, wenn es gleich einige Stunden nach dem Tode geschehen kann. Ihre Sterbekleider bestehen allemal in einem aus feinem weißen Bäß verfertigten Hemde, welches an den Knieen zusammen gebunden wird, und einem aus eben dieser Materie gemachten Tuche, mit welchem man den Kopf bindet. Die Reichen unterscheiden sich in diesem Falle von den Armen nur darinnen, daß sie dem Verstorbenen mehr, als eines, ja wohl gar sieben Hemden anlegen. Ihre Gräber machen sie auf folgende Art. Sie graben erst einige Ellen in die Tiefe, und bereiten dadurch den Eingang zum wirklichen Grabe; dann graben sie nach der Länge eine Höhle, die mit Steinen ausgemauert, und mit einer Thüre verschlossen wird. In diese Tiefe legen sie den Todten so hinein, daß er nicht auf dem Rücken, sondern auf der Seite, mit dem Gesichte nach Mittag gerichtet, liegt. Man bringt ihn aus dem Sterbehause nach dem Grabe in einem breternen Sarge, aus welchem er aber gehoben und bloß ins Grab gelegt wird. Die Leiche wird von allen Anverwandten und Freunden zur Beerdigung begleitet. Die Priester gehn auch mit vollem Gesange vom Sterbehause bis zum Grabe mit, allwo sie sowohl vor der Einsenkung, als nach derselben, einige Gebete verrichten. Die Seelenmessen sind bey ihnen auch im Gebrauche; Reiche lassen gemeiniglich dieselben sieben Tage lang unaufhörlich am Grabe lesen, und während dieser Zeit kann

auch sonsten niemand, er sey wer er wolle, außer dem Priester, zum Grabe kommen. Die Geistlichen besuchen auch die Sterbenden, und thun alles, was in diesem Falle auch bey andern Religionen üblich ist. Die Leidtragenden machen bey der Procession und beym Grabe ein sehr lautes Wehklagen, und drücken ihre Betrübniß in mannigfaltigen Gebärden, und wunderlichen Bewegungen des Leibes, aus. Die Perser legen ihre Grabstätten meistens an öffentlichen Wegen an, damit jeder vorbeygehende Gott um die Erhaltung und das Heil der Seele der Verstorbenen anrufen möge.

Wenn ein vornehmer, oder geringer Persianer stirbt, und Frauen und Kinder hinterläßt, so wird sein Vermögen also vertheilt. Die vier, oder weniger angetrauten Frauen bekommen den siebenden Theil desselben; die übriggebliebenen sechse sondert man in drey andere ab. Von diesen dreyen bekommen die Söhne zwey, und die Töchter einen; die Kinder der unangetrauten Frauen bekommen nur halb so viel, es sey dann, daß der Vater auf seinem Todtbette sie den andern Kindern gleich gesetzt hätte. Der älteste Sohn hat bey der Erbschaft außer dem, daß er das beste Pferd, das beste Buch, und den besten Säbel zu sich nehmen darf, keinen Vorzug. Testamentliche Verordnungen sind bey den Persianern eben so, wie bey uns, im Gebrauche, und sie müssen durch Zeugen bestätigt seyn, wenn sie ihre Gültigkeit haben sollen.

Wenn ein Vater stirbt, und unmündige Kinder hinterläßt, so setzt er noch in den letzten Stunden seines Lebens einen seiner Freunde zum Vormunde über dieselben ein, und dieser muß dem sterbenden Vater die Hand geben, daß er statt seiner, als ein rechtschaffener Vater, für seine nachgebliebenen Kinder sorgen wolle. Der Vormund hat niemanden, als

den

den heranwachsenden Kindern, von seiner Haushaltung Rechenschaft zu geben. Wenn die Mutter sich nach des Vaters Tode nicht mehr zu verheyrathen gesonnen ist, so wird kein Vormund gesetzt, sondern sie erzieht ihre Kinder selbst, und besorgt auch deren häußliche Umstände. Wenn Vater und Mutter schnell mit Tode abgehen, und zuvor keinen Vormund über ihre unmündigen Kinder bestellt haben, so werden sie auf Kosten der Sloboden, oder Gemeinden, zu welchen sie gehören, erzogen: daß sich aber vornehme Personen, als Chane, Vezicrs, Sultane, solcher Waisen annehmen sollen, davon hat man nur wenige Beyspiele.

Stirbt ein Mann ohne Leibeserben, so erben die nächsten Blutsverwandte; und wenn der Sterbende den Blutsverwandten nichts mit ausdrücklichen Worten vermacht, sondern sein Vermögen unter Fremde austheilt. so können sich die Verwandten bey der Obrigkeit beklagen, und sie bekommen ihren gebührenden Theil; hat aber der Verstorbene seine Habseligkeit an die Metscheden vermacht, so wird schlechterdings nichts mehr zurück gegeben.

Fünfter Abschnitt.

Von dem gegenwärtigen Gilanischen Chan, Hedaet, dessen Einkünften, Regierung und Hofstaat.

Aus einer andern Stelle meiner Reise ist bekannt, daß Mahomed Chassan Chan einen gewissen Perser, Adschi Schamal, zum Befehlshaber in Gilan eingesetzt habe, als er sich bey seinen glücklichen Um-

Umständen dieser Provinz bemächtigt hatte. Dieser Adschi Schamal *) war der Vater des gegenwärtigen Chans Hedaet, schon zu Nadir Schachs Zeiten Ketchuda zu Fomin, und besaß ansehnlichen Reichthum. Nach der Aufhebung der Schachischen Würde in Persien, und mitten unter den darauf erfolgten Unruhen, erwarb er sich gelegenheitlich eine Parthey, und suchte mit derselben Gilan unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Sein Vorhaben gelang ihm auch, aber das Glück dauerte nicht lange: denn nach zwey Jahren, den 6ten November 1752 wurde er, da er sich zu Schaft befand, von dem dortigen Stamme Hadschischeft mit 200 Mann überfallen und ermordet. Dieser Hadschischeft und der Kestärische Naip, Mirsa Saki, eigneten sich nach dieser Begebenheit die Beherrschung über Gilan gemeinschaftlich zu, wurden aber nach drey, oder vier Monaten von dem damaligen Masanderanischen Chan, Mahomed Haßan, überfallen, und ums Leben gebracht. Hedaet, Adschi Schamals Sohn, wurde von Mahomed Haßan Chan zum Naip in Gilan erklärt, und der Kesminische Naip, Adschi Nadbi, mußte während der Minderjährigkeit Hedaets die Herrschaft verwalten. Als Mahomed Haßan Chan immer von Asad Chan beunruhigt wurde, und der letztere sich einmal der Provinzen Gilan und Masanderan bemeistert hatte, so gefiel es ihm während seiner kurzen Regierung Hedaet, dem Naip, die Chanswürde zu ertheilen, und diese behauptete er sowohl zu den Zeiten, da Mahomed Haßan Chan wieder zum Besitze seiner Herr-

*) Der Mörder des Eltäns Schamal, nicht Gemal Begs, der zu Fomili im Jahr 1751 erschossen wurde. Schamal bedeutet schön, und Beg ein Edelmann.

Herrschaft gelangte, als auch itzt unter der Oberherrschaft Kerim Chans. Die Chans, oder Naips, aus den kleinen Städten der Provinz Gilan, Lagidschaan, Langorod, Keßmia, Keskär u. s. w. die sonst ganz freye Beherrscher ihrer Distrikte waren, mußten sich vor 9 Jahren auf Befehl Kerim Chans dem Hedaet unterwerfen.

Hedaet Chan ist, wie alle andre Chane, die an Rußland gränzende Gorskische ausgenommen, ein Vasall von Kerim Chan. Er bezahlt demselben jährlich 2500 Batman Seide, und 200000 Rubel am Gelde. Manchmal verlangt man noch aus Schiras außerordentliche Abgaben. Er muß sich äußerlich gefallen lassen, alle Befehle zu vollziehen, die von daher an ihn einlaufen; auch muß er im Nothfalle Truppen stellen. Hedaet hatte sich nicht lange nach der Gelangung zur Chanschaft mit Kerim Vekil in Händel eingelassen, in welche sich endlich Kerim Chan mischen mußte. Hedaet verlohr dabey sehr viel, und faßte den Vorsatz, lieber bis zu einer andern Zeit Vasall zu bleiben.

Es ist schwer zu bestimmen, wie hoch sich die Einkünfte des Chans in Gilan belaufen, weil sie nicht regelmäßig sind. Kerim Chan giebt ihm 1500 Batman Seide, 25000 Rubel am Gelde, und 5000 zur Unterhaltung seines Hofstaats. Diese Summe würde aber für keinen persischen Chan hinreichend seyn: Der Chan von Gilan hat, aufs wenigste gerechnet, jährlich 2 Millionen Mindenars aus seiner Provinz durch den Verkauf der von seinen Unterthanen eingesammleten Seide, durch Strafgelder, neue Auflagen, das Commerz mit Rußland, und die Einkünfte des Zolls, den er für 70000 Rubel verpachtet. Von den Armeniern, die unter seiner Botmäßigkeit stehen,

und

und zu Räscht, Enzelli, Keskär leben, bezahlt jede Familie 100 Rubel. Die Juden sind zwar von allen Abgaben frey, sie stellen sich aber doch von Zeit zu Zeit mit Geschenken ein.

Die Anzahl aller gilanischen Truppen mag sich auf 8 bis 10000 Mann belaufen, von denen aber nur 1500 eine Besoldung genießen, die ihnen nicht sowohl ihr Chan reicht, sondern die sie sich auf Verschickungen selbst erpressen. Wenn der Chan z. B. Abgaben am Gelde, Proviant, Baumaterialien u. s. w. verlangt, so schickt er zu Erlangung seines Vorhabens Soldaten aus, und diese wissen mit Genehmigung ihres Herren die Commissionen so auszurichten, daß sie für sich bey einer einzigen Gelegenheit mehr erhalten, als vielleicht die reichlichste Besoldung eintragen würde. Der Chan genehmigt seinen Soldaten dieß alles. Ich war einmal an einem gilanischen Orte, wo ich so viel Unrecht erlitt, daß ich mich genöthigt fand, bey dem Chan schriftlich mit einer Klage einzukommen. Der Ort mußte wegen seiner Vergehungen an den Chan 10000 Rubel Strafgelder zahlen, und derjenige Officier, der zu Eintreibung dieses Geldes auf Execution erschien, hatte noch überdieß Befehl, von einem jeden der ältesten, deren nicht wenige waren, für seine Bemühungen 50 Rubel zu fordern.

Der Chan stellt bey seinen Soldaten den Sipah Solaar, oder Generalißmus, selbst vor, erscheint auch bey wichtigen Fällen mit im Felde. Vornehme Kriegsbediente hält er gar nicht. Es ist hinlänglich, daß Minbasi, Pansatbasi, Juus Basi, Panschabasi und Debasi, Officiere, die über 1000, 500, 100, 50, und 10 das Commando führen, vorhanden sind, um sein Corps zu ordnen. Die Gilaner bedienen sich, so wie andre Perser, ordentlicher Schießgewehre, oder

sol-

solcher, die mit Lunten abgebrannt werden müssen; Pfeile und Bogen sind fast gar nicht mehr gewöhnlich. Sie haben keine einförmige Montirungen, wie die europäischen Soldaten: jeder wählt eine Farbe, die ihm gefällt. Alle sind mit einem Säbel versehen, der meistens krumm und groß ist. Auf diesen halten sie sehr viel, und bemittelte Leute zahlen für einen schönen Säbel oft 200 Rubel. Zwischen das Kleid und den Paß stecken noch die meisten einen Dolch, und an dem Rocke hängt die Patrontasche. Uebrigens putzt sich ein jeder nach eigenem Belieben aus. Einige tragen an den Mützen Federbüsche, andere sind gepanzert: einige bringen an Riemen, die wie Ritterbänder über den Leib hängen, verschiedene Zierrathen an, und andere lassen sich mit prächtigen Turbanen sehen. Ueberhaupt wird bey den Persern sehr auf äußerlichen Schmuck gesehen: Der Chan giebt den Ton an. Die Gilaner haben schon wiederholte Proben ihrer Tapferkeit abgelegt, wenn man es tapfer nennen darf, wenn ein Perser über andre Perser, oder Gorskische Völker, Meister wird. Freylich würden sie gegen regelmäßige Truppen nichts auszurichten im Stande seyn. Wenn sie Dienste thun, so bemerkt man weder im Streite noch im Lager, die geringste Ordnung. Ihre Feldmusik macht einen so verwirrten Lärmen, daß man lieber davon laufen, als dadurch zu einem muthigen Angriffe ermuntert werden sollte.

Ueberhaupt genommen, sind die Gilaner mit der Regierung ihres Chans zufrieden: ohngeachtet sie mit schweren Abgaben belegt werden, und sie oft nicht im Stande sind, diese aufzutreiben, so wissen sie doch, daß alle persische Unterthanen hierinnen einerley Schicksal mit ihnen haben; der Chan ist sehr

zum

zum Aufwande geneigt, und wendet also seinen Unterthanen wieder vieles Geld zu. Der Bauer ist in der übelsten Lage: er muß Seide und Geld schaffen, und kann nichts durch Handlung gewinnen. Von allzu großen Gewaltthätigkeiten des Chans gegen seine Unterthanen hat man nur wenige Beyspiele. Er ist gegenwärtig 34 Jahre alt, und hat sechs angetraute Frauen. Seine beyden Söhne sind noch sehr jung. In seinem Harem ernährt er noch eine sehr große Anzahl gemietheter Dirnen und Weiber, hat auch einen Haufen georgianischer Knaben, vermehrt sie noch jährlich, liebt bey der Nacht den Gebrauch starker Getränke außerordentlich, beschäftigt sich viel mit der Jagd, und sucht in allen Stücken sein Leben unter dem Genusse aller möglichen Lustbarkeiten zuzubringen. Sein Umgang hat viel feines und angenehmes; und weil er beständig in den prächtigsten Kleidern, Gold- und Silberstoffen erscheint, der Natur aber eine schöne Gesichtsbildung und männliches Ansehen zu danken hat, so machen alle äußerliche Umstände seine Person mit der Würde, die er bekleidet, übereinstimmend.

Weder die geistlichen, noch weltlichen Bedienungen, sind gegenwärtig nach Aufhebung der Schachischen Würde in dem Iranskischen Reiche mehr das, was sie vormals waren. Einige derselben sind ganz aufgehoben. Nachrichten zu folge soll diese Veränderung durch ganz Persien allgemein seyn. Von einem Mudschi Tehid weis man nichts mehr, so wie auch von geistlichen Pflegern und Verwaltern; denn schon Nadir hatte durch Einziehung der geistlichen Güter diese Aemter unnöthig gemacht. Zu Räscht besteht die Geistlichkeit in einem Schilchalichstan, in Pisnammaas, in Hassis und Mulla. Muwasins können

auch

auch noch zu diesen Leuten gerechnet werden. Der Schilchalichstan stellt den vornehmsten Priester, oder Bischoff, vor: er ist in Fällen Richter, die bey uns durch geistliche und weltliche Beamte zugleich entschieden werden müssen, z. B. Ehesachen. Er ist selbst zwischen Priestern Schiedsrichter, und ohne ihn kann in geistlichen Dingen nichts vorgenommen werden: auch ist er oberster Aufseher über die Medscheten und Mesaaren. Pisinamaas bedeutet so viel, als Oberpriester; ein jeder Medschete ist einer. Diese halten den ordentlichen Gottesdienst, und sind beym Gebete die aufmerksamsten Aufseher. Nach ihnen richtet sich das Volk in den Kirchen. Werfen sie sich zur Erde nieder, so thut es auch das Volk, und bücken sie sich nur mit dem Kopfe, so macht es das Volk eben so. Ein Hasis ist derjenige Priester, der für Geld an den Gräbern Seelmessen liest. Ein Mulla ist ein gemeiner Pfaffe, welcher keinen Gottesdienst halten kann. Das Wort Muwasin drückt so viel, als Sänger, aus. Diejenigen Leute nemlich, die auf den Thürmen täglich viermal zur Kirche rufen, und dabey einige Gebetsformeln hersagen, verrichten dieß Amt singend, und mit einer so hellen Stimme, daß man sie in einer ziemlichen Entfernung hören kann.

So wie die geistlichen Bedienungen zum Theil eingegangen sind, so ist es auch mit den weltlichen zugegangen, weil die Chane denjenigen Staat nicht führen können, der in Schachischen Zeiten möglich und nothwendig war, und weil durch die Verrichtungen der Chans selbst, viele Diener überflüßig sind. Jedoch ist bey dem Räschtischen Chan noch ein ziemlicher Schein Schachischer Herrlichkeit übrig geblieben, und ob gleich die Staatsbedienten nicht mehr so viel zu bedeuten ha-

ben, so haben sie doch ihre Titel beybehalten. Mir sind folgende Bedienungen bekannt geworden.

Der Nasir, Oberhofmeister, der alles dasjenige zu besorgen hat, was zum Hofstaate des Chans im ökonomischen Verstande gehört. Der Wakaheuwäs, oder der Staatssecretair, der dem Chan alle eingelaufene Papiere überreicht, und Entschließung darüber erwartet. Der Menedsim Basi, erster Astrolog.

Der Mahmandaar Basi, oder Ceremonienmeister, muß zugegen seyn, wenn asiatische Völker und Abgeordnete bey dem Chan Verrichtungen haben.

Der Mir Achuur Basi, Oberstallmeister.

Der Solbat Jeßauvul Basi, oberster Jeßaul, trägt dem Chan den Marschallsstab vor, und muß bey der Tafel gegenwärtig seyn.

Dem Muhtesib, oder Marktinspektor und Polizeymeister, liegt ob, das Gewicht und Maaß der zum Verkauf gebrachten Victualien zu untersuchen. Eine sehr vortheilhafte Bedienung, zu der es immer viele Candidaten giebt.

Der Hakim Basi, Leibarzt, welche Stelle zu meiner Zeit der unwissendste Mensch verwaltete. Außer ihm bedient sich der Chan noch andrer Aerzte, die aber eben so wenig, als der Hakim Basi, verstehn.

Der Mür Aab, oder Wassermeister, hat die Aufsicht über alle Canäle und Springbrunnen, Gärten und Lustschlösser.

Der Melik Tudsiaar, oberster Kaufmann, Commissionair des Chans, handelt für den Chan, und schlichtet alle zwischen Kaufleuten entstandene Streitigkeiten. Ein sehr einträgliches Amt.

Der Miamaan Basi, oder Baumeister.

Der

Der Nasir Dawanh, oder Viehinspector, und Diaartsi Basi, welcher die öffentlichen Befehle des Chans auf den Straßen bekannt macht.

Der Chan von Gilan hat in der That wesentliche Vorzüge über andre Chans: er ist in persischen Wissenschaften ziemlich bewandert. Die politische Verfassung von unserm Welttheile ist ihm nicht unbekannt, und er wird niemanden fragen, wie ich von einem seiner Collegen gefragt wurde, ob ein, oder mehrere Chane in Europa das Regiment führten? Der Zustand Persiens von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten ist ihm vollkommen bekannt: er liesst viel, und kauft alle gute Bücher auf. Er versteht und spricht das Arabische, und seinen verständigsten Priestern legt er oft Fragen vor, deren Beantwortung sie nur von ihm erwarten müssen. Schon aus dem, daß er gar keine abergläubischen Meynungen hegt, läßt sich schliessen, daß er klüger ist, als andere, und weil er nicht ganz leer von Kenntnissen ist, so hat sein Umgang Vorzüge vor allen andern Persern.

Sechster Abschnitt.

Von der Jahrsrechnung der Perser und den jährlichen Festtagen.

Die Perser haben Mondenjahre, die eine Zeit beschreiben, binnen welcher sich die Sonne mit dem Monde zwölfmal vereinigt, oder binnen welcher zwölf Neumonde am Himmel erscheinen. Die Feste sind wegen der Ungleichheit der Mondenmonathe sehr beweglich, und fallen alle Jahre zehn bis eilf Tage früher ein.

Der erste Monath hat den Namen Muharrem: die ersten zehn Tage desselben sind dem Tode Hußeins gewidmet. Der zweyte Monath heißt Sephir: am 20. Tage desselben ist ein Fest wegen der Vereinigung des Hußeinischen Leibes mit dem Kopfe: der 28ste ist den Persern heilig, weil sie vorgeben, daß an demselben ein andrer Sohn vom Ali Hasan durch Gift sein Leben verlohren habe. Der dritte Monath hat den Namen Rebia Awil; am 9ten Tage erinnern sich die Schias des berühmten Müllers, der den Omer in seiner Mühle umbrachte, und auf eine seltsame Art entfloh. Der vierte Monath wird Rebia Achir, der fünfte Dschemmadi Awil, der sechste Dschemmadi Achir, und der siebente Redscheb genannt. Der achte heißt Schaaboon. Die Perser glauben, daß an dem 15ten Tage desselben einige Engel von Gott wären befehligt worden, das Buch zu eröffnen, in welchem die Namen der auf Erden lebenden Menschen, nebst ihren Thaten, aufgezeichnet stehen. Der neunte Monath Ramasaan (Ramazan) wird von den Persern, wie von allen Mahomedanern, durch Beten und Fasten gefeyert. Der erste Tag des folgenden Monaths Schawal ist zum Allmosengeben bestimmt: die Derwische haben gute Erndte an diesem Tage. Der eilfte Monath heißt Sülkaadeh, und der zwölfte Sülhadscheh.

Siebenter Abschnitt.

Von der Religion der Perser.

Man wird von mir nicht erwarten, daß ich die Grundsätze der Mahomedanischen Religion, zu welcher sich die Perser bekennen, erkläre: es wäre gegen meinen Zweck, und ich würde nur eine Arbeit thun,

die

die schon längst von mir vollendet ist. Ich rede nur von der Religion der Perser, und diese Secte der Mahomedanischen Glaubenslehre erfordert diese Einleitung. Drey arabische angesehene Männer, Abubecker, Osman und Omer, wurden Mahomeds vertrauteste Freunde: Ali war sein Brudersohn, und wurde nachher sein Tochtermann. Nach dem Tode Mahomeds war die Frage, wer sein Nachfolger werden sollte? Zuerst war es Abubecker, Mahomeds Schwiegervater, dann Osman und Omer, der es auf sich nahm, Ali und seine Nachkömmlinge, welche auf das Patriarchat gegründete Ansprüche machten, zu verheeren. Omer verlor durch die List eines Müllers sein Leben, und Ali wurde als das Haupt der Kirche erkannt.

Die Perser verehrten ihn vorzüglich als ihren ersten Iman, und rufen noch gegenwärtig bey allen Verrichtungen seinen Namen an. Sie waren es, die sich unter der Benennung der Schias von den Türken, Krimmern, den Arabern und dem größten Theile der Usbecker, welche auf Omers Seite waren, trennten, und die unversöhnlichsten Feinde wurden. Die persische Ableitung des Worts Sonni von Sonnet, welches nach Kämpfer ex. p. 148. so viel, als eine überflüßige, von Mahomed nicht eingesetzte Lehre, bedeutet, dient zum Beweise. Diese Trennung erregte die Religionskriege.

Eine andre Ursache zu diesem unversöhnlichen Hasse war auch diese. Ali machte Veränderungen im Koran, und Omer schränkte die fleischlichen Begierden nur auf den Besitz weniger rechtmäßig anvertrauter Frauen ein, und untersagte allen Männern sich Kebsweiber zu nehmen. Es entstanden so heftige Kriege, die noch in diesem Jahrhunderte fortdauerten, da es Nadir unternahm, eine Vereinigung zwischen beyden

Secten zu stiften. So glücklich er auch in allen seinen Unternehmungen war, so gelang ihm doch dieses nicht. Die Persianer blieben Anhänger des Ali, und abgesagte Feinde der Sonnier. Ihre Grundsätze verdienen erzählt zu werden.

Es ist ein einziger Gott, das Wesen aller Wesen, der Schöpfer und der Erhalter aller Dinge, der Vater der Menschen, gerecht, allmächtig, allwissend: diesen Begriff haben die Perser von der göttlichen Majestät. Dieser Gott allein, und kein andrer, muß von den Menschen verehrt werden, diesem nur gebührt Lob, Ruhm und Dank: ihm muß man dienen, ihm sich ganz aufopfern, und seine Gegenwart im Herzen durch ein beständiges Gebet unterhalten. Betet ohne Unterlaß, befiehlt Muhamed, denn das Gebet bewahret für Sünden. Stellet euch Gott ja nicht unter einem Bilde vor, damit ihr nicht in Abgötterey verfallet. Von Mahumed und seinem Koran denken die Schias und Sonnier nicht verschieden. Den Koran achten die Perser so hoch, daß sie ihn nie öffnen, ohne ihn vorher über ihr Haupt gehalten zu haben. Diese Ceremonie deutet die tiefste Hochachtung an, die man nur gegen eine Sache haben kann.

Die Perser beten täglich viermal, früh mit Aufgang der Sonne, Mittags, beym Untergang der Sonne, und Nachts gegen 12 Uhr. Die Muwasins laden zu dieser gesetzmäßigen Andacht öffentlich ein, und begeben sich, wie schon gemeldet ist, auf hohe Thürme. Die Ermunterung zum Gebet besteht in folgenden Worten: O! Gott, es ist nur ein Gott; Mahumed ist sein Prophet, und Ali sein Freund: dann beten sie: „Ehre sey dem Beherrscher der ganzen Welt, und dem Richter am jüngsten Tage! wir ehren deinen Namen, und bitten dich, uns in unsern Nöthen beyzustehn, uns die Pflichten der Gerech-

rechtigkeit ausüben zu lehren, und uns zu bewahren, damit wir nicht ins Verderben gerathen.

Die Perser verrichten ihr Gebet stehend, und nur bey gewissen Stellen fallen sie auf die Kniee, oder mit dem ganzen Körper nieder: sie beten stille, drücken aber durch Mienen sehr viel aus: außerdem, daß die Perser täglich zu bestimmten Stunden beten, befiehlt der Koran bey besondern Gelegenheiten eigene Gebete. Einige sind schlechterdings nothwendig, andere beruhen auch nur auf Kirchengesetzen. Von den erstern giebt es zwölfe, von den letztern vier und zwanzig.

Die nothwendig besondern Gebete sind folgende.

Ein Gebet an der Fastenfeyer des neunten Monats Ramasan. Ein Gebet an dem 12ten Tage des Monats Sülhadscheh, auf die Opferung Ismaels. Ein Gebet bey der Wallfahrt der Hadschier nach Mecca, wenn sie um die Kiaba*) herum wandern. Ein Gebet, wenn sich am Himmel eine schreckliche Erscheinung zeigt, oder wenn die Erde bebt. Ein Gebet für die Verstorbenen. Ein Gebet, wenn man ein Gelübde vor Gott thut. Ein Gebet, wenn jemand einen andern für sich zum Beten miethet. Ein Gebet bey Ablegung eines Eydes. Ein Gebet zur Wiederherstellung des Friedens und Festhaltung der geschlossenen Tractate. Ein Gebet, welches der älteste Sohn bey dem Tode seines Vaters verrichten muß, wenn derselbe lange krank gelegen und die Gebete versäumt hat. Die Gebete bey Tag und Nacht.

Die Kirchengesetze verordnen folgende Gebete. Die Gebete bey Tag und Nacht. Ein Gebet zu Ali. Ein Gebet an die Fatma, Tochter Muhameds und

*) Kiaba, oder Kaba, ist das Tempelgebäude zu Mecca.

Frau des Ali. Ein Gebet, welches Dschafar, des Ali Bruder, aufgesetzt hat. Ein Gebet von einem Araber geschrieben. Ein Gebet um Regen. Ein Gebet am Feste Kadir, ihres Gesetzgebers. Gebet zu Anfang eines jeden Monats. Ein Gebet in der Nacht, da Muhamed zu prophezeien anfieng. Ein Gebet am Tage darauf. Ein Gebet am 27ten Tage des Monats Redsieb. Ein Gebet am 24ten des Monats Zil Hadsche. Ein Gebet auf die Zeit, wenn die Reliquien der verstorbenen Heiligen angerufen werden. Ein Gebet zu Anfang des Monats Redsieb. Ein Gebet am 15. des Monats. Ein Gebet in der ersten Nacht der Ramasanfeyer. Ein Gebet bey einer außerordentlichen unerwarteten Begebenheit. Ein Gebet der Reisenden. Ein Gebet, wenn iemand gelobt, von dieser, oder jener bösen Handlung abzustehn. Ein Gebet, wenn bey Leichenbegängnissen Allmosen ausgetheilt werden. Ein Gebet an der Feyer Aschuur, da der durch Jesib veranlaßte Tod der Söhne des Ali, Hasan und Hußein, theatralisch vorgestellt wird. Ein Gebet am 25ten des Monats Zilkade. Ein Gebet am Neujahrstage.

Das Waschen ist bey den Sunniern und Schias unumgänglich nothwendig, ehe sie beten: es giebt verschiedne Arten desselben. Wesu ist diejenige Waschart, wo nur die Hände und Füße bis zum Ende des ersten Arms- und Fußknochens durch das Wasser gereinigt werden. Kusl ist, wenn man sich mit dem ganzen Leibe ins Wasser stürzt, oder sich eigentlich badet: Teimen aber, wenn man sich mit Sande reinigt.

In gewissen Fällen ist vor dem Gebete ein einziges Wesu hinlänglich; in andern muß man das Kusl allein gebrauchen, und ähnliche Bewandtniß hat es mit den übrigen Badearten.

Ein

Ein Wesu ist hinlänglich, wenn ein Mensch im Schlafe seinen Harn gelassen, oder seine Excremente von sich gegeben hat, wenn laute Blähungen von ihm gegangen sind, oder wenn eine Frauensperson die monatliche Reinigung an sich bemerkt. Ein Kusl ohne Wesu ist nach dem Beyschlafe hinlänglich, das Wesu ist so gar verboten.

Nach der monatlichen Zeit und Geburt müssen sich die Frauenspersonen des Wesu und Kusl bedienen: auch wenn jemand einen todten Körper berührt hat. Nach der Perser Meynung hat kein Gebet an Gott Kraft, wenn man sich eines unerlaubten Wassers zum Waschen bedient, es an einem unerlaubten Orte thut, oder Pantoffeln dabey trägt.

Beym Gebrauche des Wesu sind viele Dinge nothwendig zu beobachten. Der Ort zur Reinigung muß anständig seyn, und im Fall er nicht eigen ist, muß man den Herrn um die Einwilligung ersuchen. Das Wasser muß rein und mit nichts vermischt seyn. Sollte es sich zutragen, daß man zwey mit Wasser angefüllte Gefäße anträfe, davon eines unreines Wasser enthielte, so darf man, um sich dessen nicht zu bedienen, kein Wesu gebrauchen, sondern blos das Teimen. — Das Wasser selbst muß niemanden zugehören; wenn man sich aber desselben ohne Erlaubniß des Besitzers bedient hat, so gilt das Wesu nicht: auch muß das Wasser dem Eigenthumsherrn bezahlt werden. Das Wassergefäß muß demjenigen, der sich wäscht, zur rechten Hand stehen, und mit dieser Hand muß auch das Wasser herausgeschöpft werden. Man muß sich gegen Mittag kehren, und zuerst dreymal gurgeln, und dann eben so viele Male Wasser mit der Nase einziehen. Das Gesicht kann nur mit der rechten Hand abgewaschen werden. Das Haupt reibt man mit drey

Fingern, die Füße eben so, die Zähne aber werden mit einem einzigen Finger gereinigt. Zu einem Wesu wird nicht mehr, als ein Med Wasser, am Gewicht 14040 Gerstenkörnern gleich, gebraucht.

Bey Vollziehung des Wesu darf man sich ohne Noth das Wasser nicht durch einen andern reichen lassen. Das Wasser darf nicht warm gemacht, noch von der Sonne erwärmt seyn: auch darf es nicht aus einem Sumpfe genommen werden, damit es nicht etwa riechend ist. Das Wesu ist sehr nothwendig, denn alle Gebete (die für Verstorbene ausgenommen) sind ohne dasselbe kraftlos.

Kusl muß nach jedem Beyschlafe, zur Zeit der monatlichen Reinigung, vor und nach der Geburt, wie auch nach Abwaschung eines Todten, gebraucht werden. Die Kirchenverordnungen empfehlen es noch bey sehr vielen andern Gelegenheiten, z. B. an allen Freytagen, und den meisten Festen.

Die Schöpfung schreiben die Perser Gott zu. Vom Teufel behaupten sie, daß er aus dem Feuer, und von dem Menschen, daß er aus der Erde erschaffen sey; sie halten Adam für den ersten Menschen, und nennen ihn die Reinlichkeit Gottes. Von der Seligkeit der Frommen und Verdammung der Gottlosen sind die Perser vollkommen überzeugt. Sie glauben sogar, daß auch die Thiere auferstehen werden. Die Perser schreiben alles der Vorsehung, oder Prädestination, zu, und daher kommt es, daß sie so wohl bey besondern Glück, als Unglück, gleichgültig bleiben. — Hazardspiele sind den Persern im Koran untersagt, und ich habe nie bemerkt, daß einer unter ihnen dieses Gesetz übertreten hätte. Das Schachspiel lieben sie sehr.

Achter Abschnitt.

Von den persischen Mönchen.

Diese Mönche haben viele Aehnlichkeit mit den Bettelmönchen der Catholiken. Sie heißen Derwische, welche Benennung einen Menschen andeutet, der sich vorgenommen hat, entfernt von der Welt und den weltlichen Lüsten, sein Leben in der Gemeinschaft Gottes zuzubringen, seine Handlungen nach den Handlungen heiliger Leute einzurichten, um sich also die Gnade des Himmels zu erwerben. Sie sind meistens die nichtswürdigsten Leute von der Welt, die bloß, um allenthalben betteln zu dürfen, Mönche werden. Zur Beförderung des allgemeinen Besten tragen sie gar nichts bey, sondern betrügen und bestehlen noch überdieß ihre Wohlthäter, wenn sie nur dazu Gelegenheit finden.

Den Ursprung der Derwische leiten die Perser aus den Zeiten Mosis her. Sie erzählen: Moses habe sich mit einigen von seinem Gefolge an dem Fuße des Berges Sinai befunden; hier sey ihm Gott erschienen, welchen er dann zu einer Abendmahlzeit eingeladen habe. Nachdem Moses dazu alle nöthige Veranstaltungen gemacht, gieng er aus, um Gott zu sich abzuholen. Gott hatte schon vorher ein schlechtes ungewöhnliches Kleid angezogen, und war in die Hütte des Moses gekommen. Er traf da einen Bedienten an, welcher die zur Abendmahlzeit nöthigen Vorbereitungen machte, und von diesem verlangte Gott nach Art der Bettler ein Stück Brod: er bekam es, und gieng auf den Berg Sinai zurück, wo er seinen Wirth antraf, und ihm, zum Beweise, daß er schon bey ihm gewesen,

das Brod vorzeigte. Nach diesem Beyspiele Gottes richten sich nun die Derwische.

Die Derwische haben viele Orden unter sich: ich habe vierzehn derselben kennen gelernt.

1. Beck Daschi. Ihre Kleidung ist die gewöhnliche persische, nur daß sie einen in 12 Falten zusammen gerollten Turban tragen, um damit die Anzahl der 12 Imanen anzudeuten.

2. Mavlavi. Sie haben eine Mütze mit 4 Falten, und tragen einen aus dem Flaschenkürbis gemachten Becher, der am Knieband befestigt.

3. Haideri. Ihre Mütze besteht aus einem leinenen, oder wollenen Tuche von fünf Falten. Auf dem Rücken tragen sie ein rohes Schaaffell, an der rechten Lende eine Flasche, in der einen Hand einen Stock, in der andern aber ein Horn.

4. Seidschietali. Sie gehen mit bloßem Kopfe und bloßen Füßen: die Hüften und Schenkel bedecken sie mit einem Schaaffelle.

5. Medari tragen auch keine Mütze, und lassen das Haar unordentlich über die Schultern herabhängen.

6. Karedi gehen ganz grün. — 7. Nachschibendi. 8. Saliki. Mönche, die nicht herum reisen, sondern an einem Orte bleiben.

9. Achtari, sonsten auch Müchtari genannt. Diese betteln nicht selbsten, sondern haben ihre Zuträger. 10. Abdali, welche statt ihrer betteln, und das Erbettelte zu ihnen bringen müssen. Sie umhängen sich mit einem Schaafspelze, an welchem weder Kopf, Ohren, noch Füße, zu sehen seyn müssen. 11. Myssilli umgeben ihre Achseln mit einem Felle, wovon Kopf und Klauen abgelöst sind. 12. Kasaaki sind diejenigen Derwische, die sich auf den öffentlichen Straßen versammlen, und die Thaten ihrer Heiligen, ihrer Regen-

ten

ten und andrer großer verdienter Leute durch ausgesuchte Lobsprüche erheben. Sie gleichen einem Schauspieler, denn sie stellen die Person dessen, den sie erheben wollen, so gut sie können, vor. 13 u. 14. Kalandari und Aldschami sind Derwische von der schlechtesten Art.

Das Oberhaupt der Derwische wohnt in Mesched, und führt den Beynamen Pyr. Wenn jemand Derwisch werden will, so giebt er seinen Namen bey einem der geringern Vorgesetzten an, dient bey demselben sieben Jahre, um die Kunst, ein heiliges Leben zu führen, zu erlernen. Nach Verfluß dieser sieben Jahre bekommt er von seinem Lehrmeister ein Zeugniß, mit welchem er nach Mesched zum Pyr reiset, der ihm dann ein öffentliches Derwischen-Patent und die nöthigen Kennzeichen ertheilt.

Neunter Abschnitt.

Von der Caspischen See überhaupt.

Ueber den Abfluß der Caspischen See ist sehr viel gestritten. Ich glaube, behaupten zu können, daß die Ausdünstungen so viel Wasser erfordern, als die Flüsse beybringen, und daß eben diese Ausdünstungen den Flüssen wieder zu statten kommt. Dem ohngeachtet bleibt die Caspische See, weil sie mit dem Weltmeere gar nicht verbunden ist, ein Räthsel der Natur. Sie ergießt sich bald mehr nach Osten, und bald merklicher nach Westen. — Sie hat verschiedene Namen, welche man in **Corn. Bruin** Reizen over Moscovie door Persie en Indie p. 98. **Olearius** persianische Reisebeschreibung 273. und **Büschings** Erdbeschreibung I. Th. nachsehen kann.

Die

Die Gestalt der See ist nicht rund, wie man ehemals glaubte, sondern nach den Entdeckungen, die unter der Regierung Peter des Gr. gemacht worden sind, und nach denjenigen, die man dem geschickten Woodroof zu verdanken hat, ungleich länglich, läuft in viele Busen aus, und bildet von Astrachan bis Astrabad viele kleine Inseln. Sie hat bald schlammigten, bald Muschelgrund, und ihre Tiefe ist so verschieden, daß man an einer Stelle kaum Grund findet, da hingegen an einer andern kein Kriegsschiff segeln kann.

Da die Caspische See nicht mit dem Ocean verbunden ist, so ist auch die Schiffarth auf derselben von keiner gar großen Wichtigkeit. Die Winde wüten auch ungemein auf ihr, weil sie rund mit Gebirgen umgeben ist.

Die See ist nach Verhältniß ihrer Größe arm an Producten. Doch muß man die Fische derselben für eine Schatzkammer der Krone ansehen, denn Fischerey ist die Hauptbeschäfftigung verschiedner Völker dieser Gegend. Der Fischfang wird in den großen und kleinen abgetheilt: unter den ersten gehören Belugen, Störe, Starlette und Sewrugen; auch Karpfen, Schridfische und Sandarte. Der kleine Fischfang begreift die Braschen, den Idus, die Rothaugen, den Ohrfisch, den Rothfisch, den Naßfisch, den Weißfisch, den Kopffisch, den Blickfisch, den Hecht, Karausche, Schleyen, Lachse u. s. w. Diese Fische vermehren sich alle auf eine erstaunende Art in der Caspischen See.

Unter den vierfüßigen Thieren ist der Seehund das einzige, welches sich in der Caspischen See fortpflanzt. Andere Seethiere und Pflanzen gehen der Caspischen See ganz ab: auch von Muscheln findet man nur wenige Arten.

Aus dem Gänse- und Entengeschlechte findet man den Schwan, die chinesische Gans, die Hausgans, die Gans Kasarka, die gehörnte Ente, die Bereikla Ente, die breitschnabelichte Ente, die Ente clangula, alle bekannte Gattungen von Krückenten, die Ente mit dem langen, spitzigen Schwanze, die Märzente, die gehaubte Ente, und endlich eine noch neue Art, die in der rußisch asiatischen Landessprache Kekuschka heißt.

Aus dem Reigergeschlechte trifft man folgende Gattungen an. Den Kranich, Storch, den schwarzen Storch, den Quackreiger, Fischreiger, den gehaubten, purpurfarbenen Reiger, den großen Vorreiger, den großen Cayennischen Reiger mit Streifen, den Castanienfarbenen, und den Okerfarbenen Reiger; den schneeweißen Reiger, und einen neuen besonderen Reiger, mit einem gelben Schnabel und Schabelhaut, einer Castanienfarbenen Haube, schwarzen Kopfe, ungemein verlängerten gelblichen Halse, Rücken, Füßen und Zehen.

Ferner sind in der Gegend der caspischen See Becaßinen, Wasserhüner und eine besondre Art Schnepfen. Man trifft auch Kibitze, Seelerchen, Austerndiebe, schwarze Seehüner, Blauvögel, Wasserhennen, alle Arten von Mevengattungen, Kropfgänse, Krähen, Sperlinge und Spechte an.

Die Caspische See ist sich in Ansehung ihres Wassers nicht gleich; denn sie ist theils wegen der beträchtlichen Anzahl der Flüsse, welche sich in sie ergiessen, und theils durch die Beschaffenheit ihres Grundes, vielen Veränderungen unterworfen. An verschiedenen Orten ist das Wasser salzig, und bitter, an andern süß. Das Wasser enthält ungemein viel Salz.

Man bemerkt auch auf der Caspischen See Ebbe und Fluth, allein die Natur beobachtet dabey nicht die Ordnung, wie bey andern Meeren.

Am zehnten Februar verließ ich den Hafen von Enzelli, weil mich der Chan von Gilan nach Räscht einladen ließ, und so gar die Reisekosten über sich nehmen wollte. Gegen 11 Uhr Vormittags kam ich in Peribazar an. Dieser Flecken ist nicht sehr groß, und die Häuser sind, wie in Gilan, ganz auseinander gestreut, angelegt. Ich traf daselbst schon Abgeordnete des Chans an, in deren Begleitung ich mich nebst meinen Reisegefährten Nachmittags zu Pferde setzte, und nach Räscht ritt. Der Weg ist sehr elend und gefährlich, denn bey jedem Schritte ist das Pferd in Gefahr zu stürzen, oder einen Fuß zu zerbrechen.

Als wir den halben Weg nach Räscht zurück gelegt hatten, stießen einige zwanzig angesehene Perser auf uns, um uns einzuholen, wodurch unser Zug ansehnlich wurde. Je näher wir an die Stadt kamen, je mehr stellte sich das neugierige Volk ein, um uns zu betrachten, und da wir wirklich in derselben angekommen waren, fanden wir alle Gassen mit einer so ungeheuern Menge Menschen angefüllt, daß man Ursache zu glauben hatte, es sey ein Wunderding angekommen. Nach drey Tagen hatte ich nebst meiner Begleitung die erste feyerliche Audienz beym Chan. Sein Betragen entsprach unsern Wünschen. Es standen Stühle für uns in Bereitschaft, die mit feinen rothen Laken überzogen, und mit breiten goldenen Lahntressen besetzt waren. Wir legten auch unsre Stiefeln nicht ab, welches sonst bey einer Audienz nothwendig ist. Der Kalian wurde herum gegeben, und man setzte Caffee, Thee und andre Erfrischungen vor. Der Chan hieß uns tausendmal willkommen seyn, und ließ sich mit mir in ein freundschaftliches Gespräch ein. Es wurde ihm der Endzweck meiner Reise abermal erklärt, und er schien über alles nicht nur äußerst zufrieden zu seyn, sondern er

versprach

versprach mir in den nachdrücklichsten Worten allen nur möglichen Beystand: er sagte sogar, er habe erfahren, daß einige Chans mich nicht mit gehöriger Art aufgenommen hätten, und daß er aus diesem Grunde es sich besonders wolle angelegen seyn lassen, meine Reise zu erleichtern, und dadurch dem rußischen Hofe seine Ehrerbietung bezeigen. Nach einer Stunde entfernte ich mich. Auf dem Hofe des Pallastes, über welchen wir zurück giengen, standen auf beyden Seiten vier Reihen Soldaten im Gewehr, eine große Anzahl Jeßauls begleitete uns aber nach Hause, und diese thaten uns wirklich gute Dienste, indem sie das von allen Seiten zurennende Volk vertrieben. Den folgenden Tag und etliche darauf statteten die vornehmsten Perser ihre Besuche bey mir ab, da es dann die Höflichkeit erforderte, daß auch ich meine Gegenbesuche machte, wodurch ich viele Zeit verlor.

Am 23sten lud mich Hedaet Chan abermals ein, und zwar zum Mittagsessen; weil aber der Chan wußte, daß wir nicht auf persische Art würden speisen können, ließ er uns einen Tisch setzen: Löffel, Messer und Gabeln wurden von mir entlehnt. Die Speisen für mich und meine Gefährten waren von Armeniern nach europäischer Art zugerichtet. Nach $\frac{3}{4}$ Stunden wurde die Tafel aufgehoben. Abends war das ganze Palais des Chans illuminirt, und auf dem Wege, den wir von unsrer Wohnung bis zu demselben zu machen hatten, brannten auf beyden Seiten Fackeln. In dem Zimmer, wo man uns bewirthete, brannten viele Wachslichter, und alles war mit Orangefrüchten belegt. Blumen zierten das Ganze noch mehr aus. In der Mitte des Zimmers sprang eine Fontaine, und hinter derselben hörte man Instrumental- und Vocalmusik. So still es beym Mittagsessen zugieng, so laut war alles

Abends: der Hauptgegenstand der Unterredung war, daß man rechtschaffen essen und trinken müsse. Wie ich dem Chan auf sein Befragen die Musik wider meine Empfindung lobte, wünschte er auch die unsrige zu hören, denn er wußte, daß einige von meiner Gesellschaft auf der Violin spielten. Es schien, als gefiele ihm unsere Musik besser, besonders da einige Menuets dabey getanzt wurden, die eben deswegen, weil sie weniger Lüsternes haben, als die persischen Lustbarkeiten dieser Art, ihm, wie er sich ausdrückte, als ein unschuldiger Reiz vorkamen. Ein persischer Musikus wird von seinen Landsleuten gar nicht als ein Mann von Verdiensten angesehen, denn nur die aller elendesten Leute beschäfftigen sich mit dieser Kunst. Ich erzählte bey dieser Gelegenheit dem Chan einiges vom Zustande der Musik in Europa. Um 11 Uhr begab ich mich nach Hause.

Die regnigte Witterung hielt mich verschiedene Tage ab, Excursionen zu machen, und ich besuchte Gesellschaften. Am 25sten hatte ich Gelegenheit, alles zur persischen Schreiberey nothwendige zu beobachten, und kennen zu lernen. Die Perser machen ihr Papier aus kleinen Stücken feiner baumwollener, oder seidener Zeuge, gemeiniglich in einem länglichten Octavformat. Sie glätten es auf einem feinen Steine, und beschaben es mit einem Stücke Glas so lange, bis es ganz zart und fein ist. Wenn die eine Seite ihren bestimmten Glanz erreicht hat, wird es auf die andre Seite gelegt, und mit derselben eben so verfahren; weil aber dadurch das Papier leichtlich zerrissen werden könnte, so rollen sie es cylindrisch zusammen. Die Dinte machen sie aus Galläpfeln, gebrannten Reis, und Gummi, wenn sie schwarz seyn soll, und ihr Siegellack besteht aus einer ähnlichen Materie mit der Dinte. Ihre Federn schnei-

den

den sie aus einem Rohre, welches man aus Jspahan und Schiraß bringt. Die Perser schreiben, wie die meisten Morgenländer, von der Rechten zur Linken, und lieben eine vielfältige Richtung in ihren Linien, daß sie einige ganz, andere halb, und wiederum einige nur bis auf den vierten Theil ausschreiben, um zu zeigen, wie geübt sie im Lesen sind. Sie sind bey ihren Schreibereyen sehr reinlich, und leiden nichts ausgestrichenes, oder fleckigtes.

Am vierten März besuchte ich eine persische Badstube: es gereut mich nicht, denn kein andrer hätte mir den guten Begriff davon machen können, den ich nachher aus eigener Erfahrung hatte. Die Badstuben haben mit den rußischen keine Aehnlichkeit. Es ist schwerlich ein Dorf in Persien ohne Badstube: in Städten sind ihrer viele. Diese Bäder sind öffentlich; auch Christen können sich ihrer gegen Miethgeld bedienen. Sobald man in die öffentlichen Badstuben tritt, kommt man in eine große Stube, wo eine gemäßigte Hitze herrscht; da zieht man sich aus, und nimmt auch wohl erst Thee, Caffee, Punsch, oder glühenden Wein. Von da begiebt man sich in das wirkliche Badezimmer, nachdem man erst durch ein etwas heißeres gegangen ist. In diesem findet man zween Tröge, davon der eine kaltes, der andre warmes Wasser enthält. Unterirdische Oefen erhitzen das Zimmer. Die Perser sind aber nicht allein damit zufrieden, daß sie sich mit Wasser abwaschen, sie lassen sich auch durchseifen und reiben. Das Reiben thun Bedienten, und zwar nicht sonderlich behende. Die Hitze in den Stuben ist fast unausstehlich.

Am zehnten März feyern die Persianer ihr Neujahrsfest, und schon um Mitternacht werden Kanonen und Musqueten gelößt. Alles, was sich unter ordent-

liche Leute zählt, erschien sowohl aus der Provinz, als Stadt, beym Chan, wünschte Glück, und brachte Geschenke. Man sagt, daß der Chan an dem heutigen Tage gegen 50000 Rubel an Geld und Waaren eingenommen habe. Ich überschickte ihm auch Sammt, Goldstücke, und ausländische seidne Zeuge, gegen 250 Rubel am Werthe. Der Chan nahm es mit Politesse auf, besuchte mich nach einigen Tagen, und versicherte, daß er die aufrichtigsten Gesinnungen gegen mich hege. Die Neujahrsfeyer währt 10 Tage lang: die Lustbarkeiten bestehn im Saufen, Pferderennen, wobey die Ritter sich einander so nahe zu kommen suchen, daß sie einander berühren können. Besuche werden bey Gelegenheit dieses Festes häufig gemacht, und wenn es sich thun läßt, kleidet sich gern jedermann neu.

Am drey und zwanzigsten wollte mir der Chan ein besonderes Vergnügen machen. Er nöthigte mich einige Werste von der Stadt in sein Feldlager zu sich, und versprach mir, einen großen Theil seiner gewöhnlichen Lustbarkeiten zu zeigen. Weil aber heftiges Regenwetter einfiel, wurde alles bis zum fünf und zwanzigsten verschoben. Doch sah ich seine Art zu reiten. Eine halbe Stunde zuvor, ehe er aus dem Lager aufbrach, und nach der Stadt zu kommen gedachte, kam ein Kourier über den andern, seine baldige Ankunft zu verkündigen; sobald er sich aufs Pferd setzte, verdoppelte sich die Anzahl derselben, und der ganze Weg war mit denselben wie besäet. Einige Flintenschüsse vor ihm voraus erschien eine andre Anzahl bewaffneter Ritter, die durch ein erschreckliches Geschrey den ganzen Weg über des Chans Gegenwart ansagten, und dadurch jenen von Menschen und Vieh rein machten. Auf diese folgten 8 Paradepferde, die von einem Kriegsbedienten geführt wurden, auf diese einige Läufer sammt

dem

dem Kallianträger; gerade vor dem Chan ritt der Marschall mit seinem Stabe voraus, und dann folgte jener mit der bey sich habenden Suite, die jederzeit aus den vornehmsten bey seinem Hofstaate befindlichen Personen, oder aus seinen Bekannten, besteht: so wie er sich der Stadt näherte, befand sich auf beyden Seiten eine große Menge Volks, welches durch viele Verbeugungen des Leibes dem Beherrscher seine Hochachtung zu erkennen gab. Die Derwische in der Stadt erhoben mit lauter Stimme die Thaten des ankommenden Fürsten, und hießen ihn willkommen.

Das Pferderennen ist bey dem Perser eine der vorzüglichsten Kriegsübungen. Man erwählt auf freyem Felde einen geräumigen Platz, auf dem wenigstens zwölf um die Wette reitende Menschen sich mit einander herumtummeln können. Die Ritter haben alle hölzerne Stäbe, die an dem einen Ende zugespitzt, und an dem andern platt sind: sie reiten mit einer unglaublichen Behendigkeit, und fast beständig in einer zirkelförmigen Richtung auf dem Platze unter einander herum, und derjenige, der dem andern so nahe kommt, daß er ihm mit seinem Stabe einen Hieb zu versetzen glaubt, wirft solchen auf denselben, er mag nun einen Theil des Leibes treffen, welchen er will. Oft bleiben Ritter im Streite.

Am fünf und zwanzigsten gieng ich auf die wiederholte Einladung des Chans ins Lager, dessen Umfang etwa 2 Werste betrug. In den Zelten selbst beobachtete man keine Ordnung: sie waren weder in gewissen Reihen aufgeschlagen, noch auch sonst regelmäßig angebracht. Die Gezelte des Chans und der Vornehmen insgemein sind länglicht, und werden von zwey, oder drey Stangen unterstützt. Die auswendige Seite ist von feinerm, oder gröberm Kattun, und die inn-

wendige mit seidenen, oder wollenen Zeugen bedeckt. Auf der Erde sind Teppiche ausgebreitet, und auf den Seiten liegen Polster zum Niedersetzen. Die Beschäfftigungen der Perser in diesem Lager waren sehr wild: einige ritten so rasend unter einander, daß man außerhalb dem Zelte immer in Gefahr stand, überritten zu werden. In dem Zelte des Chans war Musik. Die vornehmsten musikalischen Instrumente waren: 1) Kamantschin, oder persische Violine; sie ist mit 3, oder 4 Saiten bezogen, die auf einem langen, schmalen und fast kegelförmig gestalten Körper versehen sind: auf beyden Seiten sind so viele Schrauben, als Saiten, auf das Instrument gezogen. Der Resonanzboden ist rund, drey, oder vier Querfinger breit, und mit einem häutigen Flecke überzogen. Unten endigt er sich entweder mit einer Spitze, oder er läuft in einem metallenen Stifte aus. Man streicht dieses Instrument mit einem Bogen von Pferdehaaren, und indem man auf demselben spielt, ruht der Resonanzboden auf der Erde, wie eine Viola die Gamba auf. 2) Tschefesde, eine Art von Panduren, welche aus vielen meßingernen Drathsaiten besteht, von welchen die zwey nächsten einerley Ton haben; sie wird mit den Fingern gerissen. Von Harfen ist eine Gattung, welche Tschie heißt: sie gleicht einem stumpfen Triangel, hat sechs Saiten, und wird auch mit den Fingern gespielt. 3) Eine andre Art hat mehr Saiten, ihre Gestalt ist aber viereckigt, und sie wird mit eigenen dazu verfertigten Stöcken gestrichen. 4) Gurnai, oder Schalmeyen, den unsrigen vollkommen ähnlich, sowohl der Gestalt, als dem Tone nach. 5) Sinschi, wirkliche türkische metallene Schüsseln, oder Becken, die an einander gestoßen werden. Diese Instrumente sahe und hörte ich alle bey Hedaet Chan, weil sie die vorzüglichsten sind: abwechselnd hörte

te man auch Pauken, die in der Mutterſprache Nagarn heißen. Die perſiſchen Poſaunen ſind von keiner beſtimmten Größe: auf dieſen wird Morgens die Reveille und Abends Retirade geblaſen. Es giebt übrigens noch mehrere Gattungen von muſikaliſchen Inſtrumenten. Gemeiniglich iſt mit der perſiſchen Inſtrumentalmuſik auch Vocalmuſik verbunden.

Täglich wurde in dem Lager gejagt und gefiſcht, und man ſtellte ſogar Menſchengefechte an. Zwey ſchlanke und im Ringen geübte Kerle zogen ſich beynahe nackend aus, und kämen vor das Zelt des Chans. Jeder gab genau auf die Stellungen und Bewegungen des andern Achtung, und wenn er eine vortheilhafte Lage glaubte erſehen zu haben, ſo bediente er ſich derſelben, und ſah hernach mit Schaden, daß der andre ihn nur dadurch angereizt hatte. Der Sieg beſtand darinnen, daß einer den andern niederwarf. Der Sieger wurde vom Chan beſchenkt. Der Chan hatte auch einen Seiltänzer bey ſich. — Nach einigen Tagen verließ ich das Lager.

Den 1 April. Die linke Seite iſt bey den Perſern die Ehrenſeite. Wenn ſich zwey Perſer auf der Straße begegnen, ſo begrüßt derjenige den, welchen er zuerſt zu ſehen bekommt, mit dem Worte Salamik, welches ſo viel, als alles Heil, bedeutet. Dieſer antwortet dann Alikſalam. Wenn Bekannte einander lange nicht geſehen haben, ſo geben ſie ſich die Hände, küſſen ſich, und nachdem ſie die Hände wieder losgelaſſen, und einer dem andern die rechte an Mund und Stirn gelegt hat, brechen ſie in folgende Begrüßungen aus: Tſakſen, Damaimtſchochdur, Keffitſchochden, d. i. biſt du geſund, wie ſteht es um deine Geſundheit, und wie befindeſt du dich. Wenn Perſer einem von einer andern Religion begegnen, oder zu ihm ins Haus kommen, ſo

begrüßen sie ihn mit den Worten: Gott bewahre dich: und der andre sagt: ich bedanke mich.

Den 3 bis 15 April machte ich botanische Excursionen, und fand verschiedene merkwürdige Pflanzen. Den 16ten besuchte ich mit einigen meiner Gesellschaft den Aeltesten der Juden, welche hier ihre eigne Slobode haben. Die Persianer nennen sie Jahud, die Armenier Tschut, und die Grusiner Uria: sie selbst haben den biblischen Namen Israeliten beybehalten. Sie sind durch das ganze mitternächtliche Persien, theils in einzelnen Familien, theils in mehr, oder weniger beträchtlichen Horden zerstreut. Sie sagen selbst, daß sie als Gefangene in diese Gegend gebracht worden: sie sagen, daß sie aus den Stämmen Benjamin und Juda wären. Ihre Rabbinen verstehen die hebräische Sprache: sie selbst aber reden diejenige, welche in der Gegend üblich ist, und diese wird auch in der Synagoge gebraucht. Sie bewohnen meistens die Gegenden an der Küste, oder das caucasische Gebirge. Einige leben von dem Ackerbau und der Viehzucht, andre aber von der Handlung. Sie waren ehemals sehr zahlreich; allein das drückende persische Joch hat viele veranlaßt, sich tiefer ins Gebirge zu ziehen, so daß ihre Anzahl bis auf den zehnten Theil verringert ist. Einige beschäfftigten sich auch mit der empirischen Arzneywissenschaft, und andre mit dem Menschenhandel. Man hat Mühe, sie von den Persern zu unterscheiden. Sie bekümmern sich gerne um Nachrichten, die ihre auswärtigen Glaubensgenossen betreffen, doch zeigen sie kein besonderes Verlangen, mit ihnen gemeinschaftlich zu leben. Die Abgaben, die sie tragen müssen, sind verschieden: an den meisten Orten läßt man ihnen kaum so viel übrig, daß sie leben können. Ueberall erdulden sie die größte Verachtung: sie sind ohne alle Ursache, oder doch schon

bey den geringsten Versehen, oder Fehlern, den schwersten Leibes- oder sogar Lebensstrafen ausgesetzt; jedermann kann einen Juden nach Gutbefinden behandeln, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden. Unter Hedaet Chan befinden sie sich etwas besser: dieser Herr, welcher nichts aus der Acht läßt, was einen Einfluß auf seinen Nutzen hat, weis sich auch zu diesem Endzwecke der Juden zu bedienen. Ihr Aeltester, den ich heute besuchte, ist sein Mäkler, und handelt mit einigen seiner Glaubensgenossen auf Rechnung des Chans, oder wenigstens auf halben Gewinnst; daher genießen sie viele Freyheiten, geben statt Abgaben Geschenke, und befinden sich ganz wohl. Eine andre Ursache dieses bessern Zustandes soll diese seyn. Eben der Aelteste des Volks hat eine schöne Tochter, welche eine Freundinn des Chans ist, und die keine Gelegenheit vorbey läßt, ihren Landsleuten das Wort zu reden. Ich sah, daß der Mann sehr bemittelt seyn mußte. Ich trank einen besondern Wein bey ihm, der auf folgende Art zubereitet wird. Man kocht den ausgepreßten Saft so lange, bis sich oben ein Schaum von einer mäßigen Dicke setzt, den man mit einem Löffel abnimmt; nachdem er abgenommen ist, füllt man das Nachgebliebene in irdene Gefäße, gräbt solche in die Erde ein, oder setzt sie sonst an einen kühlen Ort, und läßt den Saft auf diese Art ohngefähr 3 Monate lang ruhig stehen, binnen welcher Zeit er in Gährung übergeht. Der in Wein verwandelte Most wird hierauf ausgeschöpft, durchgesiebt, und auf Fässer, oder in Flaschen, gefüllt. Dieser Wein gleicht dem spanischen vollkommen, er verursacht aber, wenn man viel davon trinkt, Kopfschmerzen.

Vom 17ten. Heute war der Feyertag, welcher von den Persern zum Andenken von Hußeins Märty-

rertode angestellt wird. Der Ursprung dieses Festes ist folgender: Hußein, Sohn des Ali, war gegen Jesib, den Fürsten von Damaskus, zu Felde gezogen, und verlor das Leben. Das Andenken dieser Begebenheit zu erhalten, sind die 10 ersten Tage des Monats Muharrem ausgesetzt, da denn der ganze Verlauf der Begebenheit auf den Straßen vorgestellt wird. Vormittags erscheint das Volk in den Metscheten fleißiger, als gewöhnlich. Da werden aus der Geschichte der Märtyrer gewisse Abschnitte vorgelesen, oder gesungen, um Hußeins Märtyrertod recht lebhaft vorstellen zu können. In den ersten Tagen stellen sie sich, als ob ihnen der Tod noch unbekannt wäre: sie erscheinen bey der Nacht Slobodenweise mit Fackeln und Lichtern auf den Gassen, singen Lieder mit entsetzlichem Geschrey, und geißeln sich. Der Name des Propheten erschallt beständig in der Luft, und alle Winkel werden, in der Hoffnung, ihn zu finden, durchsucht. Man sollte bey dieser Gelegenheit nichts als Spuren eines traurigen und klagenden Herzens erwarten; aber nichts weniger. Alle Leidenschaften drücken sie durch ein rasendes Lermen aus, welches sehr oft durch das unanständigste Lachen unterbrochen wird. So viele Sloboden in der Stadt sind, so viele Processionen werden angestellt, deren jede einen bestimmten Sammelplatz hat. Auf diesen Sammelplätzen, bey welchen der Slobodenälteste das Commando führt, sieht man das Grabmal Hußeins: in demselben wird das Schwert, mit welchem er gefochten, vorgezeigt, so wie sein Bogen und Schießgewehr. In einem andern Winkel sitzt seine Familie gefangen. An einer Seite stehen Sänger, die ihrem Halse durch Geschrey so sehr, als ihrer Brust durch Schläge, zusetzen. Caffee, Thee und Confituren werden unentgeltlich jedem gereicht. Zu einer gewissen Zeit bricht der

Anführer

Anführer der Slobode mit seiner Procession von dem Sammelplatze auf: Voran wird eine Fahne getragen, dann folgen ein oder mehrere Handpferde, die mit Edelgesteinen behängt sind, und Hußeins Staatspferde vorstellen sollen. Auf diese folgen die Schreyer und Slobodianer: leztere tragen Wachskerzen, und sind in mehrere Haufen abgetheilt. In dieser Ordnung gieng die Procession zu der Wohnung des Chans, spielte, sang, schrie, und wanderte von da durch alle Straßen der Stadt. Da nun in Räscht 8 Sloboden sind, so zogen auch täglich 8 Processionen herum. An einem Tage wurde Hußeins Tod selbst vorgestellt. Die Ceremonien waren eben die, nur stellten sich die armen Leute noch unsinniger: einige giengen in ihrer Wuth so weit, daß sie durch Einschnitte, welche sie in die geschorne Kopfhaut nach der Länge und Quere machten, sich so verwundeten, daß das Blut auf allen Seiten herabfloß: endlich stellten sie das Gefecht zwischen Jesib und Hussein vor, worinnen lezterer, nebst seinem Anhange, umkam. Die omerische Secte wird bey dieser Gelegenheit sehr verflucht.

Am 18ten hatte ich einen Besuch von einem indianischen Wundarzte, wodurch ich Gelegenheit hatte, den Zustand der persianischen Arzneykunst genauer kennen zu lernen. Sie gründet sich auf Aberglauben, welcher in dem ganzen Orient, besonders aber bey den Persern, Arabern und Indianern, das Fundament der Wissenschaften, und Richtschnur aller Handlungen ist.

Alle Arzneyen sind entweder von einer kalten, oder warmen Natur. Jede hat verschiedene Stufen. Diese verschiedenen Stufen muß man nach der Verschiedenheit der kalten und warmen Krankheiten, der kalten und warmen Temperamente ganz genau wissen. Dieß ist ein gewisser Satz.

Man

Man darf keinem Kranken, er sey wer er wolle, nicht die geringste Arzney geben, ohne vorher seinen Puls untersucht zu haben. Dieß ist eine Hauptregel. Doch kennen die Perser nur den langsamen und geschwinden, den starken und schwachen Puls: sie untersuchen ihn sowohl an der Hand, als an den Schläfen. Auf den Urin und Excremente sehen die persischen Quacksalber bey Heilung der Krankheiten nie.

Muhamet Ben Sakara (Muhamed, Zachariä Sohn) lehrt von den Krankheiten folgendes:

Kopfkrankheiten entstehen von überflüßigem Geblüte, von der Hitze, von der Kälte, von warmen Winden, wie der arabische ist, und vom Magen.

Wenn die Vollblütigkeit Kopfweh verursacht, so ist das Gesicht und Augen roth, man kann das Haupt kaum aufrecht erhalten, der Kranke schläft viel, hat Schwindel, und es schweben ihm beständig düstere Wolken um die Augen herum. In dieser Art Kopfschmerzen muß man aus der Ader Makal Blut abzapfen. Man bäckt Brod, mischt Fenchel darunter, und giebt es dem Kranken zu essen. Man läßt ihn den aus noch nicht ganz reifen Trauben ausgepreßten Saft trinken. — Zum gewöhnlichen Getränke kocht man Gerste ab, und thut Corinthen hinein.

Bey Nasenbluten ist der ausgepreßte Saft von Eselskoth, mit der Nase an sich gezogen, dienlich: hilft es nicht, so öffnet man die Ader am Arme; bey anhaltendem Nasenbluten wird eine Ader an der Stirne geöffnet. — Wenn Vollblütigkeit Augenschmerzen erregt, so nimmt man Eyweiß, und bestreicht die Augen damit: hilft es nicht, so öffnet man eine Ader nahe an den Augen. — Wenn beym Husten der Schleim nicht abgeht, der Athem kurz wird, und ein Keichen dazu kommt, so ist der Rettig in Wasser abgekocht ein

vortreffli-

vortreffliches Gegenmittel; — überhaupt sind rohe Rettige in vielen Krankheiten heilsam. — Wenn sich bey einem Menschen seine natürliche Farbe in eine unnatürliche verwandelt, so giebt man ihm einen Sperling mit Eßig gekocht zu essen. Schmerzende Gelenke beschmiert man mit Kameeldrecke und Butter. — Hasenleber an die Gelenke gerieben, thut eben das. — Wer viel Hasen ißt, wird austrocknen, und wenig Gesundheit behalten: einem Narren Hasenleber und Fleisch zu essen gegeben, wird ihm den Verstand herstellen. — Beym Schlangenbiß eine Maus aufgerissen, und auf den Biß gelegt, zieht allen Gift aus: die gekochte Galle eines Bocks gegessen, thut auch gute Dienste. Aus einem in türkischer Sprache geschriebenen Buche ließ ich mir folgende närrische Arzeneyen erklären. Das monatliche Blut auf einen Acker eingegraben, macht, daß keine Heuschrecken darauf kommen, welche sonsten das Korn abfressen würden. — Will man wissen, ob eine schwangere Frau einen Sohn, oder eine Tochter, gebähren werde, so nimmt man etwas Milch von dieser Frau, und tröpfelt sie ins Wasser; sinkt sie unter, so wird ein Sohn geboren werden, schwimmt sie oben, eine Tochter. Ingleichen, wenn die Warzen an den Brüsten schwärzlich aussehen, so wird ein Sohn, sehen sie aber rötlich aus, eine Tochter geboren. — In dem Durchfalle nimm saure Milch, und koche sie, bis sie dick wird; dann gieß Wasser zu, und koche sie zum andernmal, bis sie dick wird, gieß frisches Wasser zu, und koche sie zum drittenmal, bis noch etwas übrig bleibt. Dieses Wasser dem Kranken zu trinken gegeben, wird eine zusammenziehende Wirkung haben. Wenn die Arme, oder Knochen, weh thun, nimm Mark aus Pferdeknochen, und schmiere die leidenden Theile damit; es hilft. Thun die Knochen in den Füßen weh, so nimm

das

das Mark von den Hinterfüßen eines Pferdes, und schmiere sie damit; es hilft. — Wenn einer behext ist, so nimm geraspeltes Eichenholz, leg es in Brandewein, und gieb es dem Verhexten zu trinken; die Hexerey geht weg. — Wenn ein Kind Tag und Nacht schreyet, so nimm den Geifer eines Kalbes, und schmiere den ganzen Leib des Kindes damit; es wird aufhören zu schreyen. — In dem Mastdarmbruche verbrenne junge Eichblätter zu Asche, mische sie unter das Essen, so wird der Darm wieder zurücktreten. — In großen Nabelschmerzen Weidenblätter mit Wasser gekocht, Brandewein darunter gemischt, und drey Tage hinter einander getrunken, hilft. — In offenen Schäden, wo viele unreine Materie vielfärbig fließt, nimm Wurzeln der Brennnessel, brenne sie zu Asche, und bestreue die Wunde damit u. s. w.

Am 23sten reiste ich nach der Stadt Langarud *), und am 24sten kam ich Mittags in der Stadt Lahitschaan an. Dieser Ort ist schon von langen Zeiten her unter persischer Herrschaft, und hat, gleich andern Städten dieses Reichs, viele widrige Schicksale ertragen: sie ist in sieben Sloboden eingetheilt. Ihre Lage ist gesünder, als die von Räscht; denn sie liegt auf einem erhabenen Grunde, und das Gebirge eröffnet sich gegen dieselbe, daß die Luft auf allen Seiten frey durchstreichen kann; daher trocknet ein einziger warmer Tag den Koth, den ein vielfältiger Regen verursacht hat, auf einmal aus. Hedaet Chan ist Besitzer dieser Stadt und des umliegenden Distrikts. Die Einkünfte hängen von dem Willen des Beherrschers ab. Ich sah hier viele Menschen durch die persischen Pocken verunstaltet. Man beobachtet, daß in dem ganzen nördlichen Persien diese

*) Siehe den 11ten Theil dieser Sammlung von Reisen. Seite 4 und 17.

diese Krankheit sechs, acht bis zehn Jahre lang gänzlich ausbleibt, aber auf einmal sich wieder einstellt, wobey aufmerksame Leute allemal einige Tage zuvor den arabischen Südwind bemerkt haben. Der Reisbau ist die Hauptbeschäfftigung der Einwohner dieser Gegend.

Vom 5ten bis 9ten May befuhr ich das Gestade der Caspischen See, um eine gute Bank zu finden, weil der Hafen von Enzeli nicht sicher ist; allein meine Bemühung war vergebens. So viel ist gewiß, daß, wenn Rußland den Handel hier erweitern will, erst durch Kunst ein sicherer Hafen, oder Kanal, gegraben werden muß.

In der gilanischen Aussprache habe ich einige Abänderungen von der persischen bemerkt. Sie bestehen fast ganz allein in Provinzialbenennungen. Hier ist eine Probe.

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
1. Eins.	Bier.	Iaek.	Ira.
2. Zwey.	Iki.	Do.	Duta.
3. Drey.	Utsch.	Se	Seta.
4. Vier.	Dort.	Tschahar.	Tschaharta.
5. Fünf.	Besch.	Pantsch.	Painschta.
6. Sechs.	Alti.	Schisch.	Schischta.
7. Sieben.	Ieti.	Hafft.	Haffta.
8. Achte.	Saekis.	Hascht.	Haschta.
9. Neune.	Dokus.	No.	Nochta.
10. Zehne.	On.	Da.	Data.
11. Eilfe.	On Bier.	Ia - sda.	Ias data.
12. Zwanzig.	Igermi.	Bis.	Bista.
13. Dreyßig.	Otus.	Si.	Sita.
14. Vierzig.	Garch.	Tschit.	Tschitta.
15. Hundert.	Ius.	Sadd.	Sadta.
16. Tausend.	Mien.	Hasar.	Hasarta.
17. Zehntausend.	On Mien.	Da Hasar.	Da hasarta.

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
18. Hundert-tausend.	Ius Mien.	Sadd Hasar.	Sadd hasarta.
19. Eine Million.	Mien Mien.	Hasar hasar.	Hasar hasarta.
1. Gott.	Tari.	Chada.	— —
2. Der Teufel.	Scheitan.	— —	— —
3. Der Himmel.	Gog.	Assaman.	— —
4. Die Wolke.	Bulut.	Aber.	— —
5. Der Wind.	Iel.	Baat.	— —
6. Der Sturm.	Kulack.	— —	— —
7. Der Reif.	Schabnam.	— —	— —
8. Der Nebel.	Duman.	— —	— —
9. Der Regen.	Iagasch.	Baran.	Varan.
10. Der Regenbogen.	Gausakasa.	— —	Adam.
11. Der Schnee.	Gar.	Bart.	— —
12. Das Eis.	Buo.	Iach.	— —
13. Der Hagel.	Taegar.	— —	Tenger.
14. Der Blitz.	Raad.	Radbasch.	— —
15. Die Donnerkeile.	— —	— —	Gorsorfun.
16. Das Donnerwetter.	Gokguruldi.	Assaman Sademikunet.	Gurachana.
17. Die Sonne.	Gun.	Assaab.	— —
18. Der Mond.	Ai.	Ma.	— —
19. Der Stern.	Oldus.	Satara.	— —

20. Die

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
20. Die Morgenröthe.	Saharatschaldi.	Tuluaesob.	— —
21. Der Morgenstern.	Sobolduſi.	Satareisob.	Tuluaebukudae. Rasa satara.
22. Der Nordwind.	Schemalgeli.	Badischemal.	— —
23. Der Ostwind.	Maschrachgeli.	Badimaschragi.	— —
24. Der Südwind.	Kablegeli.	Badikable.	— —
25. Der Westwind.	Makrapgeli.	Badmagrebi.	— —
26. Der Morgen.	Sahaar.	Sopha.	Saba.
27. Der Mittag.	Gunurta.	Sohor.	— —
28. Der Abend.	Achscham.	Magrap.	— —
29. Die Mitternacht.	Ierri Iedschi.	Nees Ieschap.	— —
30. Sonntag.	Iaekschambe.	— —	— —
31. Montag.	Duschambe.	— —	— —
32. Dienstag.	Saschambe.	— —	— —
33. Mittwoch.	Tscharschambe.	— —	— —
34. Donnerstag.	Peinschambe.	— —	— —
35. Freytag.	Tschuma.	— —	— —
36. Sonnabend.	Schambe.	— —	— —
37. Eine Woche.	Hafda.	— —	— —
38. Der Tag.	Gun.	Rus.	Rus.
39. Die Nacht.	Getscha.	Schap.	Schap.

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
40. Der Schatten.	Kolga.	Saia.	Saia.
41. Ein Jahr.	II.	Sal.	Sal.
42. Der Frühling.	Bahar.	— —	— —
43. Der Sommer.	Ias.	Tabastan.	— —
44. Der Herbst.	Pais.	— —	— —
45. Der Winter.	Ieseh.	— —	Samestan.
46. Ein Monat.	Ei.	Ma.	Ma.
47. Das Feuer.	Ot.	Atasch.	Atasch.
48. Der Rauch.	Tutun.	Dut.	Du.
49. Eine brennende Kohle.	Atasch.	— —	— —
50. Eine Kohle.	Kumus.	Sagasch.	Sagal.
51. Ein Funken.	Otschgun.	Tier.	Tier.
52. Die Luft.	I.	Bu.	Bu.
53. Das Wasser.	Su.	Ap.	Aph.
54. Der Fluß.	Tschei.	Rotkana.	Rubar.
55. Ein Wasserfall.	Sustastier.	Apsadamikenet.	Apsadakune.
56. Ein Bach.	Arch.	Tschub.	Tschu.
57. Das Ufer eines Flusses.	Tscheikaragi.	Kanaratkana.	Rubarekana.
58. Das Meer.	Dingies.	Daeria.	Dajerga.

59. Ein

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
59 Ein Meerbusen.	Mordop.	— —	— —
60. Eine See.	Gul.	Istalch.	Sal.
61. Der Morast.	Batschachter.	Tscumtschuma.	— —
62. Eine Grube.	Tschochor.	Gaudal.	Tschala.
63. Eine Insel.	Tapa.	— —	— —
64. Ein Teich.	Haus.	— —	— —
65. Eine Quelle.	Bolach.	Tscheschma.	— —
66. Ein Brunnen.	Gui.	Tscha.	Tscha.
67. Die Erde.	Ier.	Simin.	Simin.
68. Ein Berg.	Dach.	Ku.	Ku.
69. Ein Hügel.	Tapa.	— —	Kol.
70. Ein Feld.	Tschol.	Biaban Sahara.	Descht.
71. Eine Steppe.	Biaban.	— —	— —
72. Der Weg.	Iol.	Rha.	— —
73. Eine Brücke.	Kurpi.	Pol.	— —
74. Der Wald.	Tschengael.	— —	— —
75. Ein Baum.	Agatsch.	Daracht.	Dar.
76. Die Augenbraunen.	Gesch.	Abru.	Abru.
77. Die Augenlieder.	Muscha.	— —	— —

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
78. Das Weiße im Auge.	Koesinagi.	Sephider-schisch.	— —
79. Das Schwarze im Auge.	Koesinkaras.	Siahed-schisch.	Tscheschmi-siahe.
80. Die Klotzen.	Taschach.	Chaia.	Chaia.
81. Der Ast.	Rudach.	Schach.	Schacha.
82. Das Blat.	larpach.	Berg.	Walk.
83. Ein Balken.	Burutsch.	Chal.	Chal.
84. Der Stein.	Dasch.	Seink.	Seinka.
85. Der Sand.	Gum.	Rik.	Rik.
86. Der Staub.	Tos.	Gaert.	Gaert.
87. Der Leim.	Paltschoch.	Gel.	Gel.
88. Der Koth.	Geles.	Geles.	— —
89. Das Metall.	Madan.	— —	— —
90. Das Gold.	Gosel.	Taela.	Taela.
91. Das Silber.	Gumisch.	Nogra.	Nogra.
92. Das Zinn.	Galai.	— —	— —
93. Das Bley.	Goroschun.	Sorp.	Sorp.
94. Das Eisen.	Daemur.	Ahen.	Ahen.
95. Der Stahl.	Fulat, Tulat.	— —	— —
96. Das Glas.	Schischat.	Schischa.	Tscham.

97. Der

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
97. Der Weizen.	Bochda.	Gaendon.	— —
98. Gerste.	Akerla.	— —	— —
99. Gute Gerste.	Tschampa.	— —	— —
100. Der Apfel.	Alma.	Sib.	Sib.
101. Das Gras.	Of.	Alaf.	— —
102. Das Heu.	Guri Ot.	Alafehosk.	— —
103. Die Blume.	Gul.	Gul.	— —
104. Das Mehl.	Un.	Art.	— —
105. Das Brod.	Tschurek.	Non.	Non.
106. Die Wurzel.	Kok.	Rischa.	Rischa.
107. Die Zwiebel.	Sochan.	Pias.	Pias.
108. Der Knoblauch.	Saramsach.	Sir.	Sir.
109 Der Wein.	Tschacher.	Scharap.	Scharap.
110. Die Butter.	Iach.	Rogan.	Rogan.
111. Das Oel.	Saitun Iachi.	Rogan Saitun.	Rogan Saitun.
112. Die Milch.	Sut.	Schir.	Schir.
113. Das Ey.	Iemurda.	Tochem	Murgana.
114. Das Salz.	Dus.	Namak.	— —
115 Das Fleisch.	Goinaetti.	Gustiguffan.	Gussandiguft.
116. Der Saamen.	Tochmi.	Dana.	Dana.
117. Ein Mensch.	Adam.	— —	— —
118. Ein Mann.	Kischi.	Mard.	Mardai.
119. Der Vater.	Ata.	Pedaer.	Pier.
120. Der Sohn.	Ogol.	Pesaer.	Pesaer.
121. Der Bruder.	Kartasch.	Baradaar.	Braar.
122. Der älteste Bruder.	Biug Kartasch.	Baradaar Bijurk.	Pile Braar.
123. Der jüngste Bruder.	Kitschik Kartasch.	Baradaar Kitschik.	Kutsche Braar.
124. Ein Knabe.	Kitschuk Kuschak.	Potschei kutschik.	Kutsche Sai.

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
125. Ein Kind.	Sutamano-schach.	Potschei Schirchor.	Schircho Sai.
126. Ein Greis.	Kotscha Ki-schi.	Mardepir.	Pirmardai.
127. Ein Frauenzimmer.	Arwat.	San.	Sanai.
128. Die Frau.	Manumar-wadi.	Saniman.	Misan.
129. Eine Wittwe.	Dolarwad.	Sanibiwa.	Biwa Sanai.
130. Die Mutter.	Ana.	Madar.	Maar.
131. Die Tochter.	Gos.	Dochter.	Dochter.
132. Die älteste Tochter.	Bechgäs.	Dochter basar.	— —
133. Die jüngste Tochter.	Kitschigos.	Dochter kutschik.	Kutschik Dochter.
134. Ein Mägdchen.	Sutamangos.	Dochter Schirchor.	Schirchor Dochter.
135. Der Herr.	Aga.	— —	— —
136. Die Frau.	Chanam.	Agasin.	Agalin.
137. Ein Knecht.	Ietim.	— —	— —
138. Eine Magd.	Karawasch.	Chatmatgar.	— —
139. Der Kopf.	Basch.	Saer.	Saer.
140. Die Haare.	Satsch.	Mii.	Mu.
141. Die Wolke.	Iuw.	Paschma.	— —
142. Die Stirne.	Pischani.	— —	— —
143. Das Auge.	Giis.	Tschesch.	Tschesch.
144. Das Ohr.	Lach.	Gusch.	Gusch.
145. Die Nase.	Burow.	Damach.	Bini.
146. Der Mund.	Ahus.	Dahan.	Daham.
147. Die Lippen.	Dudach.	Lap.	Lap.
148. Die Zunge.	Diel.	Saban.	Saban.
149. Der Hals.	Boin.	Gerdan.	Gerdan.
150. Der Zahn.	Disch.	Dendan.	Gas.
151. Der Backen.	Us.	Ru.	Dim.
152. Das Kinn.	Tschana.	Sanach.	Sanach.
153. Der Bart.	Sakal.	Risch.	Risch.

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
154. Die Gurgel.	Bohas.	Halch.	Gula.
155. Die Schulter.	Ischigeu.	Dusch.	Dusch.
156. Der Ellenbogen.	— —	Arensch.	Scop.
157. Die Hand.	El.	Dast.	Dast.
158. Der Finger.	Barmach.	Angust.	Angust.
159. Der Mittelfinger.	Urda Barmach.	Angustimianen.	Angustimianen.
160. Der Nagel.	Dernach.	Nachan.	Nachan.
161. Der Rücken.	Dal.	Pusch.	Pusch.
162. Die Brüste.	Emschek.	Pustan.	Tschutchu.
163. Die Brust.	Gokli.	Sina.	Sina.
164. Der Bauch.	Garen.	Sehekam.	Sehkam.
165. Der Nabel.	Gubek.	Naf.	Nof.
166. Das männliche Glied.	Sik.	Kir.	Ker.
167. Die weibliche Schaam.	Am.	Kus.	Kus.
168. Der Hintere.	Güt.	Kun.	Kun.
169. Die Hüfte.	But.	Ran.	Ran.
170. Das Knie.	Dis.	Sanu.	Sanu.
171. Das Schienbein.	Pilek.	Bendepa.	Paigerden.
172. Der Fuß.	Ajach.	Pa.	Pa.
173. Die Menschenhaut.	Deri.	Pust.	Pust.
174. Der Knochen.	Remik.	Ostachan.	Chasch.
175. Eine Ader.	Damar.	Raek.	Raek.
176. Das Blut.	Gan.	Chan.	Chun.
177. Der Magen.	Wutschut.	Hassama.	Hassama.
178. Das Herz.	Ureg.	Del.	Del.
179. Die Lunge.	Tschiger.	— —	— —
180. Die Leber.	Tschiger.	— —	— —
181. Die Galle.	Sahara.	— —	— —
182. Innerliche Blähungen.	Iel.	Bat.	Bat.

Deutsch.	Türkisch.	Persisch.	Gilanisch.
183. Der Unflat.	Boch.	Go.	Go.
184. Der Urin.	Sudük.	Schasch Gurara.	— —
185. Die Kleidung.	Battar.	Racht.	Racht.
186. Die Leinwand.	Ketam.	— —	— —
187. Pelzwerk.	Deri.	Pust.	Pust.
188. Der Gürtel.	Gurschak.	Sehal.	Schal.
189. Der Hut.	Birk.	Kula.	Kula.
190. Die Hosen.	Tuman.	— —	— —
191. Die Strümpfe.	Baditsch.	— —	— —
192. Das Hemd.	Künck.	Pirahan.	Pirahan.
193. Die Stiefeln.	Tschekma.	— —	— —
194. Kurze Stiefeln.	Tschekma.	— —	— —
195. Eine Stadt.	Gala.	Gala.	Gala.
196. Eine Festung, oder Stadt.	Kitschi Gala.	Galai Kutschik.	Kutschik Gala.

Am 10 May reiste ich nach Rudißer, um von da aus einen bequemen Weg zu den Schneegebirgen ausfindig zu machen. Der Weg nach diesem Orte ist äusserst unbequem, weil die Perser ihn nicht ausbessern, welches doch leicht gewesen wäre, indem Schach Abas der Große ihn schon einmal hatte bahnen lassen. Der Ort selbst ist verwüstet. Ich bestieg nebst meinen Studenten das Vorgebirge der Schneeberge; allein meine Hoffnung, neue botanische Entdeckungen zu machen, wurde vereitelt. Die Belladonna gab zu folgender Beobachtung Gelegenheit. Einer meiner Reisegefährten preßte 15 Grane Saft aus den Blättern dieser Pflanze, und that sie einem Soldaten in den Wein.

Nach

Nach einer Viertelstunde fieng der Mann an, außerordentlich lustig zu werden, er sang, tanzte und machte Luftsprünge: eine Ursache wußte er nicht anzugeben. Bald darauf klagte er über Kopfschmerzen und Uebelichkeit im Magen: man gab ihm saure Milch, er schlief ein, und beym Erwachen, welches erst nach vielen Stunden geschah, sagte er, es sey ihm zu Muthe gewesen, als wenn er betrunken wäre. — Wir setzten unsre Reise fort, und wie wir nach und nach höher kamen, änderte sich die Flora. Die Luft wurde ungewöhnlich kalt, und wir fanden Alpenkräuter. Ich glaubte auf den pyrenäischen Gebirgen zu seyn, oder mit Herrn von Haller schweizerische Bergkräuter und mit Tournefort die Pflanzen des Ararats zu pflücken.

Außer vielen merkwürdigen Pflanzen sah ich unter den Thieren auch hier eine sehr große Adlergattung. Die Länge desselben betrug 4 Schuhe, und die ausgespannten Flügel standen über 5 Schuh aus einander. Dieser Vogel raubt Schafe, Ziegen und Kälber. Er nistet in den Felsen, fliegt bald hoch, bald niedrig, bald gerade, bald zirkelförmig, und hat eine klappernde Stimme.

Das Schneegebirge ist ohne allem Zweifel ein Anhang des Caucasus. In dem Dorfe Tschurdast dachte ich binnen einigen Stunden auf dem Gipfel des ersten Schneeberges zu seyn; allein ich fand mich betrogen: denn es waren noch viele kleine und größere Berge zu besteigen, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. Zwischen denselben befanden sich auch viele Thäler, so daß wenigstens 10 Stunden erfordert werden, wenn man die Spitze des Berges zu Fuß ersteigen will. Die Witterung auf dem Gebirge ist sehr veränderlich. Gegen dem Gipfel zu wird das Athemholen ungemein beschwerlich. An einigen Orten des

Gebirges schmilzt der Schnee zuweilen, an andern aber gar nicht. Im Winter würde kein Mensch auf diesen Bergen leben können.

Die Berge sind meistens aus Felsen zusammengesetzt, und die Steine dienen den Einwohnern zu Aufbauung ihrer Häuser. Im Sommer versammeln sich an diesen Gebirgen viele Gilaner, die im Winter das platte Land bewohnen. Ihre Beschäfftigung ist Viehzucht, wozu die häufig wachsenden vortreflichen Futterkräuter Anlaß geben. Man sieht eine große Anzahl Ziegen und Böcke, auch Schafe mit breiten Schwänzen. Kühe sind seltener. Die Butter verfertigen sie auf eine wunderliche Art: Sie haben große irdene Töpfe, die einen großen Bauch haben, und also weit sind. Sie gießen den Raum in die Töpfe, aber nur etwa halb voll; auf beyden Seiten faßt man die beyden Handhaben, und schüttelt die Töpfe so lange, bis Butter wird. Weil auf einmal einige Eimer Raum in Bewegung gesetzt werden, so bekommt man auch auf einmal viel Butter. Die Leute sind ungehalten darüber, wenn man ihnen zusieht, weil sie glauben, daß sie dadurch nur wenige, oder gar keine Butter bekommen.

Die Kleidung der gilanischen Viehhirten ist ganz bergmäßig. Sie haben sehr kurze Röcke, die nicht weiter, als bis an die Hosen, gehn, und aus groben ungeschornen Lacken, oder auch aus einem, meistens grau gefärbtem, baumwollenen Zeuge, verfertiget sind. Ihre Mützen sind rund und lang, und aus dem nämlichen Zeuge gemacht. Die Beinkleider sind nach der überall im Morgenlande eingeführten Art gemacht, und die Schuhe von Bast. Ich habe unter ihnen viele ungemein alte Leute gesehen: sie scheinen gesund zu seyn, sind von einer mittelmäßigen untersetzten Statur, und ihre Weiber fruchtbar. Sie reden eine eigne Sprache:

che: zwar persisch, aber so verdorben, daß ein reiner Perser sie nicht versteht.

Am 20ten wagte ich mich auch hinter die Schneegebirge. Ich fand die Natur kaum von ihrem Winterschlafe erwacht, denn die Tulpen blüheten noch unter dem Schnee hervor, und andre Lilien hielten ihre Blumen noch geschlossen. Da, wo die Sonne ihre Kraft anbringen konnte, zeigte sich auch die Flora mit ausnehmender Majestät. Neue Pflanzen fand man übrigens nicht. Die Hermeline liefen in ihrem wilden Zustande so unfurchtsam herum, daß man sie leicht mit den Händen fangen konnte. Sie lassen sich zahm machen, fressen beynahe alles, Rosinen aber vorzüglich gern. Je älter das Thier wird, desto schwärzer wird das Fell, und man schätzt es dann auch höher.

Da ich nun glaubte, alles für mich Merkwürdige beobachtet zu haben, eilte ich nach Räscht zurück, und kam den 30ten daselbst an. In Lahidschaan erfuhr ich durch Herrn Lüthen, das von der astrachanischen Regierungskanzley zur Fortsetzung meiner Reise und zu meiner Rückkehr bestimmte Schiff habe schon am 25sten auf der enzellischen Rhede Anker geworfen.

Am 1 Junius gieng ich also nach Enzelli, wo ich dann Befehle von der Akademie, und viele Briefe an mich fand, die ich auch sofort beantwortete. Ich gieng dann nach Räscht zurück, um von da aus den noch übrigen Theil Gilans zu bereisen. Am 19ten brach ich nach Schafft auf. Die Reise war, der vielen sumpfigten Reisfelder wegen, beschwerlich; ich fand hier eine Mimosengattung, deren Gestalt, Blume und Geruch vortreflich sind. Ich glaube zuverläßig, daß diese Pflanze der Baum Mimosa ist, welchen Linné im Syst. Nat. To. II. p. 677. anführt. Der Stamm ist gerade, mit einer aschgrauen Rinde überzogen, und sehr

astig. Die Aeste sind wechselsweise geordnet, warzig und mit ihren Spitzen abhängend. Die Blühtezeit dieses Baums ist den Gilanern eine Anzeige, daß der Seidenwurm mit seiner Schale zu Stande gekommen sey; und sie machen auch daher sogleich zum Abwinden der Seide Anstalt.

Da die Mimosa eben blühte, so waren auch die Bauren insgesammt beschäfftiget, die Seide abzuwinden. In der Mitte des Märzes, zuweilen auch wohl etwas später, oder früher, nehmen die Gilaner ihre im Winter aufbehaltene Eyer, und tragen sie an den wärmsten Theilen des Leibes in baumwollenen Tüchern bey sich, damit sie ausgebrütet werden sollen. Die Würmer kommen gesund und meistens zugleich zum Vorschein. Die noch ganz kleinen Würmer werden 10 Tage lang, täglich einmal, mit den zartesten Blättern der Maulbeerbäume gefüttert. Die andern 10 Tage über werden die Würmer täglich zwey Mal mit eben so zarten Blättern gefüttert. Vom 20 bis 30 Tage wird drey Mal Futter gegeben, doch man beobachtet keine so genaue Auswahl der Blätter. Man zählt ohngefähr 50 Tage, die zur Vollkommenheit des Wurms, 3 bis 5 aber, die zur Zeitigung der Schale nothwendig sind. Die gilanische Seide ist sich nicht an Güte gleich: die beste muß weiß aussehen, einen weißen Glanz haben, stark und rund seyn: auch die gelbe wird noch geschätzt.

In Schafft sah ich einige Dschaudi: diese Leute verdienen ihr Brod dadurch, daß sie die Wallfahrten nach Babylon begleiten. Ihre Anzahl ist ziemlich beträchtlich, und sie haben in Räscht einen Vorgesetzten, dessen Befehlen sie gehorchen müssen. Dieser schickt sie einige Wochen vor der Abreise in alle Städte und Dörfer aus, um jedermann Dienste anzubieten. An

alten

allen Hausthüren singen sie folgende Worte ab: Wenn sich jemand hier befindet, der gesonnen ist, um seine Seligkeit zu erlangen, eine Wallfahrt nach Bagdad (an das Grab Ußeins) zu thun, der geselle sich zu uns, wir wollen ihn begleiten. Finden sich nun Leute, so vereinigen sie sich mit einander, und gehen nach Bagdad, oder dem alten Babylon. Die Dschaudi werden von jedermann beschenkt, und bekommen häufige Aufträge für andre, die nicht reisen können, zu beten.

Die Perser stellen an alle die Orte Wallfahrten an, wo ein Anverwandter Muhameds begraben liegt. Die Hauptabsicht der persischen Wallfahrter nach Mecca und andere heilige Orte ist, um daselbst dem Feste Kurban Bairaam beyzuwohnen. Es mag also jemand daselbst ankommen, wenn er will, so muß er bis zu dem Tage dieses Festes allda bleiben. So jemand an dem letzten Tage vor dem Feste ankömmt, kann er solchem in demselben Jahre nicht mehr beywohnen, denn er muß sich drey Tage vor dem Feste zubereiten, und ist also genöthigt, bis auf das andere Jahr zu bleiben.

Es ist beynahe unglaublich, wie viele Hitze die Perser ertragen können, und wie wenig sie sich daraus machen. Sie sind im Stande, einem Pferde, das einen guten Schritt geht, gleich zu gehen, und täglich eine Reise von 8 Farsangen, auch wohl mehr, zu machen. Haben sie nur von Zeit zu Zeit ihren Bloff, und treffen sie unterwegs Wasserquellen an, so fehlt ihnen weiter nichts. Sie kleiden sich ganz leicht: ein einziger schlechter Kittel, der ihnen bis an die Beinkleider reicht, ist für sie hinlänglich: entweder wandern sie mit bloßen Füßen, oder sie umbinden dieselben mit einem Lumpen: das Haupt ist entweder auch bloß, oder sie tragen runde kleine Mützen, wie die Käppchen eines Abbes. Auf den Wirbel legen sie ein großes Blatt,

oder ein Stückchen Leinewand. Sie steigen Berge so bequem, wie man auf Ebenen geht, sie setzen durch Wasser und Moräste, springen über breite Graben, wie Rehe, und klettern über Felsen, wie Böcke. Nur Kälte, oder feuchtes Wetter, ist nicht für ihre Natur: sie wagen es zu solcher Zeit beynahe nicht, einen Fuß aus der Stube zu setzen. Lasten tragen sie auch nicht gern: sie sagen, Gott habe zu dieser Arbeit dem Menschen Pferde, Esel, Maulesel und Ochsen gegeben. Nur die geringsten Perser gehn zu Fuß: die Reichen halten sichs für Schande, eine halbe Werst zu Fuß zu gehen.

Das Betragen der Perser gegen die Christen ist sehr verschieden. Allgemein kann man sagen, daß sie ihnen sehr verhaßt sind. Die christliche Religion wird auch von den Mahomedanern nur die Hundereligion genannt. Die Aufführung der Perser gegen Christen läßt sich in drey Classen theilen. Ein Theil der Nation geben bey Nennung des Namens Christ einen heftigen innerlichen Groll zu erkennen. Sie fliehen die Gemeinschaft der Christen, wie die Pest, und wenn sie einmal mit ihnen handeln, bleiben sie in gewisser Entfernung, um den Christen nicht zu berühren. Eß- und Trinkgefäße von Christen sind ihnen unausstehlich, und kein Perser würde um viel Gold einem Christen seinen Becher leihen. Ich selbst mußte mich an die Wasserquellen legen, und so trinken. Brunnen, woraus Christen getrunken haben, sind in ihren Augen unrein. Was ein Christ in den Händen gehabt hat, rohe Waaren ausgenommen, ist unrein und ein Greul für sie.

Andre Perser sind gleichgültiger, und man kann zur Noth mit ihnen umgehen. Sie handeln und sprechen ganz frey mit den Christen, und suchen wohl ihre Gesellschaft mit Verlangen; nur essen sie nicht mit ihnen. Die dritte Art Perser sind gänzlich darüber hinaus,

aus, einen Unterschied zu machen: sie essen und trinken ohne allen Widerwillen mit ihnen.

Die Perser wissen gegenwärtig nichts mehr von Huldigungseiden. Ihre andern Eidschwüre haben alle einerley Formeln; nur ist der Unterschied dabey zu bemerken, daß junge Leute dieselben auf andere Art, als Erwachsene, ablegen. Die erstern werden an die erste beste Grabstätte eines Heiligen gebracht, und bey derselben müssen sie folgende Worte mit heller Stimme ausrufen: Einiger Gott! Gott! Gott! ich bin dessen nicht schuldig, warum ich angeklagt worden bin. — Erwachsene Personen legen ihre eidlichen Versicherungen bey den Priestern ab: sie rufen: Einiger Gott! Gott! Gott! so wahr dieses deine Worte sind, (sie legen nemlich zwey Finger auf den Koran) so wahr ist es, daß ich — — — Auch wird zuweilen ein bloßer Säbel über den Koran gehalten.

In Gilan traf ich, wie in ganz Persien, Zigeuner an. Ich fragte einige verständige Perser, was sie von diesen Leuten hielten? Sie gaben mir darauf folgende Antwort: Die Zigeuner werden Kauli genannt, welches die Benennung eines alten sehr gottlosen Volks ist, von dem die persischen Geschichtschreiber folgende Anecdote erzählen: Pharao wollte einmal Ibrahim, oder Abraham, verbrennen lassen; da dieser aber schon zum andern Mal auf dem Scheiterhaufen saß, und unbeschädigt blieb, so wußte er nicht, durch welches Mittel er seinen Zweck erreichen wollte. Endlich kam Satan, und gab ihm den Rath, er solle den Scheiterhaufen auf einem sehr hohen und steilen Felsen errichten, ihn anzünden lassen, und dann den Ibrahim, vermittelst einer Winde, darauf bringen. Pharao befolgte den Rath, allein er that die gewünschte Wirkung nicht, denn die Winde versagte ihre Dienste. Saranas gieng

zum zweyten Mal zum Pharao, und sagte ihm: Ich sehe wohl, daß einige Heiligen den Abraham in Schutz nehmen. Doch auch dieses kann ich abändern: gieb Befehl, daß zwey Kauli, Bruder und Schwester, hieher gebracht werden, und wann sie hier sind, so sage ihnen, daß sie sich nahe bey dem Scheiterhaufen mit einander begatten sollen: die Heiligen werden sich dann von diesem Orte wegbegeben, und Ibrahim wird verbrennen. Alles wurde nach der Angabe Satans in Erfüllung gebracht, aber dennoch ohne Erfolg: denn als Ibrahim auf den Scheiterhaufen gewunden wurde, verwandelte sich derselbe in einen schönen Garten, in welchem er unverletzt blieb. Pharao stand also von seinem Vorhaben ab, und Ibrahim wurde auf freyen Fuß gesetzt. Die Perser glauben, daß die Zigeuner von den Kauli abstammen, und daß Ibrahim dazumal den Fluch auf sie soll gelegt haben, daß alle ihre Nachkömmlinge, auf ewig zerstreut, ohne einen eigenen festen Sitz bleiben müssen. Sie werden von jedermann sehr verachtet, und ernähren sich, wie die unsrigen, vom Wahrsagen und Taschenspielereyen.

Vor meiner Abreise hörte ich noch, daß ein Mann seine Frau todt geschlagen habe. Bey den Persern wird ein solcher Fall gar nicht geachtet, denn der Thäter setzt sich dadurch keiner Strafe aus.

Am 19 Jul. reiste ich nach Maßula. Diese Stadt liegt am äußersten Ende der westlichen gilanischen Alpen. Hier überfiel mich ein heftiges Tertianfieber, und meine Reisegefährten lagen an hitzigen und kalten Fiebern darnieder. Acht Wochen sahe ich mich genöthiget, still zu liegen. — Maßula ist der einzige dem gilanischen Beherrscher unterwürfige Ort, der das äußerliche Ansehen einer Stadt hat, denn alle übrige, ob sie gleich den Namen einer Stadt führen, sind nur

weitläuftige Dörfer. Maßula liegt auf der Mitte eines Gebirges: es hat weder Mauern, noch Thore, ist aber ganz von Bergen umgeben, die nur wenige Zugänge zur Stadt verschaffen, und bekömmt also dadurch eine solche natürliche Befestigung, die ihr Kunst nicht verschaffen konnte. Die Häuser sind aus Leim und Ziegelsteinen erbauet, und haben platte Dächer, auf denen man spatzieren gehen kann. Alle Häuser werden mit einer Mauer von Erde umgeben, und bestehen aus zwo Abtheilungen, davon nach morgenländischer Weise die eine für das Gefängniß des Frauenzimmers bestimmt ist, und die andre zur gewöhnlichen Wohnung dient. Die Eisenwerke um Maßula gehören Privatleuten; jedermann hat die Erlaubniß, solche anzulegen, und bezahlt keine sonderlichen Abgaben. Die Maßulaner bezahlen an den Chan einen jährlichen Tribut von 2000 Rubel, und dieser wird oft an Flinten, Eisen u. d. g. abgetragen.

Ich verließ Maßula den 28 August, und langte denselben Abend in Käsma an. Dieser Ort ist 3 Farsangen lang, und eben so viel breit, und es gehören 20 kleine Dörfer demselben zu. Am 2 September verließ ich Käsma, und Abends kam ich abermals in Räscht an.

Räscht liegt mitten in der Provinz Gilan, ohngefähr 10 Werste von dem enzellischen Meerbusen, in welchen sich der Fluß Peribazar ergießt, entfernt, an dem Bache Siarutter, der in den benachbarten Gebirgen entspringt, und in den Peribazar auslaufen würde, wenn er nicht zur Sommerszeit an vielen Stellen austrocknete. Er schwillt im Frühjahr ungemein an, so daß ziemlich große Fahrzeuge auf demselben rudern, ist dann fischreich, und das Wasser besitzt alle erforderliche gute Eigenschaften. Räscht ist seit 50 Jahren die Hauptstadt in Gilan, und wie die Stadt zur schachi-

schen Zeit der Sitz der obersten Befehlshaber dieser Provinz war, so ist sie jetzt die Residenz des Chans. Sie liegt mitten in einem nunmehr meist ausgehauenen Walde, ist auf ihren Hauptplätzen dicht bebaut, auf andern aber sind ihre Häuser unordentlich zerstreut. Sie ist weder mit Thoren, noch mit Mauren versehen, und den Namen einer Stadt hat sie nur dem großen Handel, den sie von je her getrieben hat, der daraus entstandenen Bevölkerung, und der Zusammenkunft so vieler europäischen und asiatischen Nationen zu danken. Die Häuser sind von gebrannten Ziegelsteinen erbaut, mit Dachpfannen bedeckt, und sonsten nach morgenländischer Art eingerichtet. Ihre Anzahl belauft sich ohngefähr auf 2000. Die Häuser des Chans zeichnen sich vorzüglich aus. Sie liegen nach der peribazarischen Seite zu, und geben daher den ankommenden Europäern ein vortheilhaftes Ansehen von der Stadt.

Räscht wird in acht Sloboden eingetheilt, und es hat neun Tekiahäuser, in welchen sich die Sloboden am Ußeinsfeste zu versammeln pflegen. Oeffentliche Badstuben sind in Räscht sieben.

Die Seide, die in Gilan so häufig erzogen, und nach Räscht, als der Hauptstadt, gebracht wird, hat diesem Orte Nahrung und Bevölkerung verschafft, und die ganze Landschaft in so glückliche Umstände versetzt, daß man sie für eine Schatzgrube Persiens halten kann. Zwar gaben die innerlichen Unruhen der Handlung einen großen Stoß, doch wurde der Ort nicht so gänzlich ruinirt, wie das übrige Persien.

Die Seide in Gilan wird von den Kaufleuten in dem innern Persien, und von den Türken aufgesucht.

Die

Die erstern bekommen die beste, die letztern aber Mittelgattungen. Nach Astrachan kömmt schlechtere, es sey denn, daß besondere Bestellung gemacht wird.

Nach dem innern Persien und nach der Türkey wird der ansehnlichste Theil Seide gebracht. Die wenigste Seide wird gegen baares Geld abgesetzt, sondern die Perser nehmen Tücher, Sammt, reiche Zeuge; Zucker, Cochenille, Indigo, Krappe, auch seidene und baumwollene Zeuge dagegen an. Die Türken bringen meistens baares Geld, oder ungemünztes Gold und Silber, welches hier geprägt wird. Sie sind den Gilanern aus diesem Grunde die angenehmsten Kaufleute, und sie geben ihnen auch die Seide um einen etwas geringern Preis. Der Preis dieser Waare steigt vom Jahre zu Jahre: der Batnam (15 Pf. rußisch) kostete im Jahre 1771 von der kaschanischen zwischen 29 und 33 Mindenaers: von der mittelmäßigen 24 bis 28, und von der schlechtesten Gattung zwischen 19 und 23. Die Menge der Kaufleute ist Ursache, daß der Preis so sehr steigt.

Außer der Seide hat Gilan kein natürliches Produkt, mit welchem es großen Handel treiben könnte: zwar wächst auch Reis, allein man kann diesen in Masanderan weit wohlfeiler haben. Von den seidenen und baumwollenen Zeugen, die zu Räscht und andern Orten in Gilan verfertiget werden, verbraucht die Provinz das meiste selbst; ein Theil geht doch auch nach Astrachan und den Gebirgen.

Europäische Waaren werden aus dem innern Persien, Ardevill, Tavris und Astrachan nach Gilan gebracht. Folgende seidene, halbseidene und baumwollene Zeuge werden in den Fabriken zu Gilan und Räscht verarbeitet.

Gilan.

Pers. Nam. der Zeuge.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Kutna.	Dieser Zeug besteht aus einem seidenen Grunde, und einem baumwollenen Querfaden. Das Stück hat in der Länge	5.	—
	und ist breit	—	½.
Atlas.	Dieser wird wie Kutna verfertigt, nur mit dem Unterschiede, daß er ungestreift ist	5.	½.
Aladscha.	Ein gestreifter Zeug, entweder ganz baumwollen, oder aus einem seidenen Grunde, und einem baumwollenen Querfaden verfertigt	5.	¾.
Kannawat.	Ein geflammter Zeug, aus einfacher Seide. Das Stück von der besten Sorte hat in der Länge	4½.	¾.
	Von den geringern	3½.	¾
Joti.	Man macht ihn rautticht, gestreift, und mit goldenen Fäden durchzogen. Es giebt auch glatten einfärbigen. Ein rautichter gewirkter Kannawat, hin und wieder mit goldenen Fäden durchzogen. Die rußischen Weiber gebrauchen ihn zu Kopftüchern. Das Stück hat in der Länge	2.	—
	In der Breite	—	¼

Pers. Nam. der Zeuge.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Buchtscha.	Ein rautichter, gewirkter Kannawat, ohne goldene Faden. Den gebrauchen die Persianer als Tücher	1½.	1½.
Derperda Kannawat.	Ein rautichter Kannawat zu Vorhängen, ist so lang und breit, als man ihn bestellt.		
Machmali Kannawat.	Ein gestreifter Kannawat	3½.	¾
Kaßap.	Dieser Zeug ist glatt, und wird aus doppelter Seide verfertigt. Es giebt zweyerley Gattungen. Die eine ist ganz seiden, und die andre ist mit einem baumwollenen Querfaden durchzogen. Die Persianer bedienen sich des Kaßaps zu Hosen	3.	¾.
Pierhani Karmas, oder Mof.	Ein von rother Seide verfertigter Zeug, ganz glatt	3.	¾.
Pierhani Karisch.	Ein seidener Mof mit baumwollenen Querfäden. Ist lang und breit	3.	¾.
Pierhani.	Ein gestreifter ganz baumwollener Zeug	3.	¾.
	Pierhani heißt in der persischen Sprache ein Hemd. Und die Zeuge haben diesen Namen, weil man sie zu Hemden gebraucht.		

Pers. Nam. der Zeuge. Daßmal.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Kaskar-maß.	Unter diesem Namen versteht man persische aus einfacher Seide gemachte glatte und gestreifte Schnupftücher Dieser Zeug wird aus gekochter u. gezwirnter einfacher Seide verfertigt. Er ist ganz glatt; man hat ihn von allerley Farben, und bedient sich seiner nur zu Bäßen. Die Länge und die Breite ist unbestimmt, und wird, so wie man es haben will, in den Webestühlen besorgt.	1.	1.
Bäß.	Dieser Zeug ist nichts anders, als eine aus Baumwolle verfertigte Leinewand. Nachdem ein Stück fein ist, nachdem ist es auch breit und lang. Ein Stück von der besten Sorte hat . . .	10.	8
Burmet.	Ein gefärbter Bäß. Die Länge und Breite verhält sich wie bey dem vorigen.		
Schitt, od. Kartun.	Wird auch aus Bäß gemacht, und die Feinigkeit bestimmt die Länge und Breite eines Stücks.		
Darahi.	Ein glatter von einfacher Seide verfertigter Zeug, welcher auch gestreift gemacht wird.		

Pers. Nam. der Zeuge.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Muchojar.	Die feinen Streifen, die sowohl in den glatten, als gestreiften, sichtbar sind, macht man so, daß unter die Querfäden einige andere von hellerer Farbe gemischt werden, und diese letztern sind dann die Streifen = Darahi bekommt den Namen Muchojar, wenn man zu demselben einen gedoppelten Grundfaden nimmt. Nimmt man, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, Seide von verschiedener Farbe, so wird der Zeug changirend. Man macht ihn so lang und breit, als man es verlangt.	5.	¾.

Der Preis, nach welchem die verschiedenen seidenen und baumwollenen Zeuge, die in Gilan gewebt, sowohl als die, so aus dem innern Persien und aus Indien noch dahin gebracht werden, ist gar verschieden, und richtet sich theils nach Beschaffenheit der Waaren, und theils nach den Umständen. Die gilanischen und persianischen Zeuge haben kein vortheilhaftes Aussehen: die seidenen sind so steif und fest, daß man nicht glaubt, seidene Zeuge anzufassen, und die Ursache davon ist, daß die Fabrikanten allzu verschwenderisch mit ihren Materialien sind. In Absicht auf die Dauer dieser Zeuge ist dieser Umstand vortheilhaft. Beym Spinnen der Seide wird auch nicht die gehörige Aufmerksamkeit beobachtet, denn die Faden sind nicht glatt und

von gleicher Dicke, sondern haben Knoten. Die Färber haben auch wenige Kenntnisse. Ein französischer Gros de tour verhält sich zum persischen Muchajar, wie der Tag zur Nacht. Die vermischten Zeuge sind sehr fasrigt, und die baumwollenen von keiner langen Dauer.

In dem innern Persien werden, außer folgenden Zeugen, auch alle gilanische verfertigt, aber sie sind theils von besserer Beschaffenheit, theils fallen sie auch mehr ins Auge. Hier ist ein Verzeichniß der Zeuge, die man auf dem Markte zu Räscht verkauft. Kaschanische Zeuge werden allen andern vorgezogen.

Pers. Nam. der Zeuge.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Dirba.	Ein sehr reiches Goldstück. Die Länge und Breite ist unbestimmt.		
Badiela.	Ist auch ein Goldstück, und unterscheidet sich vom vorigen dadurch, daß es weniger reich ist. Die Länge und Breite hat, wie beym vorigen, keine gewisse Bestimmung.		
Chatay.	Von diesem Zeuge hat man zwey Gattungen. Die eine hat einen seidenen Grund, und ist mit goldenen Blumen belegt. Die andre ist zwar auch geblümt, aber ganz von Seide verfertigt.	7 bis 8.	unbestimmt.
Mof.	Wird daselbst sowohl von reiner Seide, als auch mit Baumwolle vermischt gemacht	3 und 3½.	unbest.

Pers.

Pers. Nam. der Zeuge.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Sarbaw.	Ein Stoff, in welchem entweder goldene Streifen, oder Blumen, eingewirkt werden	$5\frac{1}{2}$ und $7\frac{1}{2}$.	unbest.
—	Goldstücke, Bäße	unbest.	unbest.
Sarbaw-kurschaki.			
Kerschaki.	Seidene und halbseidene Bäße. Ein ganz seidener gestreifter Zeug. Ispahan liefert den besten Burmet, Kurschaki und Kattun.		
Hascha.			
—			
—			
—			

Tavrisische Zeuge.

Namen.			
Kutna.	Wird deswegen dem gilanischen vorgezogen, weil man zu demselben mehr Seide und weniger Baumwolle nimmt.	verschieden.	verschieden.
Mof.	Ist sowohl seiden, als halbseiden.		
Kumatschi.	Ein ungekletterter Burmet.		

Indianische Zeuge, die auf dem Markte zu Räscht verkauft werden.

Ind. Namen.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Dschunay.	Ein sehr feiner baumwollener weißer Zeug, den man ein indianisches Kammertuch nennen könnte. Das Stück ist		
—	lang	18.	verschied.

Ind. Namen.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
Marmar-Tscherbate.	Auch Kammertuch, nur gröber = = = =	18.	verschied.
Bißon Chaßa.	Noch gröber = =	18.	—
Maderpork.	= = =	13.	—
Humayn.	= = =	12.	—
Sahan.	= = =	12.	—
Pargula.	= = =	9.	—
Baffta.	= = =	12.	—
Argabani.	Ist ein geblümtes Kammertuch, wovon es dreyerley Gattungen giebt. Die erste ist gewirkt: Die zweyte Gattung geblümt und gelb; die Blumen werden von dem indianischen Kraute Mungi gemacht. Die dritte Sorte ist weißgeblümt, und die Blumen werden von Baumwolle verfertigt. Länge und Breite ist unbestimmt.		
Sadras Kalamankar.	Ein Ziz, auf welchen die Blumen mit einem Pinsel eingemalt werden =	$5\frac{1}{2}$ und 6.	—
Sadras Nama. Kalamankar.	Ein gedruckter Ziz =	$5\frac{1}{2}$.	
Jenischla Kandar Kalamankar.	Ein gedruckter Ziz, gröber, als der vorige =	$5\frac{1}{2}$.	—
Wetendis Kalamankar.	Auch ein gedruckter Ziz, allein noch gröber, als der vorige = = =	$5\frac{1}{2}$.	—

Ind. Namen.	Beschaffenheit.	Länge. Sch. Ar.	Breite. Sch. Ar.
	Von allen diesen verschiedenen Zizsorten bringt man auch Bettdecken nach Rußland.		
Tschatara.	Ein gestreifter halbseidener Zeug, davon die Länge ausmacht . .	5 bis 10.	—
Schirischakar.	Ein geblümter, oder gestreifter, ganz seidener Zeug . . .	40 bis 50.	—
Tschagaagloch.	Hals- und Schnupftücher, die seidenen gleichen, aus dem Kraute Mungi verfertigt. Die Farbe ist verschieden .	1.	1.
Schalltirme.	Weiße wollene Bäße .	5 bis 6.	1½.

Aus dem innern Persien werden auch Apothekerwaaren nach Räscht zum Verkauf gebracht; als Mohnsaft, Sternanis, Teufelsdreck, Sagapenum, Opoponax, Galbanum, G. Ammoniakum, Olibanum, Ambra u. d. gl. Der Preis dieser Waaren ist so billig, daß man sich wundern muß, warum man sie nicht von hier aus nach Rußland schafft, sondern viel theurer aus Holland kommen läßt.

Von so vielen Karawansarais in Räscht sind gegenwärtig nur 10 übrig. Diese sind aber in gutem Stande. Von der, die den Russen ehemals zu einer Festung diente, ist kaum noch eine Spur mehr vorhanden.

Gilan ist in der That sehr ungesund: Der ganze Landstrich besteht fast aus nichts, als sumpfichten Gegenden. Die Einwohner sind von Natur einer schwachen Leibesbeschaffenheit unterworfen, und kränkeln beständig.

ständig. Persianer aus den innern Theilen des Reichs fühlen die ungesunde Luft sehr, und nur wenige Russen kommen gesund heraus. Räscht liegt unter dem 36 Gr. 40 Min. Polhöhe; man kann daraus auf die Wirkung der Sonne in der ganzen Provinz schließen. In den Monaten Jul. und Aug. ist es so unerträglich heiß, daß man in den Mittagsstunden nicht weis, wo man sich hinwenden soll; und diese Hitze verursacht eine solche Mattigkeit, daß man auch nicht mehr im Stande ist, sich des Schlafs zu enthalten. Man bemerkt einige Male im Sommer einen Südwind, aber nur auf kurze Zeit; man nennt ihn den arabischen, oder auch bagdadischen, weil er aus der Gegend der Stadt Bagdad herkommt. Ich kann es nicht recht ausdrücken, was man da fühlt. Er weht ganz und gar nicht mit einer außerordentlichen Heftigkeit, aber er bringt eine solche brennende Hitze mit sich, daß man glaubt, in einer heißen Badstube zu seyn, wenn er zu wehen anfängt, und zugleich ist er von einer faulenden, die Säfte verzehrenden Natur. Weil er hier kaum über eine Viertelstunde anhält, so wird er eben nicht gefährlich. Durch eine lange Erfahrung wissen viele voraus, wenn er zu erwarten steht, und können sich daher beschützen. Die übrigen Sommermonate sind leidlich warm, der Frühling aber überaus angenehm. Bey anbrechender Nacht wirds ziemlich kühle.

Der Landstrich, den man jetzo Gilan nennt, und der in alten Zeiten unter dem Namen Hircanien bekannt war, erstreckt sich an der caspischen See von Kesskar bis 1 Meile hinter das Dorf Sekalarut, und macht ohngefähr in der Länge 125 rußische Werste aus. Die Breite ist verschieden, und die größte beläuft sich höchstens auf 20 Werste.

Die

Die Verschiedenheit des gilanischen Erdreichs zeigt sich besonders auch bey den natürlichen Produkten und bey Thieren. Das flache sumpfichte Land trägt Reis, das flache trockene Erdreich Gerste, und Waizen und Rocken wird auf den Bergen gebauet. Maulbeerbäume gedeihen sehr gut: Am Gestade der See wachsen Nuß- und Eisenbäume. Niedrige Gegenden sind für Feigen, Granaten, Quitten, Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Aepfel, Jujuben und Oliven bestimmt. Es ist erstaunend, wie ergiebig die gilanischen Weinstöcke sind: Man hat Beyspiele, daß ein einziger einen Eimer Most gegeben hat: Die Trauben sind theils roth, theils weiß. Nur Schade, daß man sie hier nicht gehörig zu behandeln weis, und daß daher der daraus entstehende Wein weder sonderlich gut, noch von einer langen Dauer ist. Der Brandtewein übertrifft aber an Güte den besten französischen, und ist zum Punsch vortrefflich.

Die Verschiedenheit der Thiere in Gilan ist nicht sehr groß. Auf den kahlen Bergen klettern wilde Ziegen, die Pasangs und wilde Schafe. In den Wäldern giebt es wilde Schweine, Hirsche, Rehe und Tieger, auch Stachelschweine und Dachse. Den Hermelin hingegen trifft man nur auf den Ebenen der höchsten Berge. Hasen sind häufig. Ich glaube nicht, daß eine Gegend in der Welt angetroffen werde, wo mehrere Kröten, Frösche, Eidexen und Schlangen angetroffen werden.

Die Hausthiere sind von den europäischen wenig unterschieden. Kameele werden wenig gehalten, weil sie von dem Genusse des Burbaums, den sie ungemein lieben, augenblicklich bersten. Die Schafe, die man zur Zucht hält, sind insgesammt breitschwänzigte. Büffel sind sehr gemein, doch zieht man auch unsre gemeinen

nen Ochsen. An Eseln und Maulthieren ist ein großer Ueberfluß, und Pferde sind nicht selten. Es ist unglaublich, mit welcher Sorgfalt die Perser ihre Pferde behandeln, und wie hoch sie dieselben schätzen. Ein Perser kann in Gefahr seyn, Haus und Hof zu verlieren, und bleibt dennoch gelassen, wenn er nur noch einige Hoffnung hat, seine Pferde zu retten.

Die persianischen Pferde sind sehr gut, und sie machen im Rennen allen übrigen den Rang streitig. Man hat mir erzählt, daß es eine eigne Methode gäbe, sie zum Rennen abzurichten. Es soll durch das Aushungern geschehen können. Einem sehr guten Pferde wird von seinem täglichen Futter nach und nach immer etwas abgenommen. Man treibt es so weit, daß es zuletzt nur eine Handvoll Gerste bekommt, und endlich das Ansehen erhält, als wäre es aus Haut und Knochen allein zusammen gesetzt. An dem Tage, wenn es rennen soll, wird ihm weder Futter, noch Wasser gegeben. Die Rennbahn ist nicht etwa einer europäischen gleich, sondern man wählt sich eine von 100 bis 200 Werften, welche das Pferd in 5 oder 6 Viertelstunden zurück legen muß. Man setzt einen Knaben auf das Pferd, ohne Zaum und Sattel. Am Ende des Ziels wird Musik gemacht, welche dem Pferde oft neue Kräfte zu geben scheint. Dem Pferde wird dann in eben dem Verhältnisse das Futter wiederum vermehrt, in dem mans ihm nahm. Von Reitschulen weis man nichts. Ein mittelmäßiges Pferd kommt auf 100 Rubeln, und der Preis steigt wohl bis auf 300.

Am 18 Aug. verließ ich Räscht, und reiste über Lagischan und Rudizar nach Säkälarut, wo ich am 20ten ankam. Von Rudizar aus bis Peikla reist man längst der caspischen See. Hanway lobt die Aussicht der masanderanischen Provinz: er sagt, die Luft sey

freyer

freyer und reiner, auch wäre dieselbe nicht so von Bergen eingeschlossen, wie in Gilan. Wenn er dieses von Peikla aus nach Amul zu versteht, so hat er Recht, denn bis nach Peikla ist alles mit Gilan so einförmig, daß man beyde Provinzen, in Betracht ihrer natürlichen Beschaffenheit, für eine einzige ansehen kann. Gegen Amul zu, da man das Gestade der caspischen See verläßt, wird das Land schöner, und die Berge entfernen sich.

Amul ist eine sehr anmuthige Stadt, an dem Flusse Arasbei, und längst demselben erbaut. Sie soll vor 700 Jahren von dem Schach Suhack, dessen Regierung in das saracenische Reich fällt, erbauet worden seyn. Von diesem Schach erzählen die Perser folgende Fabel: „Er sey mit zwey Schlangen auf die Welt gekommen; in jedem Ohre nemlich hätte eine ihren Sitz gehabt, und diese hätte er sein ganzes Leben hindurch tragen müssen; zur Ernährung dieser Schlangen wären alle Tage zwey Menschen erforderlich gewesen, die alle Mal ihr Leben dabey einbüßten. Da nun den Unterthanen, nach einer 40jährigen Regierung des Schachs, diese Last zu beschwerlich gefallen, so hätten sie sich entschlossen, den Schach in einem Brunnen, auf dem Berge Demoan, zu ersäufen.“ Demoan ist der spitzigste und erhabenste Berg unter den masanderanischen, der beständig mit Schnee bedeckt ist, und weit in die See hinein kann gesehen werden. Er ist vier Tagereisen von Balfrusch entfernt, seine Spitze aber zu erreichen, geht auf keine Weise an. Die Perser schreiben ihm die Ehre zu, daß sich die Arche Noä auf ihm niedergelassen habe.

Amul soll der Name von der Tochter des Schachs Suhak gewesen seyn. Die Stadt soll einige Jahrhunderte nach ihrer Erbauung alle übrige persische

Städte

Städte an Größe übertroffen haben; vor hundert und achtzig Jahren aber trug sich mit derselben, nach der Sage alter Einwohner, folgende Geschichte zu. Ein Derwisch kam hinein, und suchte vor vielen Häusern Allmosen, wurde aber allenthalben abgewiesen. Der Bettler gerieth darüber in solche Wuth, daß er gleich wieder die Stadt verließ, und auf Mittel dachte, sich an Amul nachdrücklich zu rächen. In dieser Absicht bestieg er eines der nächsten Gebirge, allwo sich ein großer See befand, in welchen er einen gewissen Stein warf. Mit einem Mal ergoß sich der See über ganz Amul, und der Derwisch machte sich davon. Alles, was Leben und Odem hatte, kam im Wasser um: Die Häuser waren eingestürzt, und alles war ein Steinhaufen. Sieben gemeine Einwohner der Stadt waren auf die Gebirge verreist; wie sie nun zurückkamen, und ihre Häuser nicht mehr antrafen, erbaueten sie sich neue, und legten also zu einem neuen Amul den Grund. Nach und nach vermehrte sich die Anzahl der Einwohner, bis endlich wieder durch die Länge der Zeit eine solche Stadt, wie die gegenwärtige ist, zum Vorschein gekommen. Bey den neuen persischen Unruhen hat sie nicht viel gelitten. Amul liegt nicht, wie Hanway sagt, am Fuße des Taurus, sondern gewiß noch 3 Meilen von demselben entfernt. Sie ist in 8 Sloboden eingetheilt. Man zählt gegen 800 Einwohner in Amul. Die eine Hälfte nährt sich vom Reis- und Baumwollenbau, und die andere von den benachbarten Eisenwerken.

Der Fluß bey der Stadt heißt Arasbei, entspringt in den Gebirgen aus dem gedachten See, welcher dem erzürnten Derwisch dazu gedient haben soll, um ganz Amul zu zernichten, macht zwischen den Gebirgen und der Stadt auf dem platten Lande viele Krümmungen, spaltet sich in zwey Hauptarme, von denen der eine west-

lich

lich laufende, nachdem er sich in viele Aeste abgesondert hat, drey Agatschen von seiner Hauptttheilung in die See fällt; der andre hingegen erstlich südlich bis Balfrusch läuft, daselbst sich auch in viele kleine Arme theilt, und ohnweit Medscheteßär in die See fällt. Im Frühlinge und im Herbste steigt das Wasser in denselben so entsetzlich, daß öfters die Stadt in Gefahr steht, unter Wasser gesetzt zu werden.

Die vortrefliche steinerne Brücke, welche dicht am Amul nach Balfrusch führt, und über gedachten Fluß Arasbei angelegt ist, ruht auf 12 Bogen, und ist vor 90 Jahren auf die Kosten eines gewissen Bischofs erbauet; diesen Geistlichen soll folgender Umstand zu diesem großmüthigen Werke bewogen haben. Er sah, daß beym Aufschwellen des Wassers täglich viele Leute ums Leben kamen, und daß sich weder ein Chan, noch Schach, erbarmen wollte, eine dauerhafte Brücke über den Fluß zu führen. Die Kosten beliefen sich auf 60000 Mindenars. — Man kann noch gegenwärtig sehen, daß Amul ehemals besser befestigt gewesen ist, als andere persische Städte. Die Mauer ist noch mit ziemlich tüchtigen Bastionen versehen, und der Wall ist gut. Die Häuser in der Vorstadt sind ansehnlicher, als die mitten in der Stadt; in jener findet man die Ueberbleibsel eines großen Pallastes von zwey Stockwerken, den Schach Abas erbauet hatte.

Am 4 September kamen wir in Balfrusch, der Hauptstadt der ganzen Provinz Masanderan, an. Sie liegt in einer abgesonderten Ebene, und hat meistens schlechte Häuser mit Strohdächern. Die Strassen sind ungepflastert, und daher bey Regenwetter sehr kothig. Die Stadt hat weder Thore, Wälle, noch Mauern.

Das königliche Lustschloß liegt eine rußische Werst von der Stadt, auf dem amulschen Wege nach Südwe-

sten seitwärts, entfernt. Es besteht aus zwey großen Palläſten, nach morgenländischem Geschmacke und Pracht erbauet, welche ein großer fischreicher Teich von einander absondert, über den aber ehemals eine große steinerne Brücke gieng, von welcher jetzt nur noch die Pfeiler vorhanden sind. In dem Teiche selbsten nach Westen entdeckt man noch Ueberbleibsel von einem dritten Lustschlosse. In dem Garten werden besonders viele Pomeranzenbäume, und Cypressen und Cedern gepflanzt, welche die Schönheit sehr vermehren. Der Garten hat einige Werste im Umfange, zeigt an verschiedenen Stellen eingefallene Springbrunnen, und hat weitläuftige Alleen. Hinter einem dieser Gebäude ist auch noch der Ort merklich, wo das Harem gestanden hat; in demselben beobachtet man noch Pferdeställe, Brandteweinbrennereyen, Soldatenlager, u. s. w. alles im Kleinen eingerichtet, wie zu Aschraff im Grossen, wie denn auch Schach Abas selbst der erste Baumeister und Gärtner gewesen seyn soll.

Masanderan hat vortrefliche Produkte, und daher auch guten Handel. Baumwolle ist eine Waare, die fast nicht weniger, als Seide, gesucht wird; und diese ist hier so häufig, daß ein rußisches Pud nur $2\frac{1}{2}$ Rubel kostet. Seide wird gleichwohl auch gebaut, und es wäre leicht, noch mehrere Plantagen anzulegen. An Reis ist erstaunlicher Ueberfluß. Alle persianische und indianische Waaren sind hier wohlfeiler, als in Räscht; alle Gattungen getrocknete Früchte, als Pistazien, Mandeln, Schafdala, (eine Gattung Pfirsiche) Alibuchari, Kaißi, (Arten von Pflaumen) Rosinen u. s. w. sehr viele Apothekermaterialien und Specereyen bekömmt man um ein Spottgeld. Dagegen werden europäische Waaren, Wollenzeuge, Cochenille, Indigo, Sammte, Goldstücke, Juchten, Pferdehäute u. dergl. sehr gesucht, und mit Vortheil abgesetzt. Es

kommen

kommen sehr viele Kaufleute aus dem innern Persien mit solchen Waaren hierher, und nehmen dagegen Seide, Baumwolle, rohes, oder verarbeitetes Eisen und baumwollene Zeuge mit sich: Aus Europa kommen nur wenige Kaufleute.

Die Provinz Masanderan ist der Schlüssel zu dem innern Persien.

Am 15 September setzte ich meine Reise nach der Provinz Astrabad fort. Diese war die anmuthigste von allen, die ich an dem westlichen Ufer der caspischen See machen konnte. Man reiset zwischen den Gebirgen und dem westlichen Ufer, aber so, daß man von diesem immer in der Entfernung einiger Meilen bleibt. Das Feld, welches den Zwischenraum ausmacht, besteht aus einem rings umher mit fruchtbaren Aeckern umgebenen Walde, der in der Mitte in eine perspectivische Allee ausgeschnitten ist, und durch viele von den Gebirgen herabrollende schöne Bäche befeuchtet wird. Der erste Ort, den man von Balfrusch aus erreicht, ist Aliabad, der Hauptort eines ganzen Distrikts dieses Namens: er ist 25 Werste von Balfrusch entfernt, und mehr wegen seiner Lage und einigen andern Umständen, als wegen einer ansehnlichen Größe, berühmt; denn er besteht nur aus einigen wenigen Häusern und einer großen Karawanserai. Von Aliabad kommt man nach Sari, welcher Ort von dem vorigen ohngefähr so weit, als dieser von Balfrusch, entfernt ist. Sari war eine sehr beträchtliche Stadt, sie wurde aber in den letzten Unruhen in einen Steinhaufen verwandelt. Von Sari nach Aschraf rechnet man so weit, als von Balfrusch nach Sari. Wenn man in Persien ein Meisterstück der Natur und Kunst beschreiben will, so nennt man diesen Ort. In der That findet man an der ganzen westlichen Küste der caspischen See keinen Ort, den man mit Aschraf vergleichen könn-

te. Schach Abas der große, der so viele Denkmäler des guten Geschmacks in Persien nachgelassen hat, legte auch diesen Ort an, und schmückte ihn durch einen prächtigen Pallast, oder durch viele in fast italienischem Geschmacke aufgeführte Lusthäuser aus, die mit dem vortreflichen Lustgarten ein Ganzes ausmachen. Er liegt ungefähr eine halbe Meile von der See, und stößt westlich an das Gebirge, welches aus lauter Waldung besteht. Die Absicht gieng auch nicht dahin, eine grosse Stadt, oder befestigten Ort, anzulegen: es sollte hier bloß Natur zu herrschen scheinen. Aschraf bestand daher nur aus ungekünstelten Bauerhöfen, die in der waldigten Ebene, welche von den Bergen bis nahe an das Ufer ausläuft, unordentlich zerstreut waren, das königliche Schloß theils umgaben, theils einen Vorboten des Schlosses abgaben. Die Lustschlösser haben mit dem Garten etwa eine halbe Meile im Umfange, und sind an den vornehmsten Stellen desselben angebracht. An den vier Hauptpforten findet man oben das persische Wapen. Es stellt einen Löwen vor, hinter welchem die Sonne hervorleuchtet. Die königlichen Häuser, davon jedes seinen eigenen Namen führt, sind zwey und drey Stockwerke von Quader- oder Bruchsteinen aufgeführt; die Wände der Zimmer, wie die Böden derselben, sind mit Marmor ausgetäfelt. Jedes Stockwerk ist mit einem großen Saale versehen, auf dessen beyden Seiten Zimmer angebracht sind. Mitten in jedem Saale war ein Springbrunnen. Die angebrachten Malereyen verrathen alle den Hang der Perser zur Unzucht. Man kann sich nichts unflätigers vorstellen, als die verschiedenen unzüchtigen Abwechselungen, die in den Gemälden herrschen.

Außer den vornehmsten königlichen Gebäuden findet man in Aschraf alles, was zu einem Hofstaate gehört. Der Garten steht voller Orangenbäume, und

Pomeran-

Pomeranzen sind in größter Menge vorhanden. Die Orangenbäume soll Schach Abas aus Indien haben bringen lassen. Cypressen, die fast unübersehlich hoch sind, Cedern, Birn- und Kastanienbäume sind in einer Stellung durch den ganzen Garten verpflanzt, daß sie durch ihre Ordnung die vortreflichsten Alleen bilden. Zwischen denselben nehmen gemeiniglich Granatbäume ihren Platz ein. An Wasserkünsten finden die Perser einen besondern Geschmack, und deswegen findet man auch hier viele Fontainen. Man muß sich in der That wundern, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Geschmack in Persien herrschte, der sich dazumal kaum in Europa ausgebreitet hatte. Jetzt ist alles verwildert, und von der ganzen ehemaligen Pracht ist nur noch kaum ein Schein übrig.

Als ich von Aschraf nach Astrabad reisen wollte, zeigten sich mir viele Schwierigkeiten. Man geräth auf diesem Wege unter die Truchmener, deren Hauptbeschäfftigung Rauben ist. Alle Perser, welche ich bey mir hatte, malten mir die Gefahr sehr schrecklich ab, und brachten mich endlich so weit, daß ich den Endschluß faßte, zurück zu reisen. Am 27 September kam ich in Balfrusch an.

Gleich nach meiner Ankunft in der Stadt begab ich mich zum Chan, in der Absicht, Abschied von ihm zu nehmen; meine Pflicht war auch, dieses Jahr nach Astrachan zurückzukehren. Unvermuthet wurde mir ein Hinderniß in den Weg gelegt. Der Urheber desselben war der boshafte Chan, welcher mir meine Entlassung aus der Provinz nicht eher geben wollte, bis ich vorher seinen Bruder von einer Thränenfistel geheilt haben würde. Die Einwendungen, daß ich mit den nöthigen Instrumenten nicht versehen sey, waren vergeblich. Damit ich nicht entwischen konnte, ergieng ein Verbot, Pferde an mich zu vermiethen, und bey

meiner Wohnung standen alle Nächte über 30 Mann Soldaten. Die Begebenheit schien mir lächerlich, aber auch zugleich fürchterlich. Ich gieng zu wiederholten Malen als ein Gefangener zum Chan, und stellte ihm die Ungerechtigkeit seines Betragens so lebhaft, wie möglich, vor: ich suchte ihm die Nothwendigkeit, abreisen zu müssen, so überzeugend zu machen; bat ihn, die Rechte eines Gastes zu bedenken; predigte ihm ganze Stunden lang von der Rache Rußlands vor, und ersuchte ihn, wenn er ja glaubte, Rußland würde keine Repressalien gebrauchen, nur gegen seinen Nachbar, den räschtischen Chan, einige Achtung zu bezeugen, der eben deswegen, weil ihm an Rußland so viel gelegen, mich mit einem Empfehlungsschreiben nach Masanderan versehen hätte, und dem es ja eine Kleinigkeit sey, an dem nächsten besten Unterthan zu Räscht eben das, was an mir ausgeübt worden, zu ahnden. Aber alle mein Philosophiren half nichts; ich bekam nicht einmal eine vernünftige Antwort; der Chan hielt mich fest, und blieb dabey, sein blinder Bruder müsse durch mich sehend werden. Ich verordnete zu dem Ende innerlich abführende, und äußerlich reinigende Mittel. Es war mir nur, um eine Erleichterung der Krankheit zu thun: ich verschaffte sie, und zu meiner Verwunderung heilte ich dieselbe zuletzt, ohne die Anwendung der Erfindung des Herrn Anils, völlig. Nun hätte ich sollen losgelassen werden: aber nein! Der Chan reiste aufs Land, ließ mich gefangen nach, und sandte die wegen meiner Abfertigung abgeschickten Bothen mit lauter abschlägigen Antworten zurück. Binnen dieser mir unvergeßlichen, traurigen Zeit trugen sich noch andre gleich traurige Umstände zu. Durch Krankheit und Kummer verlor ich meinen Zeichner Borißow, und die Studenten Habliz und Maschkow entgiengen kaum dem Tode, so gefährliche hitzige Fieber hatten sie überfallen.

fallen. Von 18 Matrosen, die auf meinem Schiffe dienten, konnten nur 5 Dienste thun: 3 von ihnen starben. Ein entsetzlicher Sturm aus Norden, der vom 19 bis 21 October dauerte, hatte auch eine schädliche Wirkung auf das Schiff. Es wurde sehr leck, und wir verloren 2 Anker, so daß uns nur noch ein einziges übrig blieb. Alle diese Umstände hinterbrachte ich dem Chan, um ihn dadurch zur Ertheilung meiner Freyheit zu bewegen. Aber eine Nebenabsicht, die er bey meiner Gefangenschaft hatte, erlaubte ihm nicht, willfährig zu seyn. Er schickte nämlich gleich nach meiner Ankunft einen Abgeordneten an Kerim Chan nach Schiraß, und ließ ihm sagen, daß derjenige rußische Spion, der sich schon eine geraume Zeit über in Persien aufhalte, nun auch in seiner Provinz angekommen sey; er möchte befehlen, ob er mich nach seiner Residenz ausliefern, oder was er sonst mit mir anfangen sollte? Mahomed Chan wartete also auf Antwort, und deswegen mußte ich Arrestant bleiben. Nachdem ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, bekam ich unversehens im Anfange des Novembers die Erlaubniß, abreisen zu dürfen. Ohne die geringste Verzögerung reiste ich nach dem Hafen Medschedlißär. Man rechnet von Balfrusch aus nach demselben 3 Meilen, auf einem vortreflichen Wege. Der Hafen liegt an einem Flusse gleiches Namens, der in den Gebirgen entspringt, und sich 1 Werst davon in die See ergießt. Die Bank, die durch dessen Mündung entsteht, hat meistens nur 2 bis 3 Fuß Tiefe; daher ist es unmöglich, daß Schiffe in demselben einlaufen können, sondern sie müssen sich in der See auf guten Ankergrund verlassen. — Ich wollte eben mit einem kleinen Boote von Medschedlißär nach dem Schiffe fahren, als ein balfruschischer Kourier ankam, der mich auf Befehl des Chans abermals arretirte. Die Ursache meines Ver-

brechens war, daß einige Leute des Chans unter meinen Zeichnungen ein Portrait gesehen, und ihrem Herrn beygebracht hatten, es gleiche ihm, und ich hätte es in der Absicht verfertigen lassen, daß ich mit einer Pistole darnach schießen wolle, worauf sein wirklicher Tod unvermeidlich erfolgen würde. Dieses Portrait war die Frucht einer müßigen Stunde, die mein verstorbener Zeichner angewandt hatte, einen Perser abzuzeichnen, der, vermittelst des Kallians, Taback raucht. Der Chan, der nun glaubte, es sey sein Bildniß, verlangte es zu sich, damit er nicht sterbe. Ich suchte alle meine Zeichnungen mit dem größten Unwillen durch, um mich aus den Händen dieses dummen Mannes los zu reißen, aber das Portrait konnte ich zu allem Unglücke nicht finden. Einen halben Tag lang suchte ich vergebens, und fand mich zuletzt genöthigt, einen meiner Leute, in der Begleitung anderer, die meinem Suchen zugesehen hatten, an den Chan zu schicken: ich betheuerte meine Unschuld, und ließ ihm mit den triftigsten Gründen beweisen, daß meine Gedanken nie so boshaft seyn könnten, als er vermuthe. Ich bat um meine Freyheit, und ließ ihm das längste Leben und dauerhafteste Wohlergehen wünschen. Meine Bitte wurde erfüllt, und gleich darauf begab ich mich auf mein Schiff.

Am 4 November spannten wir nach Enzelli die Seegel auf. Doch ehe ich von diesem Tage mein Tageregister weiter verfolge, will ich noch einige Nachrichten, die Masanderan betreffen, und die ich während meiner Gefangenschaft sammlete, folgen lassen.

Die Baumwolle erfodert einen ziemlich fetten Acker, und an welchen Stellen von Masanderan dieser nicht ist, da hilft man sich mit Mist. Wenn sie ferner gerathen soll, so müssen die Pflanzen in einer mittelmäßigen Entfernung von einander gesetzt werden. Man läßt gemeiniglich einen Raum von einem halben

bis

bis zu einem ganzen Fuß, und theilt die Felder in Furchen ein. Endlich wird auch zum guten Wachsthume der Baumwolle ein mäßiges Regenwetter erfordert: denn in Masanderan werden die Baumwollenfelder nicht gewässert. Das Versetzen der Pflanzen ist nicht gebräuchlich. Zu Anfange des Mayes ist die Saatzeit, und zu Anfange des Septembers sammlet man die Wolle ein.

Es ist bekannt, daß man unter der Baumwolle diejenige Wolle verstehet, mit welcher die Saamen der Baumwollpflanze umhüllt werden. Indem man nun diese von der Pflanze abpflückt, bekommt man auch die Saamen mit, von denen sie abgesondert werden muß. Man bedient sich dazu einer eignen Maschine. Die vom Saamen abgesonderte Wolle wird dann gehechelt, und aufs Spinnrad gebracht. Nach der Verschiedenheit der Absichten wird die Wolle gefärbt. Roth auf folgende Art: Man kocht den Krapp so lange, bis die Wurzeln gänzlich weich werden, alsdenn nimmt man sie aus dem Wasser, trocknet sie an der Sonne, und stößt sie zu Pulver. Das Pulver wird dann wieder gekocht, und darauf legt man die in dem Alaunwasser schon zubereitete Baumwolle in den mit Färberröthe kochenden Kessel, läßt sie einige Zeit in demselben liegen, nimmt sie wieder heraus, und trocknet sie an der Sonne. Wenn die Färberröthe nicht von der besten Gattung ist, so muß man ihrer in größerer Menge nehmen, oder man verbessert sie durch Cochenille.

Wenn man die Baumwolle grün haben will, so färbt man sie erst auf die jetzt beschriebene Art roth, und darauf thut man sie in einen Kessel, in welchem Indigo kocht, läßt sie in demselben einige Zeit liegen, nimmt sie alsdann heraus, und trocknet sie abermals an der Sonne. Alle Gattungen von blau, wie auch die schwarze Farbe, bringt man, vermittelst des Indigo,

heraus. Dunkelroth färbt man sie mit rothem Brasilienholze, welches aus Astrachan hieher gebracht wird, gelb aber mit den Blättern der Baummimose. Die Armenier brennen die Färberröthe, ehe sie solche zum Gebrauche anwenden: dadurch verlieren die Wurzeln einige überflüßige zum Färben unnöthige Theile, und die Färbertheile des Krapp werden dadurch erhöhet.

Die Provinz Masanderan liefert 1500 bis 1600 Batman Seide. Sie ist nicht so gut, wie die gilanische, woran das Klima schuld seyn soll. Mir aber scheint die Gewohnheit der Perser von neuen guten Anstalten zur Verbesserung der alten die Ursache davon zu seyn.

In der Provinz Masanderan sind sehr viele Weinberge; die Beeren sind von vortreflichem Geschmacke, und sehr groß. Dem ohngeachtet wird hier weniger Wein gepreßt, weil die Anzahl der Armenier sehr gering ist, und der gegenwärtig regierende Chan kein Freund von geistigen Getränken ist.

Die Gattungen der persischen Weine sind folgende. Der schiraßische ist unter allen der vortreflichste. Er ist entweder weiß, roth, oder pomeranzengelb. Er ist sehr feurig, ganz balsamisch, und von einem durchdringenden Geruche; aber er hält sich nicht lange, und wenn er verfahren werden soll, muß man ihn zuvor einkochen, wodurch er nicht nur am Geschmacke verliert, sondern auch Kopfweh verursacht. Der ispahanische Wein hat große Aehnlichkeit mit altem Champagner. Der schamachanische mit gutem Bourgogner, der astrabatische, masanderanische, gilanische und tavrisische gleichen dem gewöhnlichen rothen Franzweine, und man würde sie in Europa unter die besten Gattungen zählen, wenn sie gut behandelt würden.

Man behauptet durchgängig, daß die persischen Weine keinen Weinstein ansetzen. In Ansehung derjenigen, die das westliche Ufer der caspischen See hervorbringt,

bringt, habe ich die Sache ungegründet gefunden. Die Leute, welche Wein machen, thun ihn im Herbste in große bauchigte töpferne Gefäße. Anstatt der Keller graben sie geräumige Gruben in der Erde, setzen die Töpfe da hinein, und bedecken die Mündungen derselben mit Steinen; die Gruben selbsten aber schütten sie wieder mit Erde zu. In diesem Zustande bleibt der Wein ein oder zwey Jahre; auch wohl noch länger. Man bemerkt bey Eröffnung dieser Weintöpfe öfters, daß sich etwas weißes darinnen angesetzt hat, welches von salzigem Geschmacke ist. Ich habe selbst gesehen, daß diese weiße salzigte Materie in Gestalt von Schneeflocken, oder Eiszapfen, inwendig an dem Steine, der die Töpfe bedeckte, senkrecht herab hieng. Einige Male bemerkte ich sogar, daß die ganze Oberfläche des Weines selbsten, einige Linien dick, von diesem Salze so überzogen war, daß es das Ansehen hatte, als wäre der Wein zugefroren. Das Salz zerschmilzt aber, so bald es an die Luft kommt, und wird zu Wasser. Ohnstreitig ist dieser Ansatz ein wahrer Weinstein, der sich in diesen unterirdischen Töpfen weit besser von dem Weine absondern konnte, als es in unsern Kellern und Fässern zu geschehen pflegt. Weil aber die Leute dieses Salz nicht kennen, so werfen sie es als eine unbrauchbare Sache weg, und kaufen den Weinstein von astrachanischen Kaufleuten. Dieß ist aber nicht der einzige Schaden, den sie sich damit zufügen, denn indem dieses Salz nach seiner laugenhaften Natur die Feuchtigkeit der Luft so begierig an sich zieht, so geschieht es auch, daß es bey Oeffnung der Gefäße schmilzt, in den Wein tröpfelt, ihn abermals verunreiniget, seinen Geschmack verdirbt, und seine Dauer verkürzt. Statt, daß man also in Persien die besten Weine und den besten Weinstein haben sollte, so sind jene meistens schlecht, und den letztern kennt man gar nicht.

Die schiraßischen und ispahanischen Weine werden aus Gartentrauben gepreßt. Die Plantagen besorgen die Armenier hauptsächlich: auch die Engländer, deren Handlungsgesellschaft zu Bendarabaßa im Flor ist, beschäfftigen sich mit Weinpressen, und ihre gute Einrichtung, die sie, in Betracht der Keller, gemacht haben, verschafft ihnen sehr gute Weine. Sie verschiffen sie über Ostindien nach Europa.

In Masanderan findet man eine unglaubliche Menge Schildkröten, von allen Gattungen. Einige derselben sind 1 Elle lang, und $\frac{1}{2}$ breit. Es ist besonders, daß die Schlangen sich so sehr vor den Schildkröten fürchten. Die Schildkröte schleicht der Schlange heimlich nach, sucht ihr einen tödtlichen Biß beyzubringen, und verzehrt sie dann. Natürlicher Weise müssen die Schlangen unversehens überfallen werden, denn sonst könnten sie leicht einer phlegmatischen Schildkröte durch Flucht entwischen.

In der Provinz Masanderan hatte ich auch Gelegenheit, häufige Beobachtungen über die Insekten anzustellen, und so sehr ich über die magere Beschaffenheit der untern Gegenden der Wolga, in Ansehung dieser Geschöpfe, klagen mußte, so unmöglich war es mir hier, die Mannigfaltigkeit und Seltenheit derselben genug zu bewundern.

Der Tyger heißt in der persischen Sprache Paleng, und ist in den waldigten Bergen der Provinz Masanderan ziemlich gemein. Er hat, in Absicht auf die Gestalt seines Leibes, der im Verhältnisse der kurzen Beine allzu lang ist, seiner grimmigen Augen, seiner beständig hervorragenden Zunge, seiner Sprünge, und seines verlängerten Schwanzes, mit dem ostindischen Tyger eine vollkommene Aehnlichkeit, er ist aber weder so groß, noch grausam. Ich habe keinen angetroffen, der länger, als 7 Fuß, gewesen wäre, von der Na-

se bis zum Anfange des Schwanzes gerechnet. Wenn er nicht gereizt wird, hört man selten, daß er auf einen Menschen losgehen soll, aber zahm läßt er sich nicht machen, weder durch Gewalt, noch Güte. Junge Tyger, die man gleich der Mutter nahm, und die im ersten Jahre sich ganz sittsam betrugen, mußten nach 14 Monaten erschossen werden, so wild und furchtbar machten sie sich. Das Weibchen wirft im Frühjahre drey bis vier Junge. Man hält in Persien die Haut dieser Thiere hoch, und gebraucht sie zu Pferdedecken. Ein sehr mittelmäßiges Fell wird mit 3 Rubeln bezahlt.

Hirsche, Rehe, und Dammhirsche trifft man in den bergigten Gegenden des Landes häufig an. Das Thier Kotschkui, oder wilde Schaf, muß nach der Gestalt seiner Hörner und Leibes unter dieses Geschlecht gerechnet werden; anderer Eigenschaften wegen kann man es aber als eine ganz eigene Art, oder als ein Mittelding zwischen Schafen, Hirschen und Ziegen ansehen.

Bezoar kommt auch aus diesen Gegenden. In der persischen Sprache heißt er Pasahr, und man kann leicht begreifen, wie aus diesem letzten Worte das unsrige entstanden seyn mag. Der Bezoar ist nichts anders, als eine zu Stein gewordene Verhärtung gewisser in dem Magen einer besondern Ziege erzeugter, schon zuvor ungesunder und träger Säfte. Die Ziege, welche den Bezoar liefert, heißt im Persischen Pasang: bey Kämpfer Capricerva. Amoen. exot. p. 398. Die Ziege ist ohngefähr so groß, als unsre Hausziege. —

Der Wind war uns auf der Reise von Medschetißär nach dem enzellischen Hafen, allwo ich wieder anlanden mußte, um meine daselbst befindliche Gesellschaft wieder zu mir aufs Schiff zu nehmen, weder günstig, noch zuwider, denn wir hatten gar keinen, daher wir zu dieser Reise 12 Tage nöthig hatten, da man sonst nur etwa 48 Stunden gebraucht. Die Hoffnung al-

so, welche ich bey mir noch immer unterhielt, nach Astrachan in diesem Jahre zurück zu kehren, verschwand nun gänzlich, weil nach kaiserlichen Befehlen kein Schiff nach dem 1 November den Hafen von Gilan verlassen darf. Ich beschloß daher, den Rest dieses Monats, den December und Januar, in Enzelli zuzubringen. Hier erhielt ich die traurige Nachricht, daß während meiner masanderanischen Reise der Student Klutscharew und der Ausstopfer Kolaw gestorben waren.

Der Winter war so strenge, als er seit undenklichen Zeiten gewesen seyn soll. Im December fiel 3 Fuß hoher Schnee, und alle Orangen- und besonders Badrantenbäume erfroren. Beym Anfange des Januars hörte diese Witterung auf, und gleich stellte sich der Frühling ein.

Den ganzen Winter über beschäfftigen sich die Kaufleute mit dem Einpacken der Seide. So bald solche abgewunden ist, wird sie von besondern Leuten gereinigt. — In diesem Jahre brachten die rußischen Kaufleute eine Waare nach Persien, die noch dahin nie gekommen war: nemlich versüßten astrachanischen Brandtewein, aus der Fabrike des Obersten von Beketoff. Die Perser kauften ihn begierig auf, und bezahlten ihn theuer.

Am 10 Februar 1772 verließ ich mit dem übrigen Reste meiner Reisegesellschaft den Hafen von Enzelli, und am 5 April stieg ich bey der Waraga Lagau ans Land, und am 10ten langte ich in meiner Schalupe, voll dankbaren Gefühls wegen meiner glücklichen Erhaltung, in Astrachan an.

Ende des achtzehnten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zückert, Johann Friedrich, 1737-1778

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausfü hrlichen Auszuge Worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird ; Aus Bd.: 18

Berlin (1778)

It.coll. 76-18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465684-7
VD18 80457940-001